Vorlesungen

über

Wesen und Geschichte

der

Reformation.

Von

Dr. K. R. Hagenbach,

Professor in Basel.

Zweiter Theil.

Leipzig,

Weidmann'sche Buchhandlung

1834.

Inhalt.

Seite

Dreizehnte Vorlesung. Allgemeiner Blick auf die politische und kirchliche Lage der Schweiz. Cardinal Schinner. Bernhardin Samson. Zürichs Entgegenkommen im Reformationswerke. Bern. Johann Haller. Religiöser Zustand der Stadt Bern. Der Jetzerische Handel. Der Schädel der heiligen Anna. Franz Kolb. Berthold Haller und Seb. Meier. Nikl. Manuel. Basel. Politischer Zustand. Der Bischof Christoph von Utenheim. Die ersten Reformatoren: W. Capito, Wilh. Röublin, Wolfg. Wyßenburger. 1

Vierzehnte Vorlesung. Weitere Verbreitung der Reformation in Deutschland. Karlstadt und die Zwickauer Propheten. Wittenberger Unruhen. Luther verläßt die Wartburg. Sein Zusammentreffen mit zwei Schweizerjünglingen in Jena. Sein Benehmen gegen die Schwärmer. Sein Streit mit Heinrich VIII. Hadrian VI. Reichstag zu Nürnberg. Clemens VII. Die Reformation beginnt Sache der Diplomatie zu werden. Luthers Stellung zu ihr. 27

Funfzehnte Vorlesung. Johann Oekolampad. Ueber Erasmus Verhältniß zur Reformation und zu Luthern. Ulrich von Hutten und sein Streit mit Erasmus. Fortsetzung der schweizerischen Reformationsgeschichte. Begebenheiten in Zürich. Das erste Religionsgespräch und dessen Folgen. Die Bilderstürmer. Die zweite Disputation. Conrad Schmidt, Comthur v. Küßnacht. 52

Sechszehnte Vorlesung. Weitere Reformation in Zürich. Zürichs Verdienste um die Reformation. Bern. (Clara May. Valerius Anshelm und seine Frau. Das Kloster Königsfelden. Joh. Heim und Seb. Meyer verwiesen.) Basel. (Wilhelm Farel und seine Disputation. Stephan Stör. Einige Fortschritte zur Reformation.) Mühlhausen. Biel. Solothurn. Freiburg. Schaffhausen. (Seb. Hofmeister. Erasmus Ritter.) St. Gallen. (Vadianus, Keßler u. a.) Appenzell. Glarus. Graubünden. Wallis. Luzern. Die Urkantone und ihr Verhältniß zum Katholicismus. Vergleichung der deutschen und schweizerischen Reformation. Einzelne Excesse der letztern. (Thomas Plater u. das Heiligenbild.) 79

Siebenzehnte Vorlesung. Der Sacramentstreit. Bedeutung des heiligen Abendmahls. Parallele zwischen Luther und Zwingli. Was brachte Luthern zu seiner Hartnäckigkeit? Oekolampads Antheil am Streite. Erasmus. Thomas Münzer und der Bauernkrieg in Deutschland. Melanchthons und Luthers Ansichten hierüber. 101

Seite

Achtzehnte Vorlesung. Allgemeine Gedanken über Revolution und Reformation und die Stellung der letztern zur erstern. Das politische System der Reformatoren und das heutige Verhältniß von Staat und Kirche. Aufstand der Baselschen Landleute 1526. Die Wiedertäufer in der Schweiz. Das Benehmen der Regierungen gegen sie. Ein Wort über Cultusfreiheit. 125

Neunzehnte Vorlesung. Blicke in das häusliche Leben der Reformatoren. Die Verehelichung Melanchthons, Zwingli's, Luthers und Oekolampads. Luther als Mensch. Anekdoten. Weitere Schicksale der deutschen Reformation. Kirchenvisitation und Katechismen. Erster Reichstag zu Speier 1526. Politische Händel. Die Deutschen in Rom. Das Packische Bündniß. Der Türkenkrieg. Zweiter Reichstag zu Speier 1529. Die Protestanten (woher ihr Name?). Trennung zwischen den Lutheranern u. Reformirten. Landgraf Philipp von Hessen. . 152

Zwanzigste Vorlesung. Weitere Verbreitung der Reformation im übrigen Europa, u. Hindernisse derselben. — Schweiz: Die Badensche Disputation. Oekolampad und sein weiteres Wirken in Basel. Unruhige Vorgänge daselbst. Die Berner Disputation u. Vollendung der Reformation in Bern. Reactionsversuche. Die Haslithaler. Endlicher Sieg der Reformation in Basel. Grenze zwischen Reformation u. Revolution. 177

Einundzwanzigste Vorlesung. Fortsetzung der Basler Reformationsgeschichte. Die Universität. Erasmus. Andere Gelehrte. Thomas Plater. Kirchliche Einrichtungen. Reformationsordnung. Der Bann und dessen Bedeutung. St. Gallen und Schaffhausen. Die übrige Schweiz. Feindliche Stellung der Parteien. Separatbündnisse. Der erste Kappeler Krieg. Zwingli's Ansichten, verschieden von denen Luthers, über den Gebrauch der Gewalt. Das Marburger Gespräch. Der Reichstag von Augsburg. Die Confessionen. 201

Zweiundzwanzigste Vorlesung. Die protestantische Lehre, der protestantische Cultus und die Kirchenverfassung. . . . 225

Dreiundzwanzigste Vorlesung. Kriegerischer Wendepunct der Reformationsgeschichte. Der Religionskrieg in der Schweiz. Schlacht bei Kappel. Zwingli's und Oekolampads Tod. Weitere Schicksale der deutschen Reformation. Luthers Tod. Johann Calvin u. die Reformation der französischen Schweiz. 250

Vierundzwanzigste Vorlesung. Der Calvinismus in seinem Verhältniß zum ältern Protestantismus von Luther und Zwingli. Servets Tod. Weitere Ausbreitung der Reformation in Europa. Rückwirkung auf den Katholicismus. Tridentinum und Jesuiten. Charakter der Reformation und ihr Einfluß auf die verschiedenen Gebiete des Lebens. Schluß. . 275

Dreizehnte Vorlesung.

Allgemeiner Blick auf die politische und kirchliche Lage der Schweiz. Cardinal Schinner. Bernhardin Samson. Zürichs Entgegenkommen im Reformationswerke. Bern. Johann Haller. Religiöser Zustand der Stadt Bern. Der Ketzerische Handel. Der Schädel der heiligen Anna. Franz Kolb. Berthold Haller und Seb. Meier. Nikl. Manuel. Basel. Politischer Zustand. Der Bischof Christoph von Utenheim. Die ersten Reformatoren: W. Capito, Wilh. Röublin, Wolfg. Wyßenburger.

Wenn ich schon in der vorigen Stunde auf den verschiedenen Charakter der deutschen und der schweizerischen Reformation aufmerksam gemacht habe, so dürfte uns heute, da wir uns mit den Anfängen der schweizerischen Reformationsgeschichte zu beschäftigen haben, dieser Unterschied in verschiedenen Beziehungen klar werden.

Ich zeigte schon das letzte Mal, wie das Uebergewicht der einzelnen Persönlichkeit in der Schweiz nicht so bedeutend ist, als in Deutschland, und so werden wir denn auch wirklich außer Zwingli noch andere Männer kennen lernen, die gleichzeitig mit ihm in andern Kantonen gewirkt haben, ohne zu ihm in jenem Verhältnisse der Unterordnung zu stehen, wie die deutschen Reformatoren zu Luther. Ich habe ferner darauf aufmerksam gemacht, wie nicht das ganze Drama sich aus einer einzelnen That entwickelt, wie dieß in Deutschland der Fall war, sondern wie hier der Ablaßkram nur eine von den übrigen mitwirkenden Ursachen ist, nicht aber die vorzugsweis bestimmende, oder auch nicht einmal die absolut erste Ursache der Zeit nach.

Deßhalb aber ist es auch schwieriger, ein bestimmtes Jahr als das Anfangsjahr in der schweizerischen Reformationsgeschichte zu bezeichnen, während wir in Deutschland das Jahr 1517 und ja sogar den Tag haben, den 31. October.

Indessen wird gewöhnlich das Jahr, mit welchem Zwingli's öffentliche Wirksamkeit in Zürich beginnt, das Jahr 1519, als das 1. Jahr der schweizerischen Reformation bezeichnet, und wirklich haben auch die meisten Schweizerkantone dieses zur Norm angenommen bei der Wiederholung der hundertjährigen Feier.

Ohne uns jedoch streng an dieses Jahr zu binden, werden wir zu zeigen haben, wie sich's in der Schweiz allmählig zur Reformation angelassen, bis zum Anfange des Jahres 1522, dem Zeitpuncte, wo wir Luthern auf der Wartburg verlassen haben.

Sie dürfen, wie schon bemerkt, hier kein Bild erwarten, das aus einem Gusse ist, keine plastische Darstellung, wie ein größeres Kunstgeschick, als das meinige, von der deutschen Reformation sie allerdings zu geben vermöchte, da alles zusammenhängt mit Luthers Person und seiner Geschichte; sondern es ist eine Mosaikarbeit, der sich auch der beste Erzähler wird unterziehen müssen, wenn er die einzelnen Begebenheiten, die er in den zerstreuten Gegenden des Vaterlandes findet, so gut wie möglich in ein Gemälde zusammenzustellen versucht.

Um so nothwendiger wird es aber sein, den Grund des Gemäldes noch einmal etwas schärfer ins Auge zu fassen, nämlich die politisch-kirchliche Lage der Eidgenossenschaft zu Anfang des 16. Jahrhunderts.

Sie erinnern sich aus der allgemeinen politischen Uebersicht, die ich in einer frühern Stunde*) gegeben habe, daß schon in den burgundischen Kriegen die Schweiz gegen eine größere politische Bedeutsamkeit, die ihr jetzt allerdings im europäischen Staatensysteme zu Theil ward, ihre frühere Unabhängigkeit eingebüßt hatte. Wir finden von dieser Zeit an die Eidgenossen in fremder Herren Dienst, bald des Papstes, bald einzelner italienischen Großen, besonders der Herzoge von Mailand, bald wieder Frankreichs; mit letzterem besonders seit der Schlacht von Marignano (1516), nach welcher Franz I. einen ewigen Frieden mit den Schweizern zu schließen unternommen hatte. Nicht selten hatte

---

*) Siehe Vorles. 9.

sich der Fall ereignet, daß Brüder gegen Brüder im Felde standen um schnöden Lohnes willen, und ehe noch die kirchliche Trennung eintrat, war die Einheit des Schweizersinnes bereits gebrochen durch die politischen Factionen, und die leidenschaftliche Stimmung der Kantone gegen einander fand sich von selbst schon traurig genug eingeleitet. Nur wenige wahrhaft patriotische Männer waren es, die sich über den Parteien zu halten, und die schweizerische Unabhängigkeit gegen jede Seite hin zu vertheidigen den Muth hatten. Eben die waren auch die Freunde der kirchlichen Reformation, an ihrer Spitze Zwingli selbst. Hören wir darüber, ähnlich der eines Niklaus v. der Flüe, seine eigene warnende Stimme*):

„Unsere Vorderen haben aus keiner andern denn göttlicher „Kraft ihre Feinde geschlagen und die Freiheit erkämpft. Um „diese nur stritten sie; nie schlugen sie um Lohn Christenleute „todt. Aber der Teufel hat uns zu unsrer Zeit die fremden „Herrn aufgerichtet, daß sie zu uns sprechen: ihr starken Helden „seid thöricht, in euren rauhen Bergen zu bleiben; dienet uns, „ihr sollt großes Gut dafür empfangen. Was haben wir em„pfangen? Nur bei Menschengedenken größern Schaden zu Nea„pel, Novarra, Mailand in dieser Herrn Dienst, als vorher so „lange eine Eidgenossenschaft bestanden hat. Auch sind wir in „eigenem Krieg immer sieghaft gewesen, in fremdem oft sieglos. „Sodann soll jeder, der in solche leichtsinnige Fehde zieht, vor„her doch sein eigen Heil bedenken. Was würdest du von dem „Fremden sagen, der in dein Land gewaltsam einbräche, deine „Güter zerstörte, dein Vieh hinwegtriebe, deine Söhne, die dich „beschirmten, erschlüge, deine Töchter schundete, deine flehende „Hausfrau mit Füßen stieße, und zuletzt noch dir Haus und „Hof verbrennte? Du würdest meinen, wo sich der Himmel „nicht öffnete und Feuer speite, das Erdreich sich nicht zerrisse „und solchen Böswicht verschlänge, es wäre kein Gott. Wenn

*) Bei Hottinger (Forts. von J. v. Müller VI. S. 1.) nach einem freien Auszug aus Zwingli's Schrift: „eine göttliche Vermahnung an die ehrsamen, weisen, ehrenvesten, ältesten Eidgenossen zu Schwyz, daß sie sich vor fremden Herrn hüten und entladen," abgedruckt in Zwingli's Werken von Schuler u. Schultheß, deutsche Schriften, 3. Theil, S. 287., im Auszuge bei Usteri und Vögelin, II. 487.

„aber du Andern dergleichen thust, so meinst du, es sei Kriegs=
„recht. Oft wird dann dieses schnöde Reislaufen mit den Worten
„entschuldigt: Wir bedürfen reicher Herrn, wir sind ein armes
„Volk und haben ein rauhes Land. Wie kommt es, daß das=
„selbe Hunderte von Jahren lang fruchtbar genug gewesen ist,
„unsere Vorfahren zu nähren, für uns aber nicht mehr? Da=
„her, weil niemand mehr mit Arbeit sich nähren will, wie die
„Vorfahren, weil wir glänzender, bequemer leben wollen *). Der Neid
„und Eigennutz sind bei uns eingerissen; das haben die fremden
„Herrn wohl bemerkt. Sie haben die Begierden noch ferner
„ausgesäet **), und die Zwietracht ist daraus gefolget. Ginge ihr
„Rathschlag ganz für sich, so wäre die Eidgenossenschaft schon
„zerstört. Ja, sie wachen, und wenn sie euch schaden können,
„so werden sie es nicht sparen. Darum zwingt mich Liebe,
„euch zu warnen, weil es noch Zeit ist, sonst werden sie, die
„mit Eisen und Hellbarden euch nicht besiegen können, mit wei=
„chem Gold euch überwinden."

---

*) „Ist war, so man sich nit vergnügen will zimmlicher narung und bekleidung, muß es etwannher kummen. Wenn aber dheiner (keiner) sich ryter strackte, denn er Decke hat, dörft es der Worten nit." Wie passend auch auf unsere Zeit, und auf die Gründe, womit man Revo=lutionen entschuldigt.

**) Besonders beklagt der Redner auch die gewichene Einfalt, Scham und Zucht: „dann die unseren nie heim kummen sind us fröm=den Kriegen, sy habend mit jnen etwas nüwes bracht an Kleidung jr selbs u. jrer wybren, an spys, an trank unmaß, nüw schwür (neue Flüche und Schwüre), und was sie sündlichs sehend, lernend sy gern: also daß ze besorgen ist, lasse man nit von frömden Herrn, man werde damit noch schädlichere Laster mit der Zeit erlernen. Es wird ouch alle Frowenzucht deß schwächer und unfrömmer." Damit paßt ganz das Sittengemälde, welches Glutz=Blozheim (Forts. v. Joh. v. Müller, S. 504.) nach gleichzeitigen Schriftstellern entwirft: „Die Sucht, fremde Gebräuche nachzuäffen und zu glänzen, war in Wohnungen, Speisen und Kleidern am sichtbarsten. Die Häuser wurden geräumiger, die Scheiben größer und mit mehr Klappen versehen; zum Getäfel, zu Tischen, Stühlen, Betten und Schränken wählte man schöneres Holz, und zierte es mit Schnitzwerk. Die Gerichte in größerer Zahl mußten mehr abwechseln; es genügte nicht, daß sie den Gaumen reizten, Sel=tenheit sollte sie auszeichnen; verschiedenartiges Gewürze ward in Menge, überall Zucker angewendet. Den Durst mit einheimischem Weine zu lö=schen gereichte zur Schande, er mußte in Menge genossen werden, fremd und zusammengesetzt sein. Am verderblichsten wirkte der unaufhörliche Kleiderwechsel. Selten sah man die ehemals fast einzig gebräuchlichen Stoffe, graues Tuch und Zwillich; Seide wurde gemein, in Küche und Stall, und auch von Bauern getragen. Jedermann strebte nach feinen

Mit dieser politischen Lage hing die kirchliche mehr oder weniger zusammen. Auch hier bemerken wir in den ältern Zeiten eine größere Unabhängigkeit der Schweiz von der geistlichen Gewalt und vom römischen Stuhle. Was nämlich die Stellung der geistlichen Gewalt zur weltlichen betrifft, so hatten schon nach der Mitte des 14. Jahrhunderts (1370) die Waldstädter mit Zürich einen Bund gemacht gegen die Bedrückungen eines dortigen Propstes zunächst, dann aber auch gegen die Anmaßungen der Clerisei überhaupt. Die Grundsätze dieses Bundes waren niedergelegt in dem sogenannten Pfaffenbrief, der auch auf dem Stanzer Verkommniß (1481) erneuert und bestätigt ward. Die geistlichen Verhältnisse aber waren also geordnet: Die ganze Schweiz zerfiel in 6 Bisthümer, Lausanne, Sitten, Como, Basel, Chur und Constanz. Das letztere war das größte und bedeutendste. Es umfaßte die ganze östliche Schweiz bis an die Aar, mit Ausnahme der Bünde, die unter dem Bisthum von Chur standen. Diese Bisthümer selbst standen nun früher mit deutschen, französischen und italienischen Erzbisthümern im Metropolitanverbande. So Chur und Constanz mit dem Erzbisthum Mainz, Basel und Lausanne mit Besançon, Como und Sitten mit Mailand. Allein, wie wir früher schon gesehen haben, ging die päpstliche Politik darauf aus, die Bisthümer aus dem Verbande mit ihren Erzbisthümern zu lösen *) und sie unmittelbar an Rom zu knüpfen, wozu sie sich besonders der Nuntiaturen bediente. Dieses Institut der Nuntia-

---

Tüchern, Sammet, köstlichem Pelzwerk, Stickereien von Silber u. Gold, und nach Edelsteinen, seinen Reichthum damit kund zu thun. Die Männer zierten ihre Hüften mit prächtig gearbeiteten Dolchen und Degen, die Spitzen der Schuhe mit goldnen und silbernen Schnäbeln, oft auch die Zehen mit Ringen; ihre Röcke und Mäntel bekamen viele Falten, die Beinkleider immer mehr Farben und zahllose Bänder. Die langen, mit Schleppen versehenen Röcke der Frauen wurden plötzlich so kurz, daß man der Verletzung des Anstandes durch Verbote zuvorkommen mußte; dann traten Falten an die Stelle der Schleppen; man schmückte sich mit der zartesten lombardischen Arbeit. Zur Zeit des ewigen Friedens mit Frankreich war spanische Kleidung allgemein."

*) Ob es jetzt an der Zeit sei, das alte Verhältniß ohne Weiteres wieder herzustellen, oder was an die Stelle zu setzen, ist eine andere Frage. Möchten nur auch hier die kirchlichen Reformen, ungetrübt vom politischen Parteigeiste und ohne Verletzung anerkannter Rechte, vor sich gehen!

turen hat nun besonders einen großen Einfluß geübt auf die politische und kirchliche Lage der Schweiz. Die päpstlichen Legaten, deren oft mehrere zugleich in der Schweiz waren, spielen auch in der Reformationsgeschichte eine bedeutende Rolle. Sie waren es, welche, ganz im Widerspruche mit dem friedlichen Hirtenamte eines Dieners Christi, die kriegerischen Werbungen betrieben für den römischen Stuhl, wetteifernd mit den Gesandten des mächtigen Frankreichs; sie, in deren Hände das Ablaßwesen gelegt war, sie, welche die aufkommenden Ketzereien in der Geburt ersticken sollten. Wenn die Legaten Ennius, Pucci, Wilhelm de Falconibus sich meist nur vorübergehender Aufträge entledigen, so finden wir dagegen an dem Cardinalbischof von Sitten, Matthias Schinner, schon bereits einen für die päpstlichen Zwecke fortwährend thätigen Landesbischof, und somit gewissermaßen einen ständigen Nuntius*), durch welchen am sichersten auf die Stimmung des Volkes gewirkt werden konnte.

Schinner war in der That ein Mann von ungewöhnlichen Talenten. Aus Wallis gebürtig, der Sohn armer Eltern, hatte er sich früh dem geistlichen Stande gewidmet, und durch seine Gelehrsamkeit den Blick des damaligen Bischofs von Sitten, Jost von Silenan, auf sich gezogen, dessen Nachfolger er auch wurde. Der kriegerische Papst Julius II., der ihn zu seinen Werbungen nöthig hatte, machte ihn zu seinem Legaten in der Schweiz, und beschenkte ihn mit dem rothen Cardinalshute, was zu witzigen Bemerkungen Anlaß gab über die blutigen Geschäfte der geistlichen Herrn**); denn er war es, der die Schweizer in die Felder von Novarra und Marignano gelockt hatte, und der überhaupt die Werbungen aufs schamloseste betrieb.

---

*) Eigentlich ständige Nuntiaturen finden wir freilich erst später, seit Paul V. 1579, siehe Snells pragmatische Erzählung der neuern kirchlichen Veränderungen so wie der progressiven Usurpationen der römischen Kirche in der katholischen Schweiz. Sursee 833. S. 11.

**) „Sie tragen (sagt Zwingli) billig rothe Hüte und Mäntel; denn so man sie schüttelt, so fallen wohl Dukaten und Kronen heraus. Wenn man sie aber recht auswindet, so rinnet deines Sohnes, Vaters, Bruders, Freundes Blut heraus.“ Aus Bullingers Chronik bei Schultheß und Schuler (Zwingli's deutsche Schriften 3. Theil, S. 350. Vergl. Rüscheler a. a. O. S. 37.).

Bei dem allen gehörte Schinner, seiner wissenschaftlichen Bildung zufolge, zu jener liberalen Partei in der Kirche, wie sie an einem Erasmus ihren Repräsentanten fand. Er mochte daher auch im Anfange den wissenschaftlichen, helldenkenden Zwingli sehr wohl leiden, und überhäufte ihn sogar mit vielen Gunstbezeigungen. Auf seinen Beistand im Reformationswerke hatte auch Zwingli früher gehofft, aber er täuschte sich sowohl in ihm, als in dem ähnlich gesinnten Bischofe von Constanz, Hugo v. Landenberg. An beide hatte sich Zwingli bereits von Einsiedeln aus gewandt und sie aufgefordert, mit ihrem Ansehen den überhandnehmenden Mißbräuchen zu steuern. Aber von beiden hatte er nur Versprechen erhalten, ohne daß sie in der Erfüllung größern Ernst gezeigt hätten, als die deutschen Bischöfe in der Sache Luthers.

So standen die Sachen, als im August des Jahres 1518 der Franciscanermönch Bernhardin Samson als apostolischer Generalcommissar und Ablaßkrämer über den Gotthard in die Schweiz kam. Mit derselben Unverschämtheit, wie Tezel, pries auch er den päpstlichen Ablaß an, und verkaufte ihn um Geld. Zwingli war noch in Einsiedeln, als Samson in den kleinen Kantonen sein Wesen trieb, und schon damals warnte er in Predigten, und verdarb ihm den Handel in Schwyz. Schon bessere Geschäfte machte Samson in Zug. Empörend war es hier unter anderm, mit welcher Härte er in Zug die Armen von sich wies, die sich zu der vermeintlichen Quelle des Trostes hinzudrängten. „Lieben Leute, sprachen seine Gesellen, drängt euch nicht so heftig, laßt erst die vor, welche Geld haben, denen, die nichts haben, wird man nachher auch noch Bescheid geben.“ Von Zug aus nahm er seinen Weg über Luzern und den Kanton Unterwalden und das Oberland nach Bern. Hier wollte man ihm erst den Eingang in die Stadt wehren, allein von Burgdorf aus wußte er sich durch seine Freunde bei dem Rathe der Stadt zu verwenden, so daß ihm gestattet ward, in dem Vincenz-Münster unter feierlichem Gepränge seine Waare feilzubieten. Auch er bot, wie Tezel, nicht nur für vergangene, sondern auch für künftige Sünden vollen Ablaß an. Die Ablaßzettel für die Reichen waren auf Pergament, und wurden für eine Krone und darüber

das Stück verkauft, die für die Armen auf Papier, und kosteten zwei Batzen *). Einen merkwürdigen Handel machte hier der Ritter „klein Jacob vom Stein." Dieser kaufte für sich und sein 500 Mann starkes Fähnlein von Reisläufern, so wie für die Einwohner seiner ganzen Herrschaft Belp, und für alle seine Voreltern einen vollkommenen Ablaß um einen Apfelschimmel **). Am letzten Tage seiner Anwesenheit in Bern ließ Samson noch einmal die Gemeinde durch Glockenschall in den Münster berufen, und verkündete ihr von den Stufen des Hochaltars herunter durch seinen Dolmetscher, Heinrich Wölflin, daß alle Seelen derer, die zu kurzem Gebet niederknien würden, rein sein sollten wie unmittelbar nach der Taufe, und da alles Volk zum Gebet niedersank, sprach er endlich auch alle Seelen der verstorbenen Berner, wo und wie sie immer verschieden sein möchten, von den Qualen der Hölle und des Fegfeuers los.

Während der Pöbel und selbst auch einige Gebildete (unter ihnen der genannte Wölflin) sich solches Spiel gefallen ließen, ärgerten sich die besser und heller Denkenden mit Recht über den Frevel. So der Venner Wyler, welcher unwillig in die Worte ausbrach: „Wenn die Päpste solche Macht haben, so sind sie die größten Bösewichter, daß sie die Seelen so lange im Fegefeuer schmachten lassen."

Von Bern aus nahm Samson seinen Weg durch den Aargau über Baden nach Zürich. Als er in Baden die Frechheit so weit trieb, daß er auf offenem Kirchhof behauptete, er sähe die Seelen, wie sie aus dem Fegfeuer gen Himmel flögen ***), versuchte es ein Spaßmacher, ihn zu parodiren, indem er von dem Kirchthurme herunter ein Federkissen ausschüttelte und dieselben Worte sprach: seht, wie sie fliegen! Darüber entstand ein allgemeines Gelächter, Samson ergrimmte, und nur die Behaup-

---

*) Nach Anshelm V. 334.

**) „um einen kuttgrowen (quittengrauen) Hengst" Anshelm V. 335.

***) Machen es die jetzigen Samsone besser, welche dem bethörten Volke den politischen Himmel voller Geigen malen? wenn sie von Früchten der Aufklärung träumen, die, außer ihnen, niemand sieht? „Flausen, Flausen!" möchte man da auch rufen, und ein Deckbett über sie ausschütten.

tung, daß jener Mensch bisweilen nicht recht im Kopfe sei, rettete ihn vor Mißhandlung. Mit Schimpf und Schande zog Samson aus Baden ab. Aber in Bremgarten ging es ihm nicht besser. Schon in Lenzburg war ihm der Eingang von dem Pfarrer von Staufberg verweigert worden; ja, der Bischof von Constanz selbst hatte durch seinen Generalvicar, Joh. von Faber, es den Geistlichen seiner Diöces verboten, sich mit Samson einzulassen, weil er es versäumt hatte, die bischöfliche Erlaubniß zu seinem Gewerbe nachzusuchen. Standhaft widersetzte sich ihm daher auch der Decan von Bremgarten, der greise Bullinger, der Vater des Geschichtschreibers. Weder durch die Drohungen, noch durch die gemeinen Beschimpfungen des Mönches, noch durch den Bann, den er gegen ihn aussprach, ließ dieser sich einschüchtern; sondern er nahm den Weg nach Zürich, ehe Samson dahin gelangte, und brachte seine Beschwerden bei der daselbst versammelten Tagsatzung an. Diese beschloß, dem Ablaßkrämer den Eintritt in die Stadt zu verweigern. Samson verschaffte sich denselben zwar dennoch, indem er vorgab, er habe im Namen seines Herrn der Tagsatzung etwas zu eröffnen. Der Verkauf seiner Waare aber ward ihm verboten, und unverrichteter Sache mußte er abziehen und über die Alpen zurückkehren. Daß Zwingli's Predigten viel zu einer solchen entschiedenen Stimmung beigetragen, läßt sich denken, und selbst der Generalvicar von Constanz, Faber, sein nachmaliger Gegner, bezeugte ihm sein lebhaftes Wohlgefallen darüber. Auch der Papst sah sich genöthigt, einlenkende Schritte gegen die Eidgenossen zu thun, und obwohl er bestätigte, daß Samson in seinem Auftrage gehandelt, so versprach er doch, zu untersuchen, ob er seine Vollmacht nicht überschritten habe, und ihn zu bestrafen, wenn dieses der Fall sei.

Wie schon bemerkt, waren die unmittelbaren Folgen des Samsonischen Ablaßkrames nicht dieselben, wie die des Tezelschen in Deutschland. Wir haben es hier nur mit einer mitwirkenden, nicht mit einer primären Ursache zu thun, und verschieden ist der Anfang, den die Reformation in den verschiedenen Städten und Orten nimmt. Betrachten wir diese Reformationsanfänge etwas genauer im Einzelnen.

In Zürich hatte sich schon in frühern Zeiten neben dem

finstern Mönchsgeiste hie und da eine freiere Richtung aufgethan. Wenn, wie früher gezeigt worden, auch unsicher ist, wie viel Arnold von Brescia durch seinen Aufenthalt in Zürich auf die reformatorische Gesinnung der Bewohner gewirkt habe, so hatte dagegen um die Mitte des 15. Jahrhunderts Felix Hämmerlin (Malleolus) gegen die Unwissenheit der Mönche gekämpft, und sich damit lebenslängliche Gefangenschaft in einem Kloster zugezogen. Längere Zeit verstummte dann wieder der Mund der Rüge, bis mit dem Anfange des 16. Jahrhunderts die Sehnsucht nach dem reinern Lichte mehr und mehr überhand nahm. Welche Aufnahme Zwingli gefunden, welchen Weg er einschlug bei seinen Predigten, ist schon erwähnt. Mitten in seiner Wirksamkeit aber auferlegte der Himmel ihm und seinen Freunden eine schwere Prüfung, indem er im Jahre 1519 durch die Pest heimgesucht wurde, welche in wenig Monaten 2500 Menschen in Zürich hinraffte. Schon verbreitete sich das Gerücht von Zwingli's Tode durch Deutschland und die Schweiz, als er wieder genas, wiewohl langsam und nicht ohne Nachwehen für seine amtliche Thätigkeit; denn noch am Ende Novembers klagte er seinem Freunde Myconius, daß sein Gedächtniß durch die Pest so sehr gelitten habe, daß er oft den Zusammenhang seiner Predigten verliere und die Mattigkeit noch in allen seinen Gliedern fühle. Kaum aber hatte er sich besser erholt*), so begannen für ihn neue Kämpfe. Denn, je mehr er von der einen Seite an Einfluß gewann, desto thätiger zeigten sich von der andern die Gegner. Die Chorherren, die gern bei ihren alten Uebungen geblieben wären, sahen die Wochenpredigten Zwingli's und den Zulauf, den er hatte, ungern. Sie setzten eine Schrift auf, worin sie Zwingli eine Menge Vorwürfe machten, unter andern folgende, daß er die zur Ehre Gottes und der Heiligen veranstalteten Kirchengebräuche unterdrücke, indem er auf das Absingen der Horen zu wenig Werth lege, um dessen willen doch die Pfründen gestiftet seien, daß er den Nutzen des Stiftes zu we-

*) Während der Krankheit und nach der Genesung dichtete er geistliche Lieder. Siehe Wirz a. a. O. S. 120. u. die Ausgabe seiner Werke von Schuler u. Schultheß, deutsche Schriften 3. Theil, S. 269. ff. und musikalischer Anhang S. 523.

nig wahrnehme, indem er in Eintreibung der Zehnten nicht eifrig genug sei; daß er die Spendung der heiligen Sacramente nicht hoch genug achte, indem er behauptet habe, fünf Priester seien dazu hinreichend. Ueberhaupt halte er es mehr mit den Laien, deren Gunst er suche, als mit der Priesterschaft, die er in den Augen der Weltlichen verächtlich mache. Eben so mache er die Klosterleute verächtlich, indem er sie als unwissende Leute darstelle, und denke gering von den Heiligen, den Feiertagen, der Messe und dem Papst. Auch seinen persönlichen Charakter griffen sie an. Sie beschuldigten ihn, die Geheimnisse der Beichte verletzt und das auf der Kanzel öffentlich gemacht zu haben, was ihm im Beichtstuhle sei anvertraut worden u. a. m. Allein alle diese und andere Winkelzüge seiner Feinde hinderten nicht, daß nicht schon im Jahre 1520 der Rath von Zürich ein Mandat erließ, daß alle Pfarrer gleichförmig über das neue Testament predigen und ihre Lehre einzig aus der Bibel beweisen, die Neuerungen und menschlichen Erfindungen aber weglassen sollten.

So weit hatte es Luther in der kurzen Zeit nicht gebracht, wie Zwingli. Ueberhaupt unterscheidet sich auch darin die schweizerische Reformation bedeutend von der deutschen, daß von Anfang an die schweizerischen Reformatoren mehr von ihren Landesregierungen unterstützt wurden, und in Uebereinstimmung mit ihnen handelten, als in den deutschen Landen, ein Umstand, der freilich auch dazu beitrug, noch mehr die Ansicht auszuprägen, daß die Religion Staatssache, die Regierung der oberste Landesbischof und die Geistlichen ihre Diener seien; eine Ansicht, deren Richtigkeit zu prüfen, sich später noch Gelegenheit darbieten wird.

Doch mit diesem Mandate war noch nicht alles gewonnen. Die geistlichen Behörden wollten diese Befugniß der Züricher Regierung nicht anerkennen, und von dieser Zeit an finden wir, daß der Bischof von Constanz sowohl, als sein Vicar, Faber, die sich früher dem Zwingli günstig gezeigt hatten, in Verbindung mit andern Unzufriedenen als Gegner des Reformationswerkes auftreten. Den Verlauf und die Folgen dieses Kampfes werden wir, im Zusammenhange mit andern Begebenheiten, später erzählen.

Auch in Bern und der Umgegend finden wir bereits um diese Zeit die ersten Spuren der Reformation*).

Johann Haller, aus Wyl im Thurgau gebürtig, erst Pfarrhelfer in Schwyz, dann Propst im Kloster Interlaken, eiferte gegen das Sittenverderben der Mönche, und setzte, nachdem er das Kloster verlassen, auch als Prediger zu Zweisimmen, Thun und Scherzlingen, seine Strafpredigten gegen die Irrthümer der päpstlichen Lehre fort. Der Bischof von Lausanne, Sebastian von Montfaucon, glaubte den Mund des lästigen Sittenrichters am besten zum Schweigen zu bringen, wenn er ihm die einträgliche Propstei von Amsoldingen zuwiese, im J. 1520. Allein Haller wurde dadurch nicht bekehrt, sondern zum Aerger des Bischofs und des Bernischen Stiftscapitels fuhr er in demselben Geiste zu lehren fort, und that sogar einen Schritt, der ihm große Mißbeliebigkeiten zuzog. Er brach, da seine Schwestern, die ihm bisher die Haushaltung geführt, eine nach der andern verehelicht wurden, am Ende selber den Cölibat, und verheirathete sich mit einer Züricher Bürgerin. Er war der erste Geistliche, der nach langer Zeit wieder in die Ehe trat. Die Hochzeit wurde in des Bürgermeisters Röust Hause gefeiert. Als ihm aus dieser Ehe sein erster Sohn geboren wurde, da brach ein alter Priester, Simon Lüthard, der auch der Taufzeugen einer war, mit einer allerdings zu weit getriebenen Parodie in die Worte Simeons aus: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren" (Ein kleiner Schritt nur vom Erhabenen zum Lächerlichen!). Auch Georg Brunner von Landsberg war thätig für Sittenverbesserung auf der Landschaft. Was hingegen die Stadt Bern betrifft, so hatte sich über ihr die trübe Wolke des Aberglaubens in wahrhaft schauerlicher Gestalt gelagert, wenn wir an die Auftritte denken, welche der berüchtigte Ketzerische Handel veranlaßte, und wenn auch einzelne der ade-

---

*) Ueber die Berner Reformation vgl. Kuhn, G. J., die Reformatoren Berns im 16. Jahrhundert, nach dem Bernerschen Mausoleum umgearbeitet. Bern 828; Fischer, S., Geschichte der Reformation in Bern. Bern 827. (Stierlin,) kurze Geschichte der Kirchenverbesserung zu Bern. Bern 827. — und mehrere auf das Reformationsjubiläum hin erschienene Schriften. Hauptquelle für die frühere Zeit ist Anshelms Chronik (Ausg. von Stierlin u. Wyß), 6 Bde. Bern 833.

ligen Familien, wie die der Mai, der Wattenwyle, der Manuel und Stürler, dem aufkommenden Lichte sich günstig zeigten, so war doch, wie Samsons Geschichte uns so eben vorhin gezeigt hat, noch ein großer Theil des Adels und der Gebildeten in denselben Vorurtheilen befangen, die in den Herzen des Volkes Wurzel geschlagen hatten.

Mit dem Jetzerischen Handel aber hat es folgende Bewandtniß *). Die beiden Orden der Franciscaner und Dominicaner (Barfüßer und Predigermönche) lagen schon lange mit einander in einem Streite, der sich hauptsächlich darauf bezog, ob die Jungfrau Maria ohne Erbsünde geboren sei, oder nicht. Die Franciscaner behaupteten das erstere, die Dominicaner das letztere. So unbedeutend der Streit an sich scheinen mag, so erhielt er durch die gegenseitige Eifersucht der Orden fortwährende Nahrung. Die Dominicaner standen nun, wie wir aus Zwingli's Jugendgeschichte wissen, zu Bern in großem Ansehen. Um aber dasselbe wo möglich noch zu vergrößern, und ihre Nebenbuhler, die Franciscaner, zu verdunkeln, ersannen sie ein schändliches Bubenstück, das in der Geschichte mönchischer Verderbniß seines Gleichen sucht. Sie suchten einen einfältigen Menschen, der als Noviz in ihrem Kloster wohnte, einen Schneider von Zurzach, Namens Jetzer, zu einem Zeugen für die Wahrheit ihrer Sache zu gewinnen. Der Propst und einige Ordensbrüder fingen damit an, Spuk vor seinem Zimmer zu treiben. Sie erschienen ihm als Geister vermummt, und gaben ihm Offenbarungen der heiligen Jungfrau vor, in welchen sie die Dominicaner als die wahren Anhänger der Gottesmutter, die Franciscaner aber als ihre gefährlichsten Gegner bezeichnet haben sollte. Keck gemacht durch den guten Erfolg ihres Betruges, ließen sie nun dem einfältigen Menschen nach einander die heilige Barbara, die heilige Maria und die Engel erscheinen, und ihm Briefe vom Himmel

---

*) Weitläufig, aber höchst originell, wie es sich von einem Augenzeugen erwarten läßt, findet sich derselbe beschrieben in der Anshelmischen Chronik, dem 3. u. 4. Bande. Wir geben ihn hier im Auszuge, großentheils nach Stierlins Reformationsbüchlein. Andere hierauf bezügliche Actenstücke findet man angegeben in Hallers Bibliothek der Schweizergeschichte. Th. III. S. 17 — 32.

einhändigen. Endlich brannten sie ihm mit einem feurigen Eisen ein Zeichen in die rechte Hand, welches ein Zeichen vom Himmel sein, und die Mittheilung eines der Wundenmale Christi bedeuten sollte. Jetzer schrie zwar furchtbar auf bei dieser Operation, fand sich aber doch in seiner frommen Eitelkeit nicht wenig geschmeichelt, hinfort als ein Bevorrechteter der heiligen Jungfrau zu gelten. Er ließ sich die Wunde geduldig verbinden, die mit einer Salbe bestrichen ward, damit sie nicht zuheilte, und erzählte allen, die ihn besuchten, von den Visionen, deren er gewürdigt worden. Laut rühmten solches auch die Mönche vor allem Volk. Fast wäre jedoch der Betrug an den Tag gekommen, als einst der bethörte Jetzer einen der Mönche in seiner Vermummung erkannte, den Fliehenden beim Gewand erwischte und ihn festhielt. Dieser wußte sich aber mit bewundernswürdiger Schlauheit zu retten: er habe nur dießmal Jetzern auf die Probe stellen wollen, um zu sehen, ob er die Geister zu prüfen und eine unächte Erscheinung von einer ächten zu unterscheiden verstehe. Der gute Tropf ließ sich beschwichtigen und gab sich, ermuntert durch das Lob, das seiner Scharfsichtigkeit in der Geisterkunde gemacht wurde, aufs neue her zum frechen Gaukelspiel. Nachdem man ihm einen Schlaftrunk beigebracht, brannte man ihm vier neue Wunden, die eine in die linke Hand, zwei in die Füße, und eine in die rechte Seite, und erhielt dieselben fleißig durch Salben. Nun schrien die Mönche überall aus, wie Jetzer die Wunden des Heilandes an seinem sterblichen Leibe trage. Dieß zog eine Menge wundersüchtiger Besucher nach dem Kloster und brachte die Dominicaner, den Franciscanern gegenüber, in hohes Ansehen bei dem Volke. Jetzer gerieth bei solchen Besuchen in Convulsionen, und geberdete sich so, daß er allgemeines Entsetzen erregte. Und dieses wilde, ekelhafte Toben sollte, man denke sich! das Leiden Christi in Gethsemane vorstellen. An allem diesen schändlichen, die Religion in den Augen jedes Vernünftigen entehrenden Unwesen hatten die herrschsüchtigen Mönche noch nicht genug. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, wie das Marienbild in der Dominicanerkirche blutige Thränen weine. Das Volk lief haufenweise in die Kirche. Die Leichtgläubigen, selbst

Gelehrte unter ihnen, wie H. Wölflin*), entsetzten sich über das Wunder, und redeten schon von den schweren Gerichten Gottes, die über die Stadt einbrechen würden; die Klügern aber konnten nach allem dem, was bisher schon vorgegangen war, sich nicht enthalten, Betrug zu ahnen. Daß die Franciscaner von ihrer Seite auch thätig waren, das Spiel der Dominicaner für Betrug auszugeben, läßt sich denken, wenn sie gleich vielleicht Aehnliches in ähnlichen Fällen gegen ihre Gegner sich erlaubt haben würden. Während so die Stimmung des anwesenden Volkes getheilt war, sprang der Caplan Täschenmacher auf die Stufen des Altars, betastete das Bild, und rief durch die ganze Kirche: Es ist ja nur rothe Farbe, es ist eitel Betrug! Die Zweifler freuten sich der Entdeckung, die Betrüger aber und die, welche nun einmal betrogen sein wollten (und deren giebt es immer viele, zum Vortheil der Betrüger!), erhoben ein lautes Geschrei über den Frevel des Caplans. Die zwiespältige Meinung über das Ereigniß verursachte einen allgemeinen Rumor in der Bürgerschaft, und der Rath sah sich genöthigt, die Sache in ernsthafte Untersuchung zu ziehen. Jetzt suchten die Dominicaner sich ihres lästigen Werkzeuges zu entledigen, ehe dasselbe gegen sie gebraucht werden konnte. Sie suchten den armseligen Ketzer durch Gift aus dem Wege zu räumen. Dieser merkte indessen, als sie ihm die Suppe vorsetzten, ihre Absicht**). Er gab sie einigen jungen Wölfen, die im Kloster unterhalten wurden, und die sogleich todt niederfielen. Allein auch hier wußten ihn die Mönche wieder zu beschwatzen, und fast sollte man glauben, daß der einfältige Mensch nicht bloßes Spielzeug, sondern ein Mitschuldiger gewesen, wenn nicht der Ausgang der Geschichte hierin zu seinen Gunsten spräche. Man denke sich die Frechheit der Mönche! Schon halb verrathen, fingen sie das alte Spiel wieder von vorn an. Die nächtlichen Erscheinungen kamen wieder. Der Schaffner des Klosters, als heilige

---

*) Wie oft sehen die Gelehrten in den einfachsten Verhältnissen des Lebens den Wald vor Bäumen nicht! Auch ein Maler ließ sich bethören, den man als Kunstexperten von Freiburg her berufen hatte.

**) Ein anderes Mal bedienten sie sich einer vergifteten Hostie zu ähnlichem Zwecke.

Catharina gekleidet, und einer der Mönche, als Maria, naheten sich abermals dem Lager Jetzers. Dieser aber, der die Stimme des Schaffners erkannte, zog sein Messer unter dem Kopfkissen hervor und stach damit die falsche Catharina in den Schenkel, also daß ihr der Weihwasserkessel, den sie in der Hand trug, entfiel. Es kam zu einem Handgemenge, wobei jeder sich wehrte, wie er konnte. Jetzer ergriff einen Hammer, und versetzte damit dem Schaffner einen Streich auf den Kopf, der andere Mönch schleuderte eine zinnerne Kanne nach Jetzers Haupt, die aber durch das Fenster flog und mehrere Scheiben zertrümmerte. Der Schneider entkam durch die Thür, die er hinter sich abschloß, und holte den Prior und noch einen der mitschuldigen Mönche, um sie zu überführen. „Da seht, liebe Väter!" sprach er, „die saubere Geschichte, wann hat einmal eure Büberei ein Ende!"

Nun war endlich der Tag des Gerichts und der Strafe gekommen für die heuchlerischen Bösewichter. Zwar wollte erst der Bischof von Lausanne, den die Regierung berufen hatte, nicht so viel aus der Sache machen, und Jetzer, dem die Mönche einen furchtbaren Eid abgenommen, weigerte sich, etwas zu bekennen. Als aber ernstlicher in ihn gedrungen wurde, gestand er so viel, daß man an dem Betruge nicht mehr zweifeln konnte. Jetzt wurde die Sache bei dem Papste anhängig gemacht, bei welchem die Dominicaner schon über ihre Wunder triumphirt hatten. Der Papst schickte seinen Legaten, Achilles de Grassis, der in Verbindung mit den Bischöfen von Lausanne und Sitten ein geistliches Gericht anstellte, welches alles bis auf die kleinsten Umstände untersuchen mußte. Der Prior und die drei mitschuldigen Dominicaner (Uelschli, Bolshorst und Steinecker) wurden zu schimpflicher Todesstrafe verurtheilt. Den 24. Mai 1509 wurden sie auf einem Gerüste an der Kreuzgasse vor den Augen des ganzen Volkes ihrer priesterlichen Kleidung beraubt und aus dem geistlichen Stande verstoßen, und den 31. darauf auf dem Schwellenmättelein verbrannt. Jetzer ward bloß zu öffentlicher Ausstellung und Verweisung aus der Eidgenossenschaft verurtheilt.

Daß diese Geschichte, die sich nur zehn Jahre vor der Reformation zutrug, mit hatte beitragen müssen, den Verdacht aller Verständigen gegen das Treiben mönchischer Finsterniß rege zu

machen, läßt sich denken. Und dennoch ließen die Berner sich neuerdings nicht bloß durch den Ablaß eines Samson bethören, sondern fast um dieselbe Zeit, als dieser nach der Schweiz kam, ereignete sich noch eine Betrugsgeschichte mit dem Schädel der heiligen Anna*). Eine nicht geringe Anzahl andächtiger Personen zu Bern hatte sich nämlich vereinigt, dieser Heiligen einen Altar zu errichten, wozu nach dem Glauben der Zeit nöthig war, daß irgend eine heilige Partikel (ein Theil ihres Körpers) unter dem Altar vergraben wurde. Nun befand sich der heilige Leib der Anna in einem Kloster zu Lyon. Der Ritter Albrecht vom Stein**) ward demnach an den König von Frankreich gesandt, um von ihm die Gunst auszuwirken, einen Theil dieses Körpers nach Bern bringen zu dürfen. Albrecht aber, um die feierliche Audienz und den möglichen Fall einer abschlägigen Antwort sich zu ersparen, bestach den Küster, daß er ihm gegen große Belohnung die göttliche Reliquie der Heiligen verschaffe. Der Küster fand sich geneigt, und händigte dem Ritter einen Knochen ein, der sorgfältig in ein seidenes Tuch gewickelt war und für den Schädel der heiligen Anna galt. Der Ritter, erfreut, auf so leichtem Wege zu seinem Ziele gelangt zu sein, trat die Heimreise an. In Lausanne empfing er die Beglückwünschungen und den Segen des hochwürdigen Bischofs, und angelangt am obern Thore seiner Vaterstadt, ward er von der ganzen Geistlichkeit, dem Rath und einem großen Theile der Bürgerschaft empfangen, und in feierlichem Zuge bis zur Dominicanerkirche begleitet. Unter großen Ceremonien ward der Schädel dem Altare einverleibt, und der Bischof von Lausanne verlieh dem neuen Heiligthum einen Ablaß. Allein wie beschämt waren Alle, als bald darauf ein Brief von dem Abte jenes Klosters zu Lyon anlangte, der eine bündige Versicherung enthielt, daß sich der Leib der Heiligen unversehrt an seinem alten Orte befinde, und daß der Küster einen gewöhnlichen Knochen aus dem Beinhause gestohlen, und diesen für den Schädel der heiligen Anna verkauft habe, worüber er bereits sei zur Strafe

*) Vgl. Anshelm, Bd. V. S. 337.
**) Vgl. über ihn Hottinger (Forts. von Joh. v. Müller) VI. S. 26. ff.

gezogen worden. Es läßt sich nach dem bisher Erzählten denken, wie viele Arbeit die Berner Reformatoren fanden! Ihre volle Wirksamkeit können wir erst später würdigen. Hier nur einiges über den Anfang. Franz Kolb, gebürtig aus Lörrach, hatte in Basel studirt, und war schon seit 1512 Prediger in Bern. Aehnlich wie Zwingli in Zürich, so trat er auch in Bern als politischer Reformator auf, indem er gegen das Reislaufen predigte. Später aber, als er mit Berthold Haller u. Seb. Meyer in Verbindung trat, wirkte er auch zugleich als Glaubensreiniger. Berthold Haller*), der hauptsächlichste Reformator Berns (nicht zu verwechseln mit dem früher gemeinten Joh. Haller), ist geboren 1492 zu Rothweil in Schwaben. Er hatte neben Melanchthon in Pforzheim und dann auf mehrern Hochschulen, zuletzt in Cöln studirt. Nachdem er in Basel einige Zeit lang eine Schullehrerstelle bekleidet hatte, kam er 1518 als Lehrer nach Bern, wo ihm bald darauf eine Chorherrnstelle, und 1521 das Amt eines Leutpriesters am Münster übertragen wurde. Ein ansehnliches Aeußere, Geschicklichkeit, Fleiß, große Beredsamkeit und ungezwungene Freundlichkeit gegen jedermann machten ihn allgemein beliebt. Seine Feinde aber schalten ihn einen dickbäuchigen Ketzer. Mit ihm gemeinsam wirkte zu Verbreitung geläuterter Religionsbegriffe Sebastian Meyer aus Neuburg am Rhein. Geboren 1465, war er 27 Jahr älter als Haller, steht aber dem jüngern Manne fortwährend als Freund zur Seite, und theilt mit ihm Lieb und Leid des Kampfes. Er hatte zu Basel und auf mehrern berühmten Universitäten studirt, und war dann in den Franciscanerorden getreten. Ungefähr seit 1511 lehrte er zu Bern die Theologie. Schon früh ging er in seinen Vorträgen auf die Bibel zurück; er erklärte seinen Ordensbrüdern die paulinischen Briefe, und dem Volke predigte er statt der Legenden auf eine fruchtbare und eindringliche Weise über das apostolische Glaubensbekenntniß.

Haller und Meyer kamen aber durch ihre freisinnigen Vorträge bald in den Geruch der Irrlehre, und um dieselbe Zeit,

*) Eine besondere Monographie von ihm hat Kirchhofer geschrieben: Bertold Haller oder die Reformation von Bern. Zürich 828.

als der Bischof von Constanz gegen Zwingli die ersten Schritte that, leitete der Bischof von Lausanne, Sebastian von Montfaucon, ähnliche ein gegen die Berner Reformatoren. Im Jahre 1522 wurden sie beim Rathe als Ketzer verklagt und ihre Auslieferung verlangt.

Während Kolb, Haller und Meyer durch den Ernst der Predigt wirkten, suchte der Dichter und Maler Niklaus Manuel, dessen satyrische Richtung in der Kunst schon früher erwähnt wurde *), auf dem Wege des lachenden Spottes der Wahrheit Bahn zu machen. Schon früher hatte er den Ketzerischen Handel auf eine mehr ernste, als komische Weise besungen **). Nun aber ließ er an der Herrnfastnacht 1522 an der Kreuzgasse durch die Schüler eine von ihm gedichtete Komödie aufführen, der Todtenfresser betitelt (weil die Geistlichkeit durch die Seelenmessen von den Todten sich nährte.). Schon die Namen der Personen zeigen die Richtung des Gedichtes. Es erscheinen der Papst Entchristilo (Antichrist), der Cardinal Anshelm Hochmuth, der Bischof Chrysostomus Wolfsmagen, der Propst Friedrich Geizsack, der Decan Sebastian Schinddebauern, der Abt Nimmergnug, der Schaffner Ohneboden u. s. w. ***). In demselben Jahre dichtete er gegen den Ablaß das sogenannte Bohnenlied †), das auf allen Gassen gesungen wurde, und das noch jetzt bei uns als Sprichwort dient.

---

*) Siehe Vorles. 7.

**) Ein schon bewertes Lied von der reinen, unbefleckten Entpfengknuß Marie, und darbey die war Histori von den vier ketzern prediger Ordens, der Observantz zu Bern in Eydgenossen verbrennt u. s. w., siehe Hallers Bibl. III. S. 24. u. Kuhn a. a. O. S. 279. Das Lied „athmet indessen noch viel römisch katholischen Geist." Selbst gesehen habe ich es nicht.

***) Vgl. Kuhn a. a. O. S. 285. ff. u. Wirz (Bearb. von Hottinger) IV. 1. S. 383 ff., wo Beispiele gegeben sind. Die Verse sind übrigens nicht sehr fließend.

†) Wenigstens wird ihm dasselbe von mehrern zugeschrieben. Vgl. Wirz a. a. O. u. A. Doch sagt Anshelm nur, das Fastnachtspiel über den Ablaß sei „mit dem Bohnenliede durch alle Gassen getragen worden" (V. S. 337.), ohne zu bestimmen, ob letzteres auch ihm angehöre. Haller III. S. 71. giebt es als ein Werk Manuels an, ohne es je selbst gesehen zu haben. Er sagt nur: „es muß heftig sein, denn noch jetzt ist das Sprichwort zu Bern (aber auch anderwärts), wenn

Wir wenden uns nach Basel. Die Stadt Basel, nach dem Erdbeben 1356 wieder aus den Trümmern erstanden, hatte sich während der zweiten Hälfte des 14., und besonders während des 15. Jahrhunderts, in den Rang der bedeutenden deutschen Reichsstädte erhoben. Das in ihr gehaltene große Concil, die bald darauf vom Papst Pius II. gestiftete Universität, die Vereinigung der größten Gelehrten, der Aufenthalt des Erasmus, die trefflichen Druckereien trugen, wie schon früher erwähnt, vieles dazu bei, den Ruhm unserer Vaterstadt zu erhöhen. Nun sollte sie aber auch nicht zurückbleiben in dem Kampfe um Wahrheit und Licht, um evangelische Freiheit!

Basel war seit 1501 dem Bunde der Eidgenossen beigetreten. Im Innern seiner Verfassung waren bedeutende Veränderungen vorgegangen, indem die bürgerlichen Gewerbszünfte sich zu dem Adel der hohen Stube in eine unabhängigere Stellung gesetzt, und ihm gegenüber bedeutende Gerechtsame erlangt hatten, in Beziehung auf die Wahl der Rathsherrn und der Bürgermeister *).

Das Zusammentreffen dieser politischen Umgestaltung mit der kirchlichen Reformation ist eine eigenthümliche Erscheinung in unsrer Baseler Geschichte. Auf der einen Seite war es gut, daß die politische Veränderung, wenigstens der Hauptsache nach, der kirchlichen vorangegangen, denn sonst würden sich leicht die Elemente der Reformation und der Revolution noch mehr vermischt und ein weniger erfreuliches Resultat gebracht haben, als wir es in der Geschichte vorfinden. So aber war die politische Reform zwar nicht ohne Kampf, aber auf gesetzlichem Wege vor sich gegangen, und die kirchliche Reformation konnte nun mit ihren eigenthümlichen Ansprüchen um so reiner heraus-

---

man etwas Uebertriebenes abbilden will, es ist über das Bohnenlied aus; so wie man von der Jetzergeschichte her einen unabläßig plagen mit dem Worte jetzern ausdrückt." Die Redensart vom Bohnenlied, die auch im Schwabenlande üblich ist, leitet indessen Jac. Grimm schon aus frühern Zeiten her, und bringt sie mit einem Gedichte Walthers von der Vogelweide in Verbindung. Vergl. dess. Recens. der Lachmannischen Ausgabe des Dichters iu der krit. Bibl. für das Schulwesen 1828. Nr. 5. u. die Ausg. von Simmrock u. Wackernagel. S. 51. u. 196. Diese Nachweisung verdanke ich meinem Freunde, Herrn Dr. Wackernagel.

*) Vgl. Ochs, Geschichte von Basel, d. 4. u. 5. Bd.

treten. Von der andern Seite ist aber auch nicht zu verkennen, daß die politischen Vorgänge noch eine fühlbare Nachwirkung auf die Begebenheiten der Reformation äußerten, und daß Stürme von daher mehr, als es an irgend einem andern Orte der Fall war, drohten, die aufkeimende Blüthe des evangelischen Glaubens zu gefährden.

Der Adel, wenn gleich beschränkt, doch immer noch mächtig in der Regierung, suchte nun auch im Kirchlichen sein Heil im Festhalten des Bestehenden; das gemeinere Volk hoffte, wie gewöhnlich, beim Umsturz der Verhältnisse zu gewinnen, und nur der bessere Theil der Bürgerschaft, der aber zum Glück den Kern der Stadt bildete, war es, welcher durch kräftiges Auftreten auf der einen Seite die zögernde Regierung zu handeln bestimmte, und auf der andern den Sturm der Menge beschwor. An der Spitze dieser Bürgerschaft erblicken wir als deren Repräsentanten in der Regierung den Bürgermeister Adelberg Meyer, während sein College Heinrich Meltinger (von der hohen Stube) die Gegenpartei begünstigte.

In kirchlicher Hinsicht blieb Basel fortwährend als Sitz des Bischofs ausgezeichnet, wiewohl das Verhältniß der Bürgerschaft zu ihm sich durch den Beitritt zum eidgenössischen Bunde bedeutend verändert hatte, zum Nachtheil des Bischofs. Eben so hatten die eingetretenen politischen Veränderungen, als den Adel überhaupt beschränkend, seine Billigung nicht erhalten können.

Als Mensch übrigens und als Christ war Christoph von Utenheim ein Mann von milder, freier Gesinnung, von aufrichtiger Frömmigkeit und unbescholtenen Sitten. Ein Freund des Erasmus, war auch er den Wissenschaften hold, schnellen Neuerungen aber nicht geneigt. Er war übrigens schon hoch betagt, als die Reformation begann, und fast mehr ging er ihr aus dem Wege, als daß er mit Gewalt sie zu hemmen gesucht hätte. Sein Wahlspruch: meine Hoffnung ist das Kreuz Christi, ich suche die Gnade und nicht die Werke*), deutet wenigstens auf eine Verwandtschaft seiner

*) Spes mea crux Christi; gratiam, non opera quaero, auf einer von ihm herrührenden gemalten Glasscheibe angebracht, die sich jetzt in der Wohnung des Herrn Antistes befindet.

Glaubensansicht mit der der Reformatoren. Ihm ähnlich gesinnt war sein Coadjutor Nicolaus von Dießbach, und einige der besser gesinnten Mitglieder des Domkapitels.

Weniger unmittelbar, als man auf den ersten Augenblick erwarten sollte, war die Universität in reformatorischer Hinsicht thätig. Als eine Stiftung des päpstlichen Stuhles mußte sie in ihrer Gründung selbst eine Aufforderung sehen, die Rechte ihres Oberherrn zu verwahren, wiewohl, die Sache höher gefaßt, die Wissenschaft sich nie dazu hergeben sollte, fremdartige Interessen zu vertheidigen. Es war daher immerhin ein ohnmächtiger Versuch, wenn der damalige Rector Romanus Wonnecker, Professor der Medicin, sich dazu anheischig machte, in öffentlicher Disputation das ganze Lutherthum zu Schanden zu disputiren *).

Demungeachtet wirkte die Basler Universität mittelbar nicht sowohl zur Ausbreitung der Reformation in Basel selbst, als auswärts und in der übrigen Schweiz. Wie anregend die freisinnigen Vorträge eines Thomas Wittenbach auf Zwingli und Leo Judä gewirkt haben, hat uns die vorige Stunde gelehrt. Eben so verbreitete der gelehrte Glarner, Heinrich Loroti (Glareanus), von seinem philosophischen Lehrstuhle her eine hellere Erkenntniß, wenn er gleich selbst, so wie sein Freund Erasmus, in dem Verbande mit der römischen Kirche blieb **).

Was Erasmus selbst betrifft, so nimmt dieser zur Basler Reformation eine ähnliche Stellung ein, wie die Universität. Nicht nur hinderten ihn mehrere Abwesenheiten von Basel, auf unsere Vaterstadt eine fortdauernde Wirksamkeit zu äußern, sondern seiner ganzen Persönlichkeit nach mochte er sich zu populärem Streben wenig aufgelegt finden. Immerhin aber mußte er wider seinen Willen zur Verbreitung des Lichtes bei uns und anderswo mitwirken. Indem wir uns vorbehalten, über die Stellung dieses Mannes zur Reformation überhaupt später ein

---

*) Er beschwerte sich besonders über die **tempestuosam dicacitatem Lutheri.**

) Sein Charakter scheint nicht vortheilhaft gewesen zu sein. Nach Oekolampads Urtheil war er **homo ad maledicentiam et inepta scommata natus.

mehreres zu sagen, wollen wir jetzt bloß noch kurz die Männer bezeichnen, welche noch vor dem Auftreten Oekolampads thätig waren für die Basler Reformation *).

Wir nennen zuerst Wolfgang Fabricius Capito (Köpfli), einen Elsasser **), den wir seit 1512 als Prediger im Münster, zugleich aber auch als Lehrer an der Universität, und in freundschaftlichem Verkehre mit Erasmus finden. In seinen Vorlesungen erklärte er das Evangelium Matthäi, und auf der Kanzel den Brief an die Römer. Durch selbstständiges Bibelforschen kam er bald so weit, daß ihm über mehrere Irrthümer der römischen Kirche die Augen aufgingen, und schon im Jahre 1517, also ehe er noch von Luthers Auftreten in Deutschland etwas wissen konnte, vermochte er das Messelesen nicht mehr über sich zu gewinnen. Ja, er hatte, wie er selbst an Bullinger schreibt ***), schon vor dem Wittenberger Reformator mit Zwingli in Einsiedeln den Sturz des römischen Papstes entworfen. Um so auffallender ist es freilich, daß nachher derselbe Mann Luthern Vorwürfe machte über seinen kühnen Reformationseifer, und ihn in der Weise des Erasmus zu größerer Mäßigung zu bewegen suchte. Capito wurde nämlich, nachdem er für die Baselsche Reformation die schönsten Hoffnungen gehegt †), im Jahre 1520 an den Hof des Kurfürsten von Mainz berufen, von wo aus er Luthern einen Brief auf die Wartburg sandte, worin er ihn vor allzuraschen Schritten und seinem heftigen Tone warnte. Aber Luther, der seinen Freund von der Hofluft angesteckt sah, hauchte ihm wieder einen freiern Athem ein ††),

---

*) Außer dem Werke von Ochs und den allgemeinen über Schweizerreformation sind benutzt die Chroniken von Ryff Wurstisen u. a., und eine handschriftliche Bearbeitung der Basler Reformation von Hrn. Antistes Falkeisen, über welche zu vergl. Haller III. S. 57.

**) Er ist geboren zu Hagenau 1478, wo sein Vater Hufschmied (daher der Beiname Fabricius) und Rathsherr war. Er hatte erst Medicin studirt, und sich nachher zur Theologie gewendet. Seine Studien machte er in Freiburg. Vgl. Röhrich I. 149. u. Jung, Geschichte der Reform. in Straßburg I. S. 86. ff.

***) In einem Briefe vom J. 1536, vgl. Jung a. a. O. S. 91.

†) Vgl. Scultet. ad an. 1520. S. 35.

††) Siehe den Brief an ihn bei de Wette II. Nr. 359., vgl. Marheinecke I. S. 294. u. Jung S. 92. ff.

und bald hob sich der gesunkene Muth des Mannes wieder, so daß er in der Folge gesegnet wirkte als Reformator der Kirche zu Straßburg.

Nur ungern verließen die Basler ihren Lehrer. In seine Fußtapfen trat Caspar Heid (Hedio), gebürtig aus Ettlingen in der Markgrafschaft Baden, der als Vicar zu St. Theodor *) und nachher Caplan zu St. Martin die Erklärung der biblischen Bücher in demselben Geiste fortsetzte **), und sich dadurch, gleich seinem Vorgänger, bei den Mönchen verhaßt machte ***). „Ich habe Lust," so schreibt er 1520 an Zwingli, „das Evangelium fortzusetzen, wo Capito aufgehört hat, so sehr bin ich von der gesunden Lehre ergriffen. Dennoch sind einige Mönche und dumme Schwätzer hier, welche sich nicht scheuen, in ihren Predigten das Volk von denen abzulenken, welche die Hauptsache des Christenthums auf das Evangelium bauen." Auch mit Luthern stand Hedio in Briefwechsel, von dem er bekannte, daß seine Lehre aus Gott sei †). Auch dieser Prediger wurde jedoch bald wieder von Basel ab nach Mainz berufen. Doch fast um dieselbe Zeit sehen wir einen andern Kämpfer auftreten, Wilhelm Röublin, Pfarrer bei St. Alban. Er war gebürtig aus Rothenburg am Neckar, und wird uns als ein gelehrter und eifriger Mann geschildert. Er predigte gegen das Meßopfer, das Fegfeuer, die Anrufung der Heiligen, und erhielt großen Zulauf, so daß oft bei 4000 Menschen und darüber sich in seinen Predigten einfanden. Als im Jahre 1521 bei der großen Procession des Frohnleichnamfestes die Reliquien umhergetragen wurden, trug Röublin statt der Reliquie eine schön gebundene Bibel in der Stadt herum, auf der mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Biblia, das ist das rechte Heiligthum, das andere sind Todtengebeine."

---

*) Siehe Wirz IV. I. S. 103. u. Jung a. a. O. S. 81. Als nämlich der Leutpriester von St. Theodor, Lutenwang, starb, wurde Hedio nicht, wie er und die Gemeinde gehofft, zu dessen Nachfolger gewählt, worüber die Kleinbasler aufgebracht wurden. Man entschädigte ihn nun mit der Caplanstelle zu St. Martin.

**) Er las über Matthäus u. schrieb darüber an Zwingli.

***) Diese sagten, in Beziehung auf die ihnen unverständlichen hebräischen und griechischen Schriftzeichen: „Alles was kritzis krätzis sei, das sei lutherisch" (Falkeisen.).

†) Siehe Jung, S. 81.

Dieser auffallende Schritt erregte bei der Priesterschaft groſses Mißfallen. Röublin ward bei dem Bischofe, und durch diesen beim Rath verklagt. Allein die Bürgerschaft nahm sich seiner an, und als sich die Nachricht in der Stadt verbreitete, daß die Geistlichkeit ihn wolle gefänglich einziehen lassen, entstand ein bedeutender Auflauf auf dem Barfüßerplatze. Die Bürger sandten einen Ausschuß an den Rath, ihn zu bitten: man möchte ihnen ihren Prädicanten lassen, der nichts anderes lehre, als was in heiliger Schrift gegründet sei, und ihn gegen die Verfolgungen des Capitels schützen. Der Rath, um Schlimmerem vorzubeugen, sandte den neuerwählten Bürgermeister Adelberg Meyer mit noch einigen Rathsgliedern auf den Platz, wo die Bürger versammelt waren, „um sich (heißt es) wegen ihrem Begehren und besonders auch wegen ihrer Anzahl besser zu erkundigen.“ Man versuchte, was man konnte, um die Aufgeregten zu beschwichtigen. Die Geistlichkeit ruhte aber nicht, bis sie den ihr verhaßten Pfarrer aus der Stadt gebracht hatte. Sie lag dem Rathe so lange an, bis dieser endlich Röublin vor sich beschied und ihn, wie es heißt, ohne ihn anzuhören, aus der Stadt verwies. Dieß veranlaßte neues Gemurmel unter der Bürgerschaft, aber die Zusammenrottung unterblieb. Dagegen wollten 50 ehrbare Frauen aus der St. Albangemeinde, aus verschiedenen Ständen, durch einen angesehenen Bürger*) bei dem Rathe eine Fürbitte einlegen lassen für ihren Pfarrer, wurden aber abgewiesen.

Man kann dieses Benehmen der Regierung hart finden, und Röublin als einen ungerecht Verfolgten gegen dieselbe in Schutz nehmen. Allein, wenn wir dann vernehmen, wie dieser Röublin in der Folge zu den Wiedertäufern übertrat, wie er als Pfarrer zu Wytikon im Kanton Zürich den Bauern versprach, sie von Zehnten und Gefällen zu befreien, wie er auch seiner bald darauf erfolgten Verheirathung ein prahlerisches Ansehen gab, um die Gegner damit zu ärgern **), so können wir leicht

---

*) Ryff (u. nach ihm Ochs) nennt ihn Lux Zeigler. Falkeisen hat Lux Iselin. Beide Namen kommen in der damaligen Regierung vor (S. Ochs V. S. 647.).

**) Gerade so machte es Karlstadt! —

vermuthen, daß auch in den ersten, wenn auch wohlgemeinten Reformationseifer dieses Mannes Unreines sich gemischt habe, und daß daher der Rath seine guten Gründe haben mochte, einen unruhigen Kopf zu entfernen. Schon der Schritt an sich mit der Bibel hat auffallend etwas Prahlerisches. Die Bibel zu treiben und zu erklären, nicht pomphaft sie zur Schau zu tragen, das ist das Werk eines ächten Evangelisten und Reformators! Ueber seine Entfernung konnte man sich auch um so eher trösten, da an dessen Stelle bald ein anderer mit der freien Verkündung der Bibellehre hervortrat. Wolfgang Wyßenburger, Prediger am Spital. Von ihm sagt die Chronik von Fridolin Ryff: „Dieser junge, gelehrte Mensch fing auch an die „Wahrheit des göttlichen Wortes zu verkündigen. Der überkam „den Anhang der Gemeinde viel fester, als der vorige (Röublin). „Er fing an, die lateinische Meß auf deutsch zu halten, damit „man hören möchte, worauf sie gesetzt wäre. Damit waren „aber die Pfaffen nicht wohl zufrieden. Doch wollte es ihnen „da nicht gelingen, wie vorher; denn dieweil er ein Bur„ger war und sein Vater des Raths, der auch große „Gunst hatte, mußten sie ihn bleiben lassen."

Der Umstand, daß Wyßenburger ein Bürger und sein Vater ein angesehenes Mitglied des Rathes war, mochte allerdings in der Stimmung der Basler einiges Gewicht haben, und das Geständniß des Chronisten klingt naiv genug. Allein das war es denn doch nicht ausschließlich, was unsere Väter leitete in der Anerkennung des Verdienstes; denn noch kräftiger wuchs ihre freudige Begeisterung für die Reformation, seit der Ausländer Joh. Oekolampad in ihre Mitte berufen wurde.

Das Leben dieses Mannes werden wir im Zusammenhange mit seiner spätern Wirksamkeit dann betrachten, wenn wir nach einem abermaligen Hinblick auf Luther und die deutsche Reformation wieder nach der Schweiz zurückkehren werden.

Vierzehnte Vorlesung.

Weitere Verbreitung der Reformation in Deutschland. Karlstadt und die Zwickauer Propheten. Wittenberger Unruhen. Luther verläßt die Wartburg. Sein Zusammentreffen mit zwei Schweizerjünglingen in Jena. Sein Benehmen gegen die Schwärmer. Sein Streit mit Heinrich VIII. Hadrian VI. Reichstag zu Nürnberg. Clemens VII. Die Reformation beginnt Sache der Diplomatie zu werden. Luthers Stellung zu ihr.

Wir haben Luthern seiner Zeit auf der Wartburg zurückgelassen, und unterdessen eine kleine Wanderung durch die Schweiz gemacht, auf der wir an verschiedenen Orten dem aufkeimenden Lichte begegneten. Lassen Sie uns jetzt wieder den Faden der deutschen Reformationsgeschichte aufnehmen und dem Kampfe der Elemente entgegengehen, der in dem Maße bedeutender und verwickelter wird, als auch das Unreine sich dem Reinen beizugesellen droht. Ueber Luthers weitere Thätigkeit auf der Wartburg können wir uns hier nicht verbreiten. Nicht die Bibelübersetzung beschäftigte ihn allein, viele andere Schriften sandte er von da in die Welt*), deren Bedeutung groß war. So viel er indessen zu thun fand, so überdrüssig wurde ihm zuletzt der einsame Aufenthalt. Schon einmal hatte er einen geheimen Ausflug zu seinen Freunden nach Wittenberg gewagt. Nun aber, da er immer mehr gewahr wurde, wie die Schwärmerei und falsche Freiheit anfingen, ihr Haupt zu erheben und sich der noch unbefestigten Gemüther zu bemächtigen, da drängte es ihn, sein Pathmos zu verlassen und aufzutreten vor allem Volk.

Das Evangelium hatte unter der Zeit sichtbare Fortschritte in Deutschland und auch auswärts gemacht. In verschiedenen

*) Von den Klostergelübden, der Ohrenbeichte, wider den Abgott zu Halle, mehrere andere ascetische und polemische Schriften, auch viele Briefe.

Gegenden und Städten treten Männer auf, die in Luthers Geiste predigen. Der Herolde Mund wird aufgethan. Mehrere Fürsten, die Luthers hohen Sinn auf dem Reichstage bewundert, neigen sich der neuen Lehre zu. Adelige und Ritter bieten den weltlichen Arm zu ihrem Schutze dar; gebildete Laien und Staatsmänner schließen sich enger an die evangelischen Prediger an, und vertreten ihre Sache beim Volke. Auch dieses sehnt sich, wiewohl der Gründe sich nur dunkel bewußt, nach dem neuen Lichte. Zunächst im sächsischen Boden wuchert der ausgestreute Same. Friedrich Myconius (Mecum) predigte zu Zwickau und andern sächsischen Städten; Eoban Hesse, Joachim Camerarius, Euricius Cordus, Joachim Lange zu Erfurt; Wolfgang Stein zu Weimar. Aber von Sachsen aus sehen wir nach allen vier Himmelsgegenden das Wort der Wahrheit sich weiter verbreiten, oder vielmehr rings umher die Geister in dem einen Bekenntniß sich begegnen. Im Elsaß und in Schwaben regte sich der neue Geist kräftig und auf mannigfache Weise. Blühten doch schon längere Zeit in Schlettstadt bessere Schulen, von wo aus Wimpheling und Beatus Rhenanus Licht verbreiteten *). In Straßburg predigte Matthias Zell, der bald darauf an Pollio, Hedio, Capito, Bucer würdige Gehülfen fand, während im weltlichen Regimente Männer wie Jacob Sturm, Martin Herlin und der rechtsgelehrte Nic. Gerbel dem Bessern aufhalfen **). Zu Hall in Schwaben lehrte Johann Brenz, Michael Stiefel zu Eßlingen, Johann Eberlin von Günzburg in Ulm, Johann Kröner und Johann Lachmann in Heilbronn ***); desgleichen Theobald Billikan in Nördlingen und Johann Frosch (Rana) zu Augsburg. Im mittlern Deutschland dasselbe Streben. In der Stadt Frankfurt predigte Hartmann Ibach, und als diesem von Mainz aus Verfolgung bereitet wurde, wirkten die angeschlagenen Drohbriefe Ritters Hartmuth von Kronberg entmuthigend auf die Gegner, ermunternd auf die Mehrheit der Einwohner. An der Sebalduskirche zu Nürnberg streute Andreas Osiander

---

*) Röhrich I. 57. 82.

**) Siehe Jung S. 185. ff. und den Brief Luthers an Gerbel bei de Wette II. Nr. 343.

***) Jägers schwäbisch-fränkische Reform.-Gesch. 1. Bd. Stuttg. 828.

evangelischen Samen aus, und der biedere Lazarus Spengler, bald nach ihm auch der gelehrte Scheurl*), vertraten die Sache der Freiheit im Rathe und vor der Bürgerschaft. Zu Hof im Voigtlande legte Caspar Löhner den Grund zur Reformation. Im Westen Deutschlands, in den Bergischen Landen, regt sich gleichfalls die Sehnsucht nach dem Bessern. Die Augustinermönche von Lippstadt im Clevisch-Märkischen senden Schüler nach Wittenberg. Adolph Klarenbach predigt in Münster, nachmals in Wesel**). Im Zweibrückischen ordnen Schwebel und Sturm die Reformation an. Eben so gewinnt dieselbe im Osten, namentlich im Herzogthum Liegnitz, einen guten Fortgang. Aber auch im platten Lande, hinab nach der Nord- und Ostsee, nach Pommern und Preußen, nach Friesland und Dänemark, nach den Niederlanden, sehen wir das Licht der neuen Lehre sich verbreiten. In Goßlar, Halberstadt, Braunschweig, in Celle, Hamburg und Bremen***) regt sich der Geist der Reformation auf den Kanzeln, in den Klöstern, unter dem Volke. In Pommern wirkte vorzüglich, unterstützt von seinen Amtsgenossen Cnophen und Kettelhut, Johann Bugenhagen, der von da den Namen Pommer (Pomeranus) führte, und durch den Bischof Manteufel vertrieben, neben Luther und Melanchthon in Wittenberg lehrte†). Wie nun überall der Kampf sich gestaltete, wie die Früchte allmählig reiften, wie im Verlauf der Geschichte das Weitere an den einzelnen Orten sich durchbildete, ist uns nicht vergönnt zu verfolgen, die wir mit dem Gesammteindruck uns begnügen müssen. Einen vielfachen Verkehr sehen wir indessen eingeleitet unter den Freunden des Lichts, welcher durch Reisen und Briefwechsel befördert wird. Nach Wittenberg geht der Zug der studirenden Jugend. Die Druckerpressen sind beschäftigt, Luthers und der Gleichgesinnten Schriften zu verbreiten. Privaten wie Gemeinden wünschen sich Glück zu dem neu aufgegangenen

---

*) Vgl. über Agricola, Spengler und Scheurl Rotermund, Gesch. des Augsburger Reichstages.

**) Berg, Reformationsgeschichte der Länder Jülich, Cleve, Berg, Mark, Ravensberg und Lippe. Hamm 826.

***) Siehe Schlegels Kirchen- u. Reformationsgeschichte von Norddeutschland. Hannover 829. Bd. II. S. 26.

†) Siehe Zietz, Joh. Bugenhagen. Leipzig 829.

Heil*). Aber auch an Verfolgungen fehlt es nicht. Ja, in den Niederlanden wurden dem evangelischen Glauben bereits seine Märtyrer. Der wüthende Hogstraten verfolgte daselbst die Anhänger Luthers aufs Blut, und zwei Augustinermönche von Antwerpen, Heinrich Voos und Joh. Esch, starben den Tod auf dem Scheiterhaufen. Luther feierte ihren Tod im Liede **). Eben so ließ der Ketzermeister Reichler in Schwaben mehrere lutherische Prediger an die nächsten Bäume aufhängen. Doch die Verfolgungen beugten den Glauben der Bekenner nicht. Einzelne Züge entschiedener Anhänglichkeit an die evangelische Lehre beweisen dieß. So hatte sich in Worms, seit Luther so kühn auf dem dasigen Reichstage gesprochen, eine eigene lutherische Gemeinde zusammengethan, die, weil man ihr keine Niederlassung gestattete, bald hie, bald dort ihre Versammlungen, auch wohl auf dem freien Felde, hielt, wozu seine eigene bewegliche Kanzel verfertigt wurde. Aehnliches finden wir in Goßlar. Als dem dortigen Prediger die Kirchen verschlossen wurden, sammelte sich die freie Gemeinde unter einer Linde auf dem Jacobi-Kirchhofe***). Zu Annaberg, einer vom Herzog Georg neu erbauten sächsischen Bergstadt, zeigte sich ein solcher Eifer, daß, als der Herzog die neue Lehre nicht dulden wollte, man nach Buchholz im Kursächsischen wanderte, und dort die Vorträge eines Wenc. Link und Gabriel Didymus anhörte †). Ueberhaupt that sich in Kursachsen, vorzüglich in Wittenberg, der Geist der Reformation am stärksten hervor, und selbst die Ordensgenossen Luthers, die Augustinermönche, boten zu den Neuerungen willig die Hand. Die meißnischen und thüringischen Cötualen hielten einen Convent zn Wittenberg, schafften die Winkelmessen ab und hoben alle Gelübde auf, welche dem Evangelium entgegen wären. Eingeholte Gutachten Luthers und der Wittenberger Theologen billigten den Schritt, und so war auch der Kurfürst, der erst Unordnungen befürchtet hatte, zufrieden.

---

*) Vgl. mehrere Briefe Luthers, so wie den Brief Hartmuths v. Kronberg an den Rath zu Straßburg, bei Röhrich I. S. 139.

**) Bei Marheinecke II. S. 52.

***) Siehe Schlegel a. a. O. S. 24.

†) Seckendorf (bei Roos S. 87. 88.).

So weit wäre alles von Seiten der Evangelischen auf dem Wege der Ordnung und in schönster Harmonie vor sich gegangen. Wo Gewalt sich regte, da war es von Seiten der herrschenden Kirche, die ihrem Princip gemäß die Ketzer verfolgte. Kleinere Unordnungen, die als Gegenwirkung sich äußern mochten, sind nicht der Rede werth. Im Ganzen kann man sagen, es war eine Reformation auf vernünftigem und gesetzlichem Wege eingeleitet, auf dem Wege der Belehrung, der vollkommensten Gewissensfreiheit. Aber eben diese ging den Stürmern zu langsam.

Andreas Karlstadt, den wir neben Luthern zu Leipzig gesehen haben, war einer von denen, welche bei mittelmäßigen Verstandeskräften und einem zwar geraden und aufrichtigen, aber schroffen und einseitig geleiteten Willen sich berufen glaubten, dem besonnenen Worte Luthers vorzugreifen und da zu beginnen, wo die Reformation erst hätte enden sollen *). An das Aeußere sich hängend, meinten er und seine Genossen, die Reformation bestehe hauptsächlich im Verneinen, im Wegschaffen der Formen, in der Entfernung der Bilder und im ungestümen sich Hinwegsetzen über Fasten und bisherige kirchliche Ordnung. Ja, sie gingen, wie die Ultraliberalen gewöhnlich pflegen, in ihrem Eifer für die Freiheit so weit, auch andern die Freiheit zum Gesetz zu machen, sie zur Freiheit zwingen und ihnen statt des alten Joches ein neues auferlegen zu wollen. Karlstadt hatte sich im April 1522 verheirathet, was Luther selber billigte. Allein dabei blieb es nicht. Wie jener Röublin, von dem ich Ihnen in der vorigen Stunde erzählt habe, so gab auch Karlstadt seiner Verheirathung ein unnützes Gepränge, und prahlte damit, wie mit einer Heldenthat. In der Priesterehe sah er nun alles Heil, und deßhalb wollte er nun alle Geistlichen nöthigen, in den Stand der Ehe zu treten; ja, er drohte, daß er alle Pfaffen, groß und klein, mit Worten und mit der That vornehmen und angreifen wolle, wenn sie nicht seinem Beispiele folgten. Dabei geberdete er sich auch höchst unverständig in Beziehung auf den

---

*) Eine ähnliche Erscheinung war wohl Karsthans (Nomen et omen!) im Elsaß u. in Basel. S. Röhrich 1. S. 136.

öffentlichen Gottesdienst. Unvorbereitet und ohne Beichte ließ er die Leute zum heiligen Abendmahle hinzu, das er unter beiderlei Gestalt austheilte, und übte mit einigen Studenten an den Bildern in den Kirchen Muthwillen. Als der Kurfürst durch den Canzler Brück ihn warnen ließ, gab er zur Antwort, er bleibe schlechterdings bei Gottes Wort, er sehe keinen Menschen an, und nur den Unchristen könne sein Werk mißfallen (Demnach war auch Luther in seinen Augen ein Unchrist; denn eben er war es, der sein Treiben höchlich mißbilligte.). Uebrigens stand Karlstadt nicht allein. Er war seit einiger Zeit in Verbindung mit einigen Schwärmern getreten, die von Zwickau nach Wittenberg gekommen waren, und daher die Zwickauer Propheten hießen. Die namhaftesten Mitglieder dieser Gesellschaft waren Nic. Storch, ein Tuchmacher, Martin Cellarius [Borhaus, der nachmals Professor in Basel wurde *)], Marx Stübner von Elsterberg, und der berüchtigte Thomas Münzer. Diese Leute, nicht zufrieden, das Christenthum wieder auf den historischen Boden der Bibel zurückgeführt zu sehen, wollten vielmehr neue Offenbarungen, die über die Bibel hinausgingen, erhalten haben, und sahen sich als eigenthümlich Erweckte und Bevorrechtete des Herrn an. Was Luther gethan, erschien ihnen gering gegen das, was der Herr durch sie ausrichten würde. Sie behaupteten, mit Gott in unmittelbarer Verbindung zu stehen und Eingebungen des heiligen Geistes zu erhalten. Denen gemäß weissagten sie Zukünftiges. „Gottes Gerichte werden über die Welt hereinbrechen, der Türk werde sich in kurzer Zeit Deutschlands bemächtigen, und dann werden alle Pfaffen erschlagen werden, selbst wenn sie Weiber nehmen. In fünf bis sieben Jahren sollte dann das Ende der Welt kommen. Da soll kein Unfrommer oder Sünder übrig bleiben. Da wird herrschen ein Glaube und eine Taufe.“ In Beziehung auf die letztere erklärten die Zwickauer Propheten, daß es unrecht sei, die Taufe den Kindern zu ertheilen; die Kindertaufe sei ein Possenspiel. Dabei verachteten diese Leute überhaupt, was auf Herkommen und Uebung beruhte in kirchlichen und bürgerlichen Ein-

*) Siehe Athen. raur. p. 24.

richtungen, und was noch gefährlicher war, auch das Licht der Wissenschaft verschmähten sie. Als man Stübnern fragte, ob er Bücher geschrieben, antwortete er: nein! unser Herr Gott hat mir's verboten.

Daß diese ganze Richtung, die wir schon früherhin als die fanatisch-radicale bezeichnet haben, nicht aus der Reformation entsprungen, selbst nicht einmal eine directe Entartung derselben sei, werden Sie mir zugestehen, wenn sie sich erinnern, wie ähnliche Richtungen schon früher in der Kirche sich zeigten. War doch die ganze Wiedertäuferei, wie wir von nun an diese Richtung benennen werden, schon ihren Hauptzügen nach zum Vorschein gekommen bei den schwärmerischen Secten des Mittelalters, bei den Beguinen, Fratricellen, Lollharden, Spiritualen und Aehnlichen! Freilich wurde durch die Reformation das schlummernde Fieber im Körper wieder aufgeregt, wie dieß bei allen wichtigen Krisen der Fall ist. Der unter der Asche glimmende Funke ward durch den Sturm, den Luther erregte, auch mit angefacht. Aber dieß fällt der Reformation an sich nicht zur Last. Im Gegentheil fand die Schwärmerei an ihr eine mächtige Schranke, an der sich ihre dunkle Gewalt über kurz oder lang brechen mußte.

Der gute Melanchthon wurde durch die Erscheinung dieser Männer in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Gelehrter, als Luther, und wissenschaftlicher in der Theorie, hatte er lange nicht den sichern Tact und praktischen Scharfblick des letztern im Leben. Wie gern hätte er ihn in der Nähe gehabt! Er wendete sich daher schriftlich an ihn, rieth aber indessen dem Kurfürsten, nichts zu übereilen, und ermahnte auch die Studirenden, daß sie diesen sonderbaren Leuten nichts in den Weg legen, sondern Geduld mit ihnen haben sollten. Ja, Melanchthon meinte selbst, es könnte immerhin etwas an der Sache sein, und glaubte sich an dem Werke Gottes zu versündigen, wenn er den Geist dämpfte. Es zeigt sich auch darin das Wahre des reformatorischen Sinnes, daß er über außerordentliche Bewegungen in der geistigen Welt nicht von vorn herein abspricht, und auch das, was den Schein gen sich hat, der Prüfung würdigt. Auch Luther befahl aufs ernstlichste diese Prüfung, obwohl er weniger, als Melanchthon,

geneigt war, etwas Prophetisches in diesen Leuten anzuerkennen. Durch das Vorgeben von Visionen und wunderbaren Dingen ließ er sich nicht die Sinne einnehmen. Darauf legte er überhaupt keinen Werth. Wie er den Hauptbeweis für die Wahrheit des Christenthums nicht in den Wundern suchte, sondern in den Erweisungen des Geistes, in der wahrhaft sittlichen und heiligenden Kraft desselben: so meinte er auch hier, es komme alles darauf an, welche Früchte der Baum trüge, von dem so viel Aufsehens gemacht würde, das ewig sichere Kriterium zu jeder Zeit! Man solle die Geister prüfen, sagt er, ob sie aus Gott seien. Bis jetzt habe er nichts von ihnen gehört, was der Satan nicht auch thun und nachäffen könne. Sie sollen erst ihren Beruf beweisen, weil Gott niemand sende', er habe ihn denn durch Menschen berufen. Auf bloße Offenbarungen, die sie vorschützten, solle man nichts geben. Man soll erst sehen, ob sie in geistlicher Angst kommen, ob sie von göttlicher Geburt, Tod und Hölle wissen. Wenn man lauter liebliche, andächtige und heilige Dinge von ihnen höre, und wenn sie auch sagten, daß sie in den dritten Himmel entzückt wären, so soll man nicht auf sie sehen. Die göttliche Majestät rede nicht so unmittelbar mit dem Menschen; am allerwenigsten könne sie sich an den alten Menschen wenden, ehe sie ihn erst getödet und ausgedorrt habe.

An den Kurfürsten aber wendete er sich durch seinen vertrauten Spalatin, und ließ ihn beschwören, sich nicht mit der Propheten Blut zu beflecken. Hierin hatte er schon den richtigen evangelischen Grundsatz, dem er sein Leben lang treu blieb, daß die Wahrheit weder durch Gewalt ausgebreitet, noch der Irrthum durch Gewalt gehindert werden könne, und wenn später Calvin und Beza dem Grundsatze huldigten, daß man Ketzer, d. h. religiös Verirrte, am Leben bestrafen dürfe und solle, so schauderte Luthers besseres und menschlicheres Gefühl davor zurück.

Unterdessen ging es in Wittenberg immer bunter. Mehrere Studenten verließen der Unruhen wegen die Universität. Herzog Georg von Sachsen, der erbitterte Gegner Luthers, ergriff, wie die Feinde der Verbesserungen es immer thun, den Anlaß zufäl-

liger Mißbräuche und Verirrungen, um nun die Schuld auf die Reformation selbst zu schieben. Luther mußte jetzt von allem die Ursache sein. „Warum ließ man die freie Lehre aufkommen? Da haben wir die Folgen!“ so eiferten die Kurzsichtigen damals wie jetzt. Man denke sich nun Luthers peinliche Lage. Dort sah er das Haus brennen, das er aufgebaut, und konnte von der Wartburg herunter den glührothen Himmel schauen: er hörte die Sturmglocke und das Geschrei der Noth; aber zu Hülfe eilen und löschen konnte er nicht. Verrammelt waren ihm die Wege durch das Wormser Edict und den gemessenen Befehl seines Landesherrn. Sollte er aber zusehen, wie ein Sparren und Balken nach dem andern einstürzte, sollte er das Hülfsgeschrei der Freunde hören, ohne doch wenigstens einen Versuch zu wagen, die Pforten zu sprengen, die ihn, den Einzigen, der hier helfen konnte, von der Brandstätte abhielten? Der Entschluß war gefaßt. Er verließ die Wartburg. Das Gewissen, die innere Stimme gebot es ihm. Ihm war es klar, daß es dießmal Gottes Stimme sei. Ihr mußte er gehorchen, mehr als den Menschen. Um jedoch die schuldige Achtung vor seinem Fürsten nicht zu verletzen, der ihm das Verlassen seines Aufenthalts aufs strengste untersagt hatte, und ihn aller daraus folgenden Unannehmlichkeiten zu entbinden, schrieb er ihm von Borna aus am Aschermittwoch 1522 einen Brief, der einen solchen Reichthum von Geisteskraft entwickelt, daß man darüber die etwas barsche Form gern vergißt, welche man sonst in Schreiben an Fürsten nicht gewohnt ist. Er schreibt darin unter anderm: er setze voraus, daß es der Kurfürst gut mit ihm meine, wenn er ihm das Verlassen seines Aufenthalts verbiete; allein der Kurfürst dürfe eben so wenig an seiner guten Meinung zweifeln. Damit sei jedoch nichts gethan. Es sei nicht eine persönliche Sache, sondern die Sache Gottes, die ihn nach Wittenberg rufe, und daß er in diesem Glauben muthig dem Teufel entgegengetreten sei in Worms, das habe er damals bewiesen und werde es ferner beweisen. — (Der Kurfürst hatte besonders auf die Nachstellungen Herzog Georgs aufmerksam gemacht, denen sich Luther aussetze. Hierauf antwortet er:) „Das weiß ich ja von mir wohl, wenn diese Sache zu Leipzig also stünde, wie zu Wittenberg, so

wollt' ich doch hineinreiten, wenn's gleich (Ew. Kurfürstl. Gnaden verzeihe mir mein närrisch Reden) wenn's gleich 9 Tage (hinter einander) eitel Herzog Georgen regnete, und jeglicher wäre neunfach wüthender, denn dieser ist." Der Herzog Georg hält den Herrn Christum nicht für einen Mann aus Stroh geflochten; das kann mein Herr und ich eine Zeitlang wohl leiden, aber endlich wird das Unglück auf ihn eindringen ohne Unterlaß."

In Beziehung auf des Kurfürsten Schutz schreibt Luther also: „Ich komme gen Wittenberg in gar einem höhern Schutze, denn des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von Ew. Kf. Gn. Schutz (zu) begehren. Ja, ich halt', ich wolle Ew. Kf. Gn. mehr schützen, denn sie mich schützen könnte. Dazu wenn ich wüßte, daß mich Ew. Kf. Gnaden könnte und wollte schützen, so wollt' ich nicht kommen. Dieser Sachen soll noch kann kein Schwert rathen oder helfen. Gott muß hie allein schaffen, ohn' alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum wer am meisten glaubt, der wird hie am meisten schützen. Dieweil ich nun spüre, daß Ew. Kf. Gn. noch gar schwach ist im Glauben, kann ich keinerlei wege Ew. Kf. Gn. für den Mann ansehn, der mich schützen oder retten könnte."

Diese Worte klingen trotzig. Allein Luther ist weit entfernt, damit die Achtung vor dem Fürsten, die er ihm als Obrigkeit schuldig ist, aus den Augen zu setzen. Er erklärt ihm, daß er sich in alles fügen werde, was der Kurfürst seiner Person wegen anordne, wenn er etwa genöthigt sein sollte, ihn auszuliefern. Ja, der Kurfürst selbst soll dem Kaiser immerhin, als seiner Obrigkeit, gehorchen, „denn die Gewalt soll niemand brechen, noch widerstehen, denn alleine, der sie eingesetzt hat, sonst ist's Empörung und wider Gott!" Uebrigens hoffe er, der Kaiser und die Fürsten werden Vernunft gebrauchen und bedenken, daß der Kurfürst in einer zu hohen Wiege geboren sei, als daß sie ihn zum Profosen (Stockmeister) über Luthern machen wollten. Endlich empfiehlt er den Kurfürsten der Gnade Gottes, und schließt mit den Worten: „Es ist ein anderer Mann, denn Herzog Georg, mit dem ich handle, der kennet mich fast wohl, und ich kenne ihn nicht übel. Wenn Ew. Kf. Gn. gläubte, so würde sie Gottes Herr-

lichkeit sehen; weil sie aber noch nicht glaubt, hat sie auch noch nichts gesehn. Gott sei Lieb und Lob in Ewigkeit. Amen"*).

Dieses Schreiben, welches Herr Dr. de Wette wohl mit Recht ein bewundernswürdiges Denkmal des Glaubensmuthes nennt, von dem Luther erfüllt war, machte einen eigenen Eindruck auf den Kurfürsten. Er ehrte Luthers persönlichen Muth, und doch fand er sich nicht stark genug, vor dem Reiche ihn zu vertreten. Der Reichstag von Nürnberg stand bevor, und auf diesem wollte der Kurfürst ein ostensibles Schreiben von Luthern vorlegen, worin dieser erklärte, daß er ohne Zulassung des Fürsten die Wartburg verlassen habe. Auch zu einem solchen Schreiben fand sich Luther bereit, wiewohl er den Ton dazu nicht gleich finden konnte und sich eine Ueberarbeitung mußte gefallen lassen, in welcher die starken Stellen geändert waren. So mußte er sich unter anderm bequemen, den Kaiser seinen allergnädigsten Herrn zu nennen, obwohl, wie er an Spalatin schreibt, die ganze Welt wußte, daß ihm der Kaiser nichts weniger als gnädig sei.

Denken wir uns nun Luthern in der Stimmung, womit er die Wartburg verließ. Einerseits die geistlichen Gefahren in Wittenberg, andererseits die leibliche, persönliche Gefahr, gefangen und dem Reich überantwortet zu werden; dazu angegriffen an Leib und Seele, muß er uns doppelt groß erscheinen, wenn wir sehen, wie er mitten in diesen Stürmen auch wieder einen heitern Muth zu bewahren und sein Incognito mit einer gewissen Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit zu spielen wußte, als ob es einen bloßen Scherz gegolten hälte.

Wir haben darüber ein merkwürdiges Actenstück in der Chronik des St. Gallischen Reformators Keßler, von dem ich Ihnen schon früher einmal eine Charakteristik Melanchthons mitgetheilt habe. Gern würde ich Ihnen das Actenstück unverändert in der treuherzigen alten Sprache mittheilen, in der es uns aufbehalten ist, wenn ich nicht fürchten müßte, daß die Ungewohntheit des rauhen Dialektes das Verständniß einigermaßen erschwerte **).

---

*) Siehe de Wette II. Nr. 362.

**) Das Auge folgt der alten Sprache besser, als das Ohr; daher wir den Leser an die ursprüngliche Darstellung verweisen bei Bernet,

Ich erlaube mir daher eine hie und da verkürzte, im Ausdruck indessen nur wenig veränderte Darstellung.

Durch den Ruf der Wittenberger Universität, besonders durch die Namen Luthers und Melanchthons angezogen, machten sich die beiden Schweizerjünglinge, Keßler und Spengler *), die bisher in Basel studirt hatten, auf den Weg. Das Reisen der fahrenden Schüler war damals reich an Abenteuern, wie jeder weiß, der die bekannte Geschichte Thomas Platers gelesen **). Ansprechender aber, als solche rohe Züge aus einem rohen Zeitalter, dürfte folgende Geschichte sein, welche den Ernst unsers Drama's durch ein liebliches Zwischenspiel unterbricht. Die beiden Jünglinge, die natürlich ihre Wanderung zu Fuß machten, waren bei einem furchtbaren Gewitter durchnäßt und müde nach Jena gekommen. Hier suchten sie vergebens ein Nachtlager. Schon wollten sie die Stadt verlassen und auf einem Dorfe übernachten, als ihnen ein Mann begegnete, der sie fragte, wohin sie noch so spät wollten, und sie, da sie ihm ihre Verlegenheit klagten, in ein in der Vorstadt gelegenes Gasthaus (zum schwarzen Bären) wies. Als sie in die Gaststube traten, fanden sie in einer Ecke am Tische einen Mann sitzen in weltlicher Ritterkleidung, das Schwert an der Seite und die Rechte auf des Schwertes Knopf gestützt. Vor dem Manne lag ein Büchlein, in dem er emsig las. Bald aber grüßte er die jungen Leute freundlich, die sich, weil ihre Kleider und Schuhe beschmutzt waren, nicht an den Tisch getraut, sondern sich auf eine entfernte Bank niedergelassen hatten. Er hieß sie näher rücken und fragte sie, woher sie kämen. Ohne aber ihre Antwort abzuwarten (denn er kannte sie wahrscheinlich am Dialekt), sagte er zu ihnen: „Ir sind Schwyzer, von wannen sid ir us dem

---

Johann Keßler genannt Ahenarius. St. Gallen 826. S. 27.; früher schon mitgetheilt in Füßlins Schweizermuseum 1784. u. im helvetischen Almanach von 1808., auch bei Hahnhart, Erzählungen aus der Schweizergeschichte nach den Chroniken. Basel 829. Bd. 3. S. 300.

*) Wenigstens war Spengler wahrscheinlich der in der Erzählung gemeinte Gefährte. S. die Anmerk. bei Bernet a. a. O.

**) Auch Keßler erzählt unter anderm, wie er von Landstreichern im Spiele angefochten und sein Gefährte, Spengler, geprellt worden sei. Bernet S. 26.

Schwyzerland?" Sie antworteten: Von St. Gallen. Er sprach, sie würden Landsleute in Wittenberg finden, Hieronymus Schurf und seinen Bruder Augustin. „An die haben wir Briefe," sagten die Studenten. Darauf fragten sie ihn, ob er nicht wisse, ob Luther wieder in Wittenberg sei? Der Fremde antwortete: „Ich hab' gewisse Kundschaft, daß der Luther jetzmal nit zu Wittenberg ist, er soll aber bald dahin kommen. Philipp Melanchthon aber ist da und lehret die griechische Sprache." Bei diesem Anlaß ermahnte er die jungen Leute, sich ja recht auf die Sprachen zu legen, besonders auf das Hebräische, wozu gute Gelegenheit in Wittenberg sei. Die Jünglinge betheuerten, daß sie nach nichts mehr sich sehnten, als eben recht bald in die evangelische Wahrheit eingeweiht zu werden, und daß sie sich vor allem freuten, den Mann persönlich kennen zu lernen, der das Priesterthum und die Messe angegriffen; denn auch sie seien von ihren Eltern zum geistlichen Stande bestimmt, und möchten daher gern wissen, wie es sich mit diesen Dingen verhalte. „Wo habt ihr denn vormals studiret?" fragte der Ritter. Antwort: Zu Basel. — „Nun, wie steht es zu Basel? Ist Erasmus noch da, was macht er?" — „Mein Herr, so viel wir wissen, stehet es gut in Basel. Auch ist Erasmus da; was er aber thue, ist jedermann unwissend und verborgen, denn er hält sich gar still und heimlich." — „Was hält man denn," fragte der fremde Herr weiter, „in euerm Schwyzerlande von dem Luther? — „Mein Herr, es sind, wie allenthalben, vielerlei Meinungen über ihn. Etliche können ihn nicht genugsam erheben und Gott danken, daß er seine Wahrheit durch ihn geoffenbart und die Irrthümer entdeckt habe. Etliche aber verdammen ihn als einen unlidigen Ketzer, und bevor die Geistlichen" — „Ich versieh' mich's wohl," unterbrach er sie, „es sind die Pfaffen." — Unter solchem Gespräch ward uns gar heimlich, sagt Keßler, bemerkt aber, wie ihnen die gelehrten Reden des Ritters aufgefallen seien, besonders seine Bekanntschaft mit Erasmus und den alten Sprachen. Diese Verwunderung steigerte sich, als der Gefährte Keßlers zufällig das Büchlein in die Hand nahm, das vor dem Fremden auf dem Tische lag. Es war ein hebräischer Psalter. Der Student legte das Buch wieder hin, und der Ritter behielt

es bei sich. „Ich gäbe einen Finger von der Hand, fing der Student wieder an, wenn ich diese Sprache verstünde.“ „Das werdet ihr wohl noch ergreifen,“ sagte der Fremde, „wenn ihr anders recht Fleiß anwendet. Auch ich begehre, drin weiter zu kommen, und übe mich täglich drin.“

Ueber dem kam der Wirth in das Zimmer, und da er die Begierde der jungen Wanderer merkte, den Luther zu sehen, sagte er: wäret ihr vor zwei Tagen hie gewesen, ihr hättet ihn gesehen; denn hier an diesem Tisch ist er gesessen. Das verdroß die Studenten gar sehr und wollten ihren Zorn erst an „dem wüsten Weg uslassen,“ der sie daran verhindert habe; sie äußerten indessen ihre Freude, wenigstens den Ort gesehen zu haben, wo der große Mann gesessen. Da lachte der Wirth und ging hinaus. Nach einer kurzen Zeit aber rief er Keßlern zu sich vor die Stubenthür. „Da erschrak ich erst,“ erzählt dieser, „und bedacht' mich, was ich verunschicket oder was ich unschuldig verdacht wurde.“ Der Wirth aber redete ihn freundlich an und eröffnete ihm (was Ihnen übrigens kein Geheimniß mehr sein wird), daß es Luther sei, der bei ihnen am Tische sitze. Keßler meinte indessen, der Wirth wolle ihn zum Besten haben. „Ihr wollet mich gern fatzen,“ sagte er zu ihm, „und min Begierd mit des Luthers Won (Wahn) ersättigen.“ Als aber der Wirth seine Aussage nochmals betheuerte und ihn bat, nicht dergleichen zu thun, als ob er etwas wüßte, ging er wieder hinein, konnte sich aber nicht enthalten, seinem Gefährten das Geheimniß ins Ohr anzuvertrauen. Dieser wollte es aber auch nicht glauben, und meinte, Keßler habe wohl den Wirth nicht recht verstanden: es sei wohl eher der Hutten, und er habe verstanden der Luther. Das kam Keßlern selbst wahrscheinlich vor; denn die ritterliche Kleidung paßte in der That zu Hutten besser, als zu Luthern. (Sie wußten nicht, daß Hutten eben zu der Zeit nach Basel kam.) — Ueber dem kamen zwei Kaufleute in die Herberge, und nachdem sie sich entkleidet und entspornt, legte einer ein ungebundenes Buch auf den Tisch. Luther fragte sie, weß das Buch sei. Es ist Doctor Luthers Auslegung der Evangelien und Episteln, antworteten die Kaufleute dem Fremden. Habt ihr die noch nicht gesehen? Ich soll sie

auch bald bekommen, antwortete Martinus. Der Wirth lud indessen die Gesellschaft zu Tische. Die armen Studenten, deren Baarschaft gar gering war, wollten aber nicht mit den großen Herren speisen, sondern baten den Wirth, ihnen etwas besonders zu geben. Der Wirth hieß sie zu sitzen, und versprach ihnen, „sie ziemlich (billig) zu halten," während Luther, dem die jungen Leute gefielen, zu ihnen sprach: kommet herzu, ich will die Zehrung mit dem Wirth wohl abtragen. „Dieß, bemerkt Keßler, freute uns sehr, nicht von des Gelds und Genieß wegen, sondern daß uns dieser Mann gastfrei gehalten hat. Ueber dem Essen that Martinus viel gottseliger, fründlicher Reden, daß die Kofflüt und wir an ihm verstuhnten und siner Wort mehr denn aller Spisen wahrnahmen." — Man sprach von dem bevorstehenden Reichstage von Nürnberg, und wie dabei nicht viel herauskommen werde; „wie die Herren lieber ihre Zeit mit köstlichem Thurnier, Schlitten, Unzucht und Hochfahrt verzehrten, als sich Gottes Worts anzunehmen" u. dgl. m. „Aber ich bin der Hoffnung," sprach Luther weiter, „daß die evangelische Wahrheit mehr Frucht bei unsern Kindern und Nachkommen bringen werde." Die Kaufleute gaben nun auch ihre Meinung, und einer von ihnen sprach, er sei zwar nur ein Laie, aber so viel er von der Sache verstehe, so müsse der Luther entweder ein Engel vom Himmel, oder ein Teufel aus der Hölle sein. Er würde gern ihm zu lieb noch 10 Fl. verzehren, wenn er ihm beichten könnte, denn er glaube, Luther könnte und möchte sein Gewissen wohl unterrichten. Nach aufgehobenem Tische entfernten sich die Kaufleute, und Luther war wieder mit den Studenten allein. Da bedankten sie sich bei ihm für die ausgerichtete Zehrung und ließen ihn merken, daß sie ihn für den U. v. Hutten hielten. Da sprach Luther zum Wirthe scherzhaft: Seht doch! ich bin diese Nacht zum Edelmanne geworden; denn diese Schweizer halten mich für U. v. Hutten. „Der seid ihr nicht" sagte der Wirth, „wohl aber Martin Luther." Da lächelte Luther und sprach: Die halten mich für den Hutten, ihr für den Luther; ich sollt' wohl bald Marcolfus werden. Nach solchem Gespräch nahm er ein hohes Bierglas, trank den Schweizern zu und forderte sie auf, ihm nachzutrinken. Als aber Keßler das Glas zur

Hand nehmen wollte, schob ihm Luther ein Weinglas unter und sprach: Ich weiß wohl, das Bier ist euch Schweizern unheimisch und ungewohn, trinket den Wein! Und indem er dieß sagte, packte er den Rock auf die Schultern, nahm Abschied von seinen jungen Freunden und sprach: Wenn ihr nach Wittenberg kommt, so grüßet mir Dr. Schurf, euern Landsmann. Wir wollen es gern thun, sagten die Studenten, aber von wem sollen wir den Gruß ausrichten? Sagt ihm nur, der kommen soll, läßt euch grüßen, so versteht er die Worte, — und somit entfernte er sich.

„Dieß geschah bei dem ersten Nachtlager zwischen der Wart„burg und Wittenberg, in einem Augenblicke, wo Luthern der „Boden unter den Füßen brannte, wo er den furchtbarsten Ge„fahren, dem verzweifeltsten Unternehmen entgegen ging, und „seine Seele mit all den großen Gedanken des Glaubens und „der Zuversicht erfüllt war, die er ein Paar Tage nachher (in „dem vorhin betrachteten Briefe) an seinen Kurfürsten schrieb *)."

Einer solchen heitern, selbst zu harmlosen Scherzen aufgelegten Gemüthsruhe sind im Momente der Gefahr nur große Seelen fähig. Dieses freundliche Lächeln, dem die Thränen der Wehmuth begegnen, gleicht dem milden Sonnenblicke, der das schwarze Gewölk durchbricht, wenn Gewitter drohen, und wohl dem Menschen, dem diese Geistessonne nie ganz verdüstert wird!

Düster wird jetzt allerdings unser Gemälde, und auf das freundliche Zwischenspiel folgen Scenen des tragischen Ernstes.

In Wittenberg angekommen, fand Luther alles in der größten Gährung. Acht Tage lang hinter einander predigte er mit großer Gewalt der Rede, und dennoch mit möglichster Schonung der Personen, gegen die Aufwiegler und Schwärmer. Er zeigte, wie man bei Verbesserungen nichts übereilen und den Schwachen Milch darreichen müsse; wie man niemanden „mit den Haaren zum Evangelium reißen" könne, indem, die Herzen umzuwandeln, nicht in des Menschen Gewalt stehe, sondern allein in der Hand Gottes. Man kann mit der Predigt wohl zu den Ohren, aber nicht in das Herz kommen. Das muß man Gott über-

---

*) Anmerk. von Füßlin bei Bernet S. 37.

lassen. „Das Wort muß überall wirken, das Wort allein, und nicht die Gewalt," das war Luthers herrlicher Wahlspruch, und das ist und bleibt auch der Wahlspruch des reformatorischen Princips. „Durch das Wort ist die Welt überwunden," das hatte er schon damals mit Nachdruck geäußert, als ihm mehrere deutsche Ritter ihr Schwert angeboten hatten, und er es ausschlug, weil Gottes Sache sich nicht mit dem Schwert entscheiden lasse. Und auf diesen einzig sichern Grundsatz aller wahren Freiheit kam er auch jetzt wieder zurück. „Das Wort hat Himmel und Erde geschaffen und alle Dinge, dasselbe Wort muß es hier auch thun, und nicht wir arme Sünder. Summa Summarum, predigen will ich's, sagen will ich's, schreiben will ich's; aber zwingen, dringen mit Gewalt will ich niemand." Er stellte sich zum Beispiel auf, wie er auch gegen den Ablaß gepredigt und geschrieben habe, aber keine Gewalt gebraucht, und wie im Stillen das Wort alles ausgerichtet habe. „Das hat, sagt er, wenn ich geschlafen habe, wenn ich Wittenbergisch Bier mit meinem Philippo und Amsdorf getrunken habe, also viel gethan, daß das Papstthum also schwach worden ist, daß ihm noch nie kein Fürst noch Kaiser so viel abgebrochen hat. Ich habe nichts gethan, das Wort hat es alles ausgericht. Wenn ich hätte wollen mit Ungemach fahren, ich wollte Deutschland in ein groß Blutvergießen gebracht haben, ja ich wollte wohl zu Worms ein Spiel angerichtet haben, daß der Kaiser nicht wäre sicher gewesen. Aber was wäre es? Ein Narrenspiel wäre es gewesen und ein Verderbniß an Leib und Seele. — „Ich kann keinen (mit Gewalt) gen Himmel treiben, oder mit Knitteln hineinschlagen. Dieß ist grob genug gesagt, ich meine, ihr habt's verstanden." Luther zeigte dann ferner, wie mit dem bloßen äußern Abschaffen der Mißbräuche, mit dem gewaltsamen Entfernen der Bilder und Ceremonien noch nichts gethan sei, zumal wenn sich das Volk des eigentlichen Grundes der Neuerung nicht bewußt sei, sondern nur blindlings dem großen Haufen folge. Auch Paulus, da er nach Athen gekommen und die vielen Altäre gesehen, habe er zwar die Götzen nicht angebetet, aber auch die Altäre nicht niedergerissen. „Es sind viele Leute, sagt er, die Sonne, Mond und Sterne

anbeten, wollen wir darum zufahren und die Sterne vom Himmel reißen? Das werden wir wohl bleiben lassen*)." — Auch durch Privatunterhandlungen suchte Luther mit den Schwärmern ins Reine zu kommen. Er ließ sich sanftmüthig zu ihnen herab, fand aber immer mehr, daß es ihnen an Grund und Boden fehle. In ihrem geistlichen Hochmuthe sahen sie Luthern für einen Gelehrten an, der durch die Wissenschaft verblendet sei, und dem deßhalb die rechte Einfalt des Herzens mangle. Sie hielten sich für weit erleuchteter, als er, und achteten es zu geringe, mit ihm zu disputiren. Luther sah seinerseits ebenfalls ein, daß mit solchen Starrköpfen nichts zu machen sei, und so verließen sie Wittenberg, indem sie Luthern mit Schmähungen überhäuften. Karlstadt zog sich nach Orlamünde zurück, wo er mit den Bauern gemeinsame Sache machte und den populären Demokraten spielte. Er entsagte allen Vorrechten, die er als Doctor besaß, trug bäurische Kleidung, befliß sich bäurischer Sitten, fraternisirte überhaupt mit den Landleuten, von denen er sich nicht anders als Bruder Andreas und lieber Nachbar betiteln ließ, und deren Gerichten er sich unterwarf. Zu dieser sublimen Liberalität brachte es freilich Doctor Luther nicht, der in der Meinung stand, daß die höhere Bildung allerdings einen Unterschied der Stände im bürgerlichen Leben begründe. Deßhalb wurde er aber auch von den Ultraliberalen für einen Aristokraten gehalten, für einen servilen Fürstenknecht und kleinen Papst; und besonders richtete sich gegen ihn der Zorn der Partei, seit Karlstadt aus den kurfürstlichen Landen war verwiesen worden. Luther erließ dann noch ein besonderes Schreiben unter dem Titel: „Vermahnung an alle Christen, sich vor Aufruhr und Empörung zu hüten," worin unter anderm die goldnen Worte stehen: „Welche meine Lehre recht lesen und verstehen, die machen nicht Aufruhr, sie haben's nicht von mir gelernt."

Und wahrlich sie haben's nicht von ihm gelernt, die Stürmer des 16. so wenig, als die des 18. und 19. Jahrhunderts. Ewig scheiden sich Reformation und Revolution, und wer die

---

*) Siehe Luthers Werke, Walch. Ausg. Bd. XX. Plank, Geschichte des protest. Lehrbegriffs II. S. 67. ff. Marheinecke I. 322.

erstere als die Mutter der letztern betrachtet, der hat den Baum noch nicht aus seinen Früchten erkannt. Daß Luther indessen bei aller Ehrfurcht vor Obrigkeit und obrigkeitlichen Gewalten kein serviler Fürstenknecht gewesen, ja, daß er ohne Ansehn der Person auch Fürsten die Wahrheit ohne Scheu sagte, davon hat uns ja schon der Brief an den Kurfürsten einen schönen Beweis gegeben. Eine minder erfreuliche Probe giebt uns noch in demselben Jahre sein Kampf mit Heinrich VIII. von England. Wenn ein Fürst sich auf die schlüpfrige Bahn der gelehrten Schriftstellerei begiebt, so hat er sich's wohl von selbst beizumessen, wenn er nach demselben Gesetze gerichtet wird, das in der Republik der Gelehrten gilt oder gelten sollte, nach dem der ungeschminkten Wahrheit, ohne Rücksicht auf des Verfassers Person und äußere Stellung in der Gesellschaft. Heinrich hatte nun den Kitzel, als theologischer Schriftsteller und namentlich als Polemiker gegen Luther auftreten zu wollen, und da er ihm in seiner Schrift über die Sacramente den Handschuh hingeworfen, so mußte er sich's auch gefallen lassen, wenn der Gegner etwas empfindliche Streiche führte. Dieß entschuldigt jedoch den Gegner von der andern Seite nicht, wenn dieser die schuldige Achtung gegen die angreifende Partei so sehr aus den Augen setzt, daß er in das Gemeine und Uebertriebene fällt. Wenn nun Luthers fester Trotz, den wir ihm bisher in seiner Lage nicht verargen konnten, und der mit einem edeln, männlichen Gemüthe gar wohl verträglich ist, wirklich in tadelnswerthen Uebermuth umschlug, so dürfte es hier der Fall sein. In dem Schreiben, das Luther gegen den König richtet, giebt sich eine Gereiztheit der Stimmung und ein auffallender Hohn kund, der uns aus dem Munde eines so ernsten und würdigen Zeugen der Wahrheit nur verletzen kann. Freilich hatte auch der König Luthern mit sehr unköniglichen Worten angefallen, er hatte ihn einen Gotteslästerer, ein Glied des Satans, einen gräulichen, höllischen Wolf genannt, er hatte den Kaiser und das Reich aufgehetzt, die neue Lehre mit Feuer und Schwert zu verfolgen. Wie schön aber, wenn Luther auch hier in seiner prophetischen Würde und apostolischen Stellung geblieben wäre dem schmähenden König gegenüber. Er hätte ihm keck die Wahrheit sagen können, ohne grob zu werden.

Statt dessen vergilt er Gleiches mit Gleichem, Scheltwort mit Scheltwort, und setzt sich somit auch in den Augen seiner Verehrer herab *). Er nennt in seiner Antwort den König fortwährend Heinz, und zwar Heinz von Gottes Ungnaden, schilt ihn einen elenden Narren, einen liederlichen Buben, einen blinden Kopf, ein Lügenmaul, dem er den Lügenkitzel vertreiben, dem er die Lügen, so er wider Christum ausgespien, wieder in seinen Hals stoßen, dem er den Unrath, womit er die Krone Christi besudelt, wieder an seine Krone schmieren wolle u. dergl. m. Wie konnte Luther vollends eine solche Sprache damit entschuldigen, daß auch Christus und die Apostel ohne Ansehn der Person gepredigt hätten! — Wir wenden uns von diesem unerquicklichen Streite weg mit der demüthigenden Wahrnehmung, wie auch die größten Männer ihre schwachen Stunden haben, wo die Leidenschaft sie zu Verirrungen führen kann, nachdem sie sich selbst und ihre Würde vergessen haben.

Leo X., welcher dem König Heinrich für seinen bewiesenen Glaubenseifer den Titel eines Beschützers des Glaubens verliehen, zu eben der Zeit, als er mit dem König von Frankreich sich in einen Krieg verwickelt hatte, war mitten unter diesen politischen und kirchlichen Stürmen gestorben, den 1. December 1521, und an seine Stelle war mit dem 9. Januar 1522 Hadrian VI. gewählt worden, ein Niederländer, und früher Erzieher Karls V. Hadrian besaß lange nicht den Geschmack und die Bildung seines Vorgängers, so daß Künste und Wissenschaften in ihm nicht mehr den liberalen Gönner fanden, wie in dem prachtliebenden Mediceer. Dagegen aber hatte er bei einem beschränktern Geiste einen ernstern Willen, als Leo. Ihm lag die Reformation der Kirche wirklich am Herzen. Seine Abneigung gegen die Werke der italienischen Künstler kam zum Theil auch daher, weil ihm die heidnische Richtung ihrer Kunst mißfiel, und selbst die gepriesensten Antiken fanden keine Gnade vor seinen

*) So mißbilligten auch Luthers Collegen, besonders Bugenhagen, sein scharfes Auftreten. S. Zietz, Johann Bugenhagen S. 79. ff. Ein Beweis, daß die Derbheit die gewohnte des Zeitalters noch um ein Gutes übertraf. Siehe auch Raumer, neuere Geschichte I. S. 341.

Augen*). Er mißbilligte den Luxus des päpstlichen Hofes, und ging in der Einschränkung desselben mit eigenem Beispiel voraus, wodurch er sich bei den epicuräischen Cardinälen höchst verhaßt machte. Ja, sein früher Tod wird nicht ohne Wahrscheinlichkeit dem Gifte zugeschrieben, das die Gegner seiner wohlthätigen Absicht ihm beibringen ließen. Wenigstens fand man gleich nach dem Tode des Papstes das Haus seines Leibarztes bekränzt mit der Inschrift: dem Retter des Vaterlandes. Bei dem allen war Hadrian nicht minder ein Gegner Luthers und seiner Lehre, als sein Vorgänger. Er wollte eine Reformation der Kirche, aber auf anderm Wege, eine Reformation durch den Papst, nicht eine ohne ihn oder gar wider ihn. Zu dem war Hadrian bei seiner beschränkten Geistesbildung ein sclavischer Verehrer der Scholastik und der finstern Mönchstheologie, und eben das, daß Luther diese bekämpfte, that ihm am wehesten. Unerwartet günstig bezeigte er sich jedoch gleich nach seinem Regierungsantritte gegen Zwingli, dem er durch den Legaten Ennius ein verbindliches Schreiben sandte, worin er seine Frömmigkeit rühmt, und ihn auf alle Weise, ja durch ihn die Schweizer selbst zu gewinnen suchte. Eine handgreifliche Politik, die jedoch ohne Erfolg blieb! — Gegen Luthern aber glaubte er entschiedener einschreiten zu müssen.

Der Reichstag zu Nürnberg hatte sich versammelt. Auf diesen schickte der neue Papst seinen Legaten Chieregati. Er beklagte sich bitter, daß das zu Worms gegen Luthern erlassene Edict so schlecht beobachtet werde, und forderte zur pünctlichern Erfüllung desselben auf. Die Stände waren unter der Zeit theilweise über Luthers Sache aufgeklärt und einige von ihnen milder gegen sie gestimmt worden, während andere, wie namentlich Herzog Georg, ihren Haß gegen das Lutherthum genährt hatten. Zugleich aber waren die Beschwerden der deutschen Nation gegen den römischen Stuhl, welche man zu Worms vorgebracht hatte, die alten geblieben. Und so konnte dem Papst von Seiten des Reichstages kein anderer Trost gegeben werden, als

*) So tadelte er den Laokoon als ein heidnisches Götzenbild. S. Raumer (nach Fiorillo) a. a. O. S. 287.

daß man alle mögliche Vorsicht treffen wolle in Beziehung auf das, was gelehrt und gedruckt werde, und daß man auch dem willkürlichen Austreten der Mönche aus dem Kloster Schranken setzen wolle. Im Uebrigen erwarte man, daß der päpstliche Stuhl endlich auch die Beschwerden der deutschen Nation berücksichtigen werde.

In seinem Schreiben an die Stände hatte der Papst sich unter anderm auch darauf gestützt, daß der katholische Glaube der älteste sei, eine Behauptung, die so oft dem Protestantismus entgegengesetzt wird. Gegen diese zeigte Luther mit Recht, wie es bei der Wahrheit nicht auf das Alter ankomme, sondern auf die Sache selbst. „Ist Gewohnheit und langer Brauch allein „genug, warum glauben wir nicht mit den Juden, Türken und „Heiden? warum halten wir es nicht mit dem Teufel, der immer Gewohnheit hat, böse zu sein! Warum fragen wir nicht „nach der Herkunft solcher Gewohnheit, ob sie recht oder unrecht „sei. Unser Gott heißt ja nicht Gewohnheit, sondern Wahrheit, die Gott selbst ist*).

Wie sehr wurde später dieser ächt protestantische Grundsatz, daß nicht Alter und Gewohnheit allein entscheiden (wenn gleich historische Entwicklung stets zu berücksichtigen ist), von den Protestanten selbst vernachlässigt! Wie oft trat die todte historische Tradition an die Stelle lebendiger Fortbildung! Aber es bleibt darum wahr, was Luther weiter sagte, daß wohl die Wahrheit zuweilen mit Christo sterben müsse, aber auch wiederum mit ihm auferstehe.

Nach Hadrians Tode bestieg abermals ein Mediceer, Clemens VII., der Neffe Leo's X., den päpstlichen Stuhl, der auch vollkommen im Interesse desselben zu handeln geneigt, und in den politischen Welthändeln eine bedeutende Rolle zu spielen bestimmt war. Er sandte seinen Legaten Campeggi auf den Reichstag, der aber kalt empfangen und gleichfalls an die noch nicht erfüllten Versprechen des Papstes erinnert wurde. Offenbar zeigte sich auf dem Reichstage eine Neigung, die Sache mit Luthern wo möglich in die Länge zu ziehen, um den Gang, den sie

*) Siehe Raumer a. a. O. S. 354. (aus Luthers Werken XV. 2659.)

nehmen würde, ferner abzuwarten. Man erließ also im Frühling 1524 folgenden Reichsabschied, man wolle das Wormser Edict vollziehen, so weit es möglich sei, alles Nothwendige zu einer Kirchenversammlung vorbereiten, Unordnungen und gewaltsame Maßregeln bis dahin verhindern, und den neuen Reichstag von Speier abwarten, um das Weitere zu verfügen. Hinter diesem „so weit es möglich sei" hatte die Willkür einzelner Fürsten allerdings einen freien Spielraum und eine Hinterthür, wenn das Edict nicht befolgt wurde. Der päpstliche Legat sowohl, als der Kaiser, dem der Beschluß des Reichstages zugesandt wurde, waren aber eben deßhalb höchst erbittert darüber. Karl erließ von Burgos in Castilien unterm 10. Juli 1524 ein Schreiben an die deutschen Fürsten, das er seinem Bruder Ferdinand übermachte, worin er seinen tiefsten Unwillen darüber zu erkennen gab, daß das Wormser Edict so schlecht befolgt werde, und zur Befolgung desselben aufforderte. Indessen hielt er schon jetzt für gerathen, behutsam zu gehen, weßhalb er seinem Bruder die geheime Instruction gab, nur dann mit dem Schreiben herauszurücken, wenn er geneigten Willen zum Gehorsam unter den Ständen verspüre.

Der Legat Campeggi seinerseits hatte sich von Nürnberg nach Regensburg begeben, und hier schloß er bereits mit einigen dem alten Glauben anhängigen Ständen ein enges Bündniß zur Aufrechterhaltung des Wormser Edicts.

So war also schon der Grund zu einer Spaltung der Stände in Religionssachen gelegt, und überhaupt war nun die Sache der Reformation eine Sache der Diplomatie geworden. Wie ganz anders hatten sich in kurzer Zeit die Sachen gewendet! Als Luther 1517 die Thesen gegen den Ablaß anschlug, da erschien die Sache als ein unbedeutender Mönchsstreit. Und sieben Jahre sind kaum verflossen, so ist aus dem Mönchszwiste eine wichtige Frage der europäischen Politik geworden. Aber freilich nimmt auch von da an das rein menschliche Interesse an der Sache ab. Immer mehr tritt jetzt die Gestalt Luthers, die nur groß war, als sie, so zu sagen, allein stand, in den Hintergrund. Luther war nichts weniger, als Diplomat. Auch die bessern Wege der Klugheit, die man einschlagen zu müssen glaubte, verschmähte

er, ja verkannte er auch nicht selten; daher seine fortwährend üble Stimmung gegen alle Reichsverhandlungen und sein oft übel angebrachter Zorn und Spott gegen dieselben. So war er gerade mit dem Nürnberger Beschlusse höchst unzufrieden, so unerwartet auch derselbe zu Gunsten des Reformationswerkes ausgefallen war unter den einmal herrschenden Umständen. Seiner geraden Seele waren alle halben Maßregeln zuwider. Er bedachte aber nicht genug die Schwierigkeit der Umstände, welche solche halbe Maßregeln herbeiführt. Er bedachte nicht genug den Unterschied zwischen der Wiedergeburt des Individuums und der eines Staates, zumal eines solchen schwerfälligen und unbeholfenen Körpers, wie der des deutschen Reiches war. Er selbst verwarf jede Gewaltthätigkeit zu Gunsten des Evangeliums, und doch mißbilligte er eben so sehr die ausweichende und zögernde Klugheit. Genug er befand sich in jener peinlichen Stimmung, in der sich große, edle, begeisterte Gemüther befinden, wenn sie sehen, wie das, was ihnen in der Idee so einfach dünkt, tausend Haken findet in der Ausführung, wie das Schönste und Ehrwürdigste herabgezogen wird in die Kreise menschlicher, oft unzureichender und deßhalb unwürdiger Berechnung. Ja, er faßte in dieser Gereiztheit einen ordentlichen Widerwillen gegen das deutsche Volk, dem er doch so ganz mit Herz und Seele angehörte. Indem er also die beiden sich allerdings widersprechenden, aber sich zum Glück widersprechenden Edicte von Worms und Nürnberg zusammen drucken ließ *), und auf das Inconsequente der Reichstagsbeschlüsse aufmerksam machte, da er nach dem einen geächtet, nach dem andern mehr oder weniger geschont wurde, sagte er in der Vorrede, er habe diese Gebote drucken lassen aus großem Mitleid über die armen Deutschen, damit sie doch greifen und fühlen möchten (denn des Sehens bedürfe es nicht **), wie blind und verstockt sie handeln. „Wohlan, fährt er fort, wir Deutsche müssen Deutsche und des Papstes Esel und Märtyrer bleiben, ob man uns gleich (wie Salomo sagt) im Mörser

---

*) Zwei kaiserliche uneinige und widerwärtige Gebote, den Luther betreffend. Luthers Werke XV. 2712. Vgl. Marheinecke II. S. 33. 34.

**) „Säue und Esel könnten es sehen" — steht noch im Text.

zerstieße, wie eine Grütze. Noch will die Thorheit nicht von uns lassen. Es hilft kein Klagen, Lehren, Bitten, noch Flehen, auch dazu nicht eigene tägliche Erfahrung, wie man uns geschunden und verschlungen hat."

Doch blieb es nicht bei einzelnen, vorübergehenden Mißstimmungen. Es schien in der That die Hölle sich wider Luthern verschworen zu haben. Von allen Seiten dringen jetzt Prüfungen auf ihn ein, überall fühlt er sich verletzt und angegriffen, und es beginnt die dunkle Hälfte seiner Lebensperiode, über welche zwar seine bald erfolgte Verheirathung durch die ihm gewordenen stillen Freuden des häuslichen Lebens einigen mildernden Schimmer verbreitet, in der es aber doch nie mehr ganz hell wird. Und doch sehen wir auch unter allen Ausbrüchen der Leidenschaft das alte, treue, warme Herz schlagen, sehen mitten aus den trüben Wolken, die seine Stirn umlagern, wieder die alte Liebe in himmlischen Zügen hervorleuchten und den unerschütterlichen Glauben seine Palme emporheben hoch über den Wogen des wild rasenden Strudels, und wie der edle Mensch im Unglück uns doppelt lieb wird, so werden wir dem unglücklichen Manne auch da unsre Liebe noch zuwenden müssen, wo er, geblendet von falschem Eifer, mit kalter Hand den redlichen Zwingli von sich stößt, und wo er uns schweizerischen Reformirten am tiefsten ins Herz greift in der Verkennung unsers gemeinsamen Glaubens.

Dieser unerfreulichen Periode werden wir uns nun bald zu nähern haben; doch zuvor wollen wir noch einmal auf die weitere Entwicklung der Reformation in unserm Vaterlande einen Blick werfen.

Funfzehnte Vorlesung.

Johann Oekolampad. Ueber Erasmus Verhältniß zur Reformation und zu Luthern. Ulrich von Hutten und sein Streit mit Erasmus. Fortsetzung der schweizerischen Reformationsgeschichte. Begebenheiten in Zürich. Das erste Religionsgespräch und dessen Folgen. Die Bilderstürmer. Die zweite Disputation. Conrad Schmidt, Comthur von Küßnacht.

Der Gang unsrer Erzählung führt uns heute wieder aus Deutschland nach der Schweiz. Wir nehmen unsern Weg über Basel, um hier einen Augenblick länger zu verweilen.

In der vorletzten Stunde haben wir gesehen, wie durch Capito, Hedio, Röublin und Wyßenburger die Reformation vorbereitet worden, wie aber die Berufung Oekolampads zum Prediger eine neue Epoche in der Reformationsgeschichte unsrer Vaterstadt herbeiführt. Eine kurze Skizze von dem Leben dieses Mannes bis zu seiner Anstellung dürfte hier an ihrem Orte sein.

Johann Hausschein (Oekolampad *) ist geboren zu Weinsberg in Franken 1482, und somit nur ein Jahr älter, als Luther und Zwingli. Da seine Eltern wohl bemittelt waren, so wollte ihn sein Vater erst der Handlung widmen, die Mutter aber hätte lieber einen Gelehrten aus ihm gemacht, und die Neigung des Sohnes kam ihrem Wunsche entgegen. Oekolampad besuchte erst die Schule zu Heilbronn und dann die Universität Heidelberg, wo er schon in seinem 14. Jahre die Magisterwürde erhielt *). Dann reiste er nach Bologna, der berühmtesten Rechtsschule seiner Zeit, um auf derselben zum Staatsmanne und Rechtsgelehrten sich zu bilden. Allein weder das ita-

*) Vergl. sein Leben v. S. Heß. Zür. 793., Burkhards Reformationsgeschichte von Basel. Basel 818., und den Reformationsalmanach vom Jahre 819.

**) Man scheint ihm hierin weniger Schwierigkeiten gemacht zu haben, als dem Melanchthon. Vergl. Vorl. 10.

lische Klima, noch das Studium der Rechte sagte ihm zu. Er vertauschte somit den italischen Himmel gegen den deutschen und die Rechte gegen die Theologie. Nach einem kurzen Aufenthalte in seiner Vaterstadt ging er noch einmal nach Heidelberg, wo er sich nun mit allem Fleiß auf das Studium der alten Sprachen legte. Pfalzgraf Friedrich zu Rhein, der von den vielen guten Gaben des jungen Mannes hörte, berief ihn zum Erzieher seiner Kinder. Die Stelle schien ihm jedoch nicht sonderlich zu gefallen; er gab sie bald wieder auf, und besuchte, obwohl seine Eltern ihm bereits an seinem Geburtsorte eine Pfründe gestiftet hatten, noch einmal die Universität. Dießmal ging er nach Tübingen, wo Joh. Reuchlin lehrte, und wo er auch mit Capito einen vertrauten Freundschaftsbund schloß. Erst nach diesem Aufenthalte in Tübingen und einem abermaligen Besuche der Schule zu Heidelberg nahm er die ihm aufbehaltene Pfarrei zu Weinsberg an. Ein schöner Beweis von der Gewissenhaftigkeit des Mannes, der nur nach gründlicher Vorbereitung als Arbeiter in des Herrn Ernte treten wollte. Nicht lange aber behielt er die Pfarrei in seiner Vaterstadt, denn sein Freund Capito, den wir um eben diese Zeit in Basel gefunden haben, war jetzt thätig, seinen Oekolampad ebenfalls dahin zu ziehen. Somit wurde Oekolampad schon im Jahre 1515 durch den Bischof von Utenheim als Domprediger nach Basel berufen. Allein dießmal dauerte sein Aufenthalt nicht lang. Wir finden ihn zwar in gelehrter Verbindung mit Erasmus, dem er bei seiner Herausgabe des Neuen Testaments 1516 behülflich war; von seinem öffentlichen Wirken aber aus dieser Zeit ist uns nicht viel bekannt. Bald darauf kam er als Domprediger nach Augsburg. Zweierlei bewog ihn jedoch, diese Stelle wieder aufzugeben. Theils zog er sich durch seine freimüthigen Predigten den Haß der dortigen Geistlichen zu, theils war ihm der Dom, wo er zu predigen hatte, zu groß für seine schwache Stimme. Er begab sich also in das in der Nähe von Augsburg gelegene Brigittenkloster *),

---

*) Der Brigitten- (auch St. Salvator-) Orden entstand nach der Mitte des 14. Jahrhunderts. Die heil. Brigitte, ein adeliges Fräulein aus Dänemark, ist dessen Stifterin. Urban V. bestätigte denselben, und Bonifaz IX. erklärte die Stifterin für eine Heilige.

Altenmünster; jedoch unter der Bedingung, nichts vornehmen zu müssen, was dem Worte Gottes zuwiderlaufe, und wieder austreten zu können, wenn er wolle. In dieser klösterlichen Zurückgezogenheit verfaßte er einige Schriften und machte sich auch mit denen Luthers bekannt. Bald aber zog er sich auch hier Verdächtigungen zu, und besonders war der Beichtvater Karls V., der Franciscaner Glapio, sein Gegner. Dieser verklagte ihn auf dem Reichstage zu Worms als einen Anhänger Luthers. Als ein solcher würde Oekolampad ebenfalls in die Reichsacht gefallen sein. Er suchte also Schutz bei seinen Freunden Capito und Hedio in Mainz, und durch ihre Verwendung kam er auf die Ebernburg zu Franz von Sickingen, dem thätigen Freunde der Reformation. Hier fing er bereits als Schloßcaplan an, den Gottesdienst auf zweckmäßigere Weise einzurichten, indem er statt der täglichen Messen erbauliche Bibelstunden einführte und die pauliniſchen Briefe erklärte. Als aber der bei allen seinen guten Eigenschaften etwas raufsüchtige Franz von Sickingen in einer traurigen Fehde gegen den Kurfürsten von Trier sein Leben verlor, sah sich Oekolampad genöthigt, in Begleitung Ulrichs v. Hutten nach Basel zu flüchten, wo er bei dem Buchdrucker Andreas Cratander eine freundliche Herberge fand*). Eine Zeit lang lebte er, gleich wie Erasmus, als privatisirender Gelehrter, und beschäftigte sich vorzüglich mit der Herausgabe der Homilien des Chrysostomus, welche Arbeit er schon bei Franz von Sickingen begonnen hatte. Es dauerte jedoch nicht lange, so erhielt der ausgezeichnete Mann, den Basel als eine Zierde der Stadt festzuhalten suchte, eine, wenn gleich für den Anfang nicht eben glänzende Anstellung.

Als nämlich der alte und gichtkranke Pfarrer Zanker bei St. Martin sein Amt nicht mehr versehen konnte, wurde ihm Oekolampad zu seinem Gehülfen verordnet**). So gering diese

---

*) Ungehalten darüber äußert sich die Carthäuserchronik des Bruder Georg, bei Ochs V. S. 440. 41. Häberlin in seiner Reichsgeschichte nennt Sickingen „den Renomisten des Rheins" (ebendas.).

**) „Wer weiß, sagt Ochs, wenn der Zanker nicht an Gliederschmerzen gelitten hätte, ob wir Reformirte geworden wären!" V. S. 449. Das heißt denn doch wohl den Pragmatismus zu weit getrieben.

Stelle eines bloßen Vicars, so bedeutend wurde sie für die Basler Reformation, denn von da an gewinnt Oekolampad eine fortdauernde Wirksamkeit als Prediger in unsrer Stadt. Mit seiner praktischen Thätigkeit verband er indessen frühzeitig eine akademische, indem er noch vor seiner förmlichen Anstellung als Professor der Theologie, welche später erfolgte, den Propheten Jesaias an der Universität erklärte. Erasmus schien diese sich immer weiter ausdehnende Wirksamkeit seines gelehrten Freundes nur ungern zu sehen. Desto größere Freude aber hatte Luther an dem unternommenen Werke, zu welchem er dem Oekolampad in einem Briefe vom Juni 1523 auf folgende Weise Glück wünschte *):

„Möge dich der Herr bei der unternommenen Erklärung des Jesaias stärken, obgleich Erasmus, wie ich vernommen, keinen Gefallen daran hat. Aber laß dich durch sein Mißfallen nicht irre machen..... Er hat gethan, zu was er verordnet war; die Sprachen hat er eingeführt und von heillosen Studien abgelenkt. Wahrscheinlich wird er, wie Moses im Lande Moab, sterben: denn zu den bessern Studien, welche zur Frömmigkeit hinführen, giebt er keine Anleitung. Ich wollte nichts lieber, als er enthielte sich gänzlich, die Schrift zu erklären und zu umschreiben, weil er diesem Amte nicht gewachsen ist.... Er hat genug gethan, das Uebel aufzudecken. Aber das Gute zu zeigen und ins Land der Verheißung zu führen, das ist seine Sache nicht, wie mir scheint. Doch, wozu so viel von Erasmus. Genug, daß du dich durch seinen Namen und sein Ansehen nicht irre machen lassest und dich um so mehr freuest, wenn ihm etwas in Sachen der Schrift mißfällt, je mehr es aller Welt bekannt ist, daß er in solchen Dingen nichts versteht oder nichts verstehen *will*."

Dieses scharfe Urtheil Luthers über den Mann, der seiner Zeit für den größten Gelehrten Europa's galt, giebt mir Veranlassung, das Bild dieses Mannes, das wir an der Grenze der eigentlichen Reformationsgeschichte verlassen haben, jetzt wieder aufzunehmen, und von dem Verhältniß des Erasmus zu Luthern, so wie zur Reformation überhaupt und deren Freunden, einiges einzuschalten.

---

*) Bei de Wette II. Nr. 505.

Sie erinnern sich aus dem Tischgespräch, welches Luther mit den beiden Schweizerstudenten zu Jena hatte, daß dieser sich unter anderm nach Erasmus in Basel erkundigte, von ihnen aber bloß erfuhr, daß er sich „gar stille und heimlich halte." Und in der That verhielt sich Erasmus gleich von Anfang des Kampfes als kluger Beobachter, der erst wissen wollte, wie der Wind gehe, ehe er eine Parthie ergriff.

Wie es gewöhnlich geht, daß bei entscheidenden Begebenheiten sich viele unter eine Fahne sammeln, oder auch vom allgemeinen Urtheil unter eine Fahne gestellt werden, welche in der Folge sich wieder trennen, weil ihre Persönlichkeiten doch nicht zusammen stimmten, so geschah es auch hier. Die Namen Reuchlin, Erasmus, Hutten, Luther, Zwingli, Melanchthon, Oekolampad stehen freilich auf der einen, und die Namen Hogstraten, Eck, Emser, Cochläus, Faber, Murner u. s. w. auf der andern Seite, sobald man nur in Bausch und Bogen theilt und damit Licht und Finsterniß, wie die zwei Hälften eines Vorhanges, von einander scheiden zu können glaubt. Allein, sowie man etwas tiefer in die Sache geht und auf die Vertheilung von Licht und Schatten sieht, so sondert sich wieder gar manches aus von dem, was wir zusammen stellten, und wir finden wieder die vielartigsten Gegensätze innerhalb der einen wie der andern Hälfte des großen Gegensatzes. Ja, es läßt sich nicht verkennen, daß gerade unter jenen, die wir als die Lichtfreunde bezeichnen, eine größere Uneinigkeit sich offenbart, als unter den Vertheidigern des Hergebrachten. Und das ist auch natürlich. Das Licht bricht sich in mannigfaltige Farben, während das Finstere fast überall gleich schwarz ist. Die, welche wenig gewohnt sind, selber zu denken, vereinigen sich gar leicht auf ein von außen gegebenes angenommenes System, und was sie allenfalls augenblicklich aus einander bringt, sind mehr persönliche Reibungen. Die Selbstdenker aber versuchen ihren Weg zu gehen, jeder von sich aus, und wenn sie auch über gewisse Principien einverstanden sind, so sind doch die Folgerungen aus diesen Principien wieder so verschieden und lassen eine solche Mannigfaltigkeit von Modificationen zu, daß bei der Unzulänglichkeit des menschlichen Verstandes ein hinlänglicher Raum zu Mißverständnissen, und bei dem

nie ganz fehlenden Maße von menschlicher Leidenschaft und Eigenliebe Stoff genug zu bittern Kämpfen vorhanden ist.

Bei dem Verhältniß Luthers zu Erasmus kommt nun aber noch hinzu, daß beide nicht einmal als über die Principien einverstanden bezeichnet werden können, wie dieß z. B. bei Luther und Zwingli der Fall ist; sondern daß ihr Streben von Anfang an aus einander geht, und wenn sich beide eine kurze Zeit lang als Geistesverwandte zu begrüßen schienen, so war es eben, weil sich beide noch gar nicht anders, als von fern, kannten. Wenn Luther und Zwingli aus einander kamen, so war es nicht, weil ihre Persönlichkeiten sich abstießen, obwohl sie beide verschieden waren, sondern es waren anderweitige Mißverständnisse, ohne welche sie gewiß, der Anlage ihres Gemüths nach, die innigsten Freunde hätten sein können. Aber eine Intimität zwischen Erasmus und Luther ist bei der Verschiedenheit ihrer Charaktere rein undenkbar.

Man könnte zwar einwenden, warum vertrugen sich denn Melanchthon und Luther so trefflich? Melanchthon war ja auch sehr verschieden von Luthern, und es ist ja eine alte Beobachtung, daß oft gerade Verschiedenheit ein höheres Reizmittel der Freundschaft ist. Allein Melanchthon stand dennoch mit Luthern auf einem Boden der Grundüberzeugung, und die muß bei Freunden dieselbe sein. Melanchthon war freilich darin Erasmus ähnlicher, als Luthern, daß auch er die Milde der Härte vorzog, besonders in reifern Jahren, daß er zum Nachgeben geneigter war und mehr sich zum stillen Gelehrten eignete, als zum Manne des Volks. Aber wo Melanchthon nachgeben wollte, da war es nicht um seiner Person, es war um der Sache willen; wo Melanchthon sich zurückzog, da war es nicht die selbstsüchtige Bequemlichkeit oder die gereizte Eitelkeit, sondern wirkliche Schüchternheit und Demuth. Melanchthon stand mit Luthern auf demselben Glaubensgrunde, und das hielt ihre Freundschaft fest. Erasmus dagegen dachte und fühlte anders in den heiligsten Beziehungen. Ich will damit kein verdammendes Urtheil über ihn aussprechen, denn ich habe schon früher gezeigt, wie auch sein Christenthum Achtung erwecken kann; aber was bei ihm nur in einzelnen Momenten und auch da nicht in voller

Klarheit hervorleuchtet, das kann gegen Luthers Glaubensmuth in keinen Anschlag kommen, und die ganze Weise, mit der Erasmus die Reformation beurtheilt, beweist hinlänglich, daß es ihm an der tiefern Einsicht in die Bedürfnisse des innern Lebens allerdings fehlte *). Indessen verdient Erasmus auch wieder Entschuldigung. Seine frühere Erziehung, die Eindrücke, die er vom Mönchthum erhalten, seine Kränklichkeit, seine Abhängigkeit von den großen Herrn und Gönnern, die er nun nicht plötzlich ändern konnte, und vor allem sein schon bedeutend vorgerücktes Alter mögen hier billig in Betracht kommen. Erasmus hatte sich nun einmal eine Ansicht von Reformation gebildet, die in der Einseitigkeit seiner bloßen Verstandes- und Geschmacksrichtung wurzelte, von der er nun aber nicht mehr lassen konnte. Die schönen Wissenschaften, meinte er, seien es allein, durch welche die Finsterniß der Mönche vertrieben, durch welche den Mißbräuchen des Aberglaubens vorgebeugt, und durch welche allmählig eine schönere, lichtvollere Zeit herbeigeführt werden könne. Auch in Luthern glaubte er anfänglich einen Reformator nach seinem Sinne, einen freisinnigen, aufgeräumten Kopf, einen witzigen, geschmackvollen Schriftsteller begrüßen zu können, und der Umstand, daß derselbe sich durch den Angriff auf Tezel die Mönche zu Feinden machte, schien ihm ein gutes Vorurtheil für den Mann zu erwecken. Und in der That dürfte vielleicht das der einzige Punct sein, worin Erasmus und Luther zusammengestellt werden dürfen, daß sie beide den unversöhnlichsten Haß der Mönche auf sich zogen, von denen sie auch immer zusammengestellt wurden; denn, so sehr sich Erasmus in der Folge rein zu waschen suchte, die Mönche ließen sich's nicht ausreden, daß er mit dem Augustiner von Wittenberg unter einer Decke stecke. — Bald aber zeigte es sich nur zu klar, daß sich Erasmus in Luthern geirrt habe. Luther selbst war, je mehr er ihn kennen lernte, in seinen Augen ein grober und in frommen Vorurtheilen befangener Mönch, der dem guten Geschmacke eher nachtheilig und der Aufklärung im Erasmischen Sinne eher

*) Ueber diesen ganzen Abschnitt vergl. m. Adolf Müllers öfter angeführte Biographie des Mannes.

hinderlich werden konnte. Eben so aber sah auch Luther seinerseits bald ein, daß er an Erasmus keine Stütze haben werde, und setzte Zweifel in die Christlichkeit seiner Grundsätze. Diese Zweifel äußerte er bereits im Jahre 1516, also noch vor dem Ausbruche des Kampfes, seinen Freunden Spalatin*) und Joh. Lange, Prior in Erfurt. An letztern schrieb er**): „Unsern „Erasmus lese ich zwar, aber täglich entfällt mir mehr mein „Zutrauen gegen ihn. Das zwar gefällt mir wohl an ihm, daß „er nicht nur die Ordensgeistlichen, sondern alle Priester eben so „standhaft, als gelehrt bestraft, und sie einer eingewurzelten und „schlafsüchtigen Unwissenheit beschuldigt. Aber ich fürchte, „er breitet Christum und die Gnade Gottes „nicht genug aus, von der er gar wenig weiß. Das „Menschliche gilt mehr bei ihm, als das Göttliche."

Demungeachtet sehen wir beide Männer im Jahre 1519 sich einander nähern, ja, es darf nicht verschwiegen werden, daß Luther hier selbst einen Schein von Inconsequenz auf sich zieht. Er, der im Jahre 1516 schon so nachtheilig über Erasmus urtheilte, fand sich dennoch auf des nachgiebigen Capito Zureden bewogen, drei Jahre nachher ein schmeichelhaftes Schreiben an denselben Gelehrten zu erlassen***), in welchem er von einer Harmonie spricht, die zwischen ihnen beiden herrsche, und sich auf eine fast unterthänige Weise entschuldigt, daß er es wage, „mit ungewaschenen Händen" (illotis manibus) einem so ausgezeichneten Manne sich zu nähern. Er nennt ihn seinen Erasmus, seine Zierde und Hoffnung, den Liebenswürdigen, sich aber seinen geringen Bruder in Christo. Wie sollen wir uns diesen Schritt Luthers erklären? Hatte er in den drei Jahren seine Ansicht über Erasmus geändert? Dieß wohl kaum; denn noch im Jahre 1518 äußert er sich auf ähnliche Weise über Erasmus an Spalatin; nur gesteht er da, daß er ihn als Gelehrten hochachte und gegen die in Schutz nehme, welche aus Trägheit die Wissenschaft verachteten †). Oder hoffte er eben durch diese offene Anerken-

---

*) Bei de Wette I. Nr. 22.
**) Ebendas. Nr. 29.
***) Ebendas. Nr. 129.
†) Ebendas. Nr. 53.

nung und durch die Zutraulichkeit, womit er sich dem Manne näherte, ihn auch für das zu gewinnen, was ihm noch an ihm zu fehlen schien? hoffte er ihn dadurch zu bekehren? Oder war es wirklich eine augenblickliche Schwäche, daß der Mann, der sich sonst überall nur auf Gottes Schutz verließ und das Anerbieten erprobter Freunde zurückwies, dennoch in einer schwachen Stunde glaubte, eines Erasmus zu bedürfen und ihn auf jede Weise gewinnen zu müssen? Dem sei, wie ihm wolle, Luther erreichte keinen dieser Zwecke. Erasmus antwortete ihm auf eine feine Weise, die seiner Klugheit wenigstens alle Ehre macht, worin er sich aber zugleich über seine Reformationsansichten unverholen ausspricht*). Die Complimente gab er als Hofmann zurück, lobte die Freisinnigkeit Luthers, gab ihm aber deutlich zu verstehen, daß es ihm lieber sei, wenn er für sich handle, damit man nicht glaube, ihre Sache sei verabredet. Dann aber suchte er ihm zu beweisen, wie man mehr auf dem Wege der Milde, als der Heftigkeit wirken müsse; auch Paulus habe dadurch das Gesetz abgeschafft, daß er es allegorisch gedeutet habe, und so müsse man auch allmählig das Volk der Wahrheit entgegenführen. Er warnte ihn vor Heftigkeit und wünschte ihm den göttlichen Segen zu seinem Wirken.

In demselben Jahre erhielt Erasmus von dem Erzbischof Albrecht von Mainz einen goldnen Becher zum Geschenk. Das Dankschreiben dafür sandte er an seinen Freund Ulrich von Hutten, der sich damals im Dienste des Erzbischofs befand, und ersuchte ihn, dasselbe dem Prälaten einzuhändigen. In diesem Schreiben nahm er Gelegenheit, sich auch über Luthern auszusprechen, und wohl absichtlich, weil der Streit wegen des Ablasses den Erzbischof von Mainz als Verwalter desselben nahe genug berührte. Er nahm, — zu seiner Ehre sei es gesagt — Luthern großentheils in Schutz, und tadelte nur hie und da an ihm die zu große Heftigkeit. Hutten aber, statt das Schreiben dem Erzbischof zu überreichen, gab es, ohne Erasmus darüber zu fragen, im Druck heraus und veränderte sogar den Text, indem er da, wo bloß „Luther" stand, „unser Luther" hin-

*) Epp. ed. Bas. 1540. T. III. p. 244.

setzte. So machte er den Erasmus wider seinen Willen zu einem öffentlichen Anhänger Luthers. Wahrscheinlich wollte Hutten durch dieses eben nicht sehr lobenswerthe Freundschaftstückchen den Erasmus nöthigen, sich offener für Luthern zu erklären. Allein es that die entgegengesetzte Wirkung. Erasmus, mißtrauisch gemacht gegen die Partei der Lutherischen, suchte nun immer mehr sich sowohl von Luthern, als Hutten loszuwinden, und wandte alle mögliche Kunst auf, sich bei dem Papst und den Großen, an deren Gunst ihm alles lag, rein zu waschen von dem Verdachte einer Mitschuld an der kirchlichen Reformation und eines Zusammenhanges mit deren Bewegungen.

Merkwürdig und in hohem Grade charakteristisch ist eine Unterredung, welche der Kurfürst Friedrich der Weise noch vor dem Reichstage zu Worms mit Erasmus über Luthern und seine Sache zu Köln hatte, und die ich hier nachholen will.

Lassen wir den Augenzeugen Spalatin sie uns erzählen*). Also hat S. Kurf. Gnaden den Erasmus zu ihrer Herberge in den heiligen drei Königen kommen lassen, und mit ihm in meiner Georgii Spalatini Gegenwart auf dem Saal vor dem Kamin allerlei lassen reden, fragen und antworten. Und wiewohl Herzog Friedrich zu Sachsen, Kurfürst, mein gnädigster Herr, fast gern gehabt, daß Rotterdam mit Sr. Kurf. Gnaden niederländisch-deutsch geredt hätte, so hat's doch nicht sein wollen; sondern Rotterdam ist bei seinem Latein blieben, welches er auch als vor Tausenden hochverständig in solcher Maß geben, daß es gut Latein und doch deutlich und vernehmlich war, also daß hochgedachter Kurfürst zu Sachsen ihn so wohl verstunde und vernahm, daß S. Kurf. Gnaden mir allerlei befohlen, was ich dem Roterdamo zur Antwort geben solle. S. Kurf. Gnaden ließen Roterdamum durch mich Spalatinum fragen, ob er's dafür hielte, daß D. Martinus Luther bisher in seiner Lehre, Predigten und Schriften geirrt hätte? Da — schmatzte erstlich Roterodamus, ehe er Antwort gab. Da sperrte auch wahrlich mein gnädigster Herr Herzog Friedrich zu Sachsen seine Augen nur wohl auf, wie denn seine Weise war, wenn

*) Bei Marheinecke I. S. 225. ff.

er mit Leuten redete, von denen er beſtändige Antwort wollt' haben. Da hub Erasmus Roterodamus an und ſagte rund dieſe Worte in Latein: Lutherus peccavit in duobus, nempe quod tetigit coronam pontificis et ventres monachorum, d. i. Luther hat in zwei Stücken unrecht gethan, erſtlich, daß er des Papſtes Kron, und zum andern, daß er der Mönche Bäuche angegriffen hätte. So ſuchte er alſo mit einem Witze durchzuſchlüpfen. — Bald nach dieſer Unterredung ſchrieb Erasmus einige Gedanken über Luthern nieder, die ſehr zu ſeinem Vortheil lauteten; — (dem Kurf. von Sachſen gegenüber war es ja keine Gefahr, Luthern zu loben). Er gab die Schrift dem Spalatin. Kaum aber hatte er das Papier aus der Hand, ſo ließ er es wieder zurückfordern, weil er Unannehmlichkeiten davon haben könnte. So forchtſam, ſetzt Spalatin hinzu, ſo forchtſam bereit war Roterodamus, die chriſtliche Wahrheit zu bekennen.

Mehrere Freunde Luthers und der Reformation ärgerten ſich nicht wenig über die ſteigende Kälte des Erasmus gegen das Reformationswerk. Mit keinem aber gerieth er deßhalb und zugleich auch perſönlicher Dinge wegen in größeres Zerwürfniß, als mit dem Ritter Ulrich von Hutten. Wenn ſchon Luther und Erasmus zwei ſehr verſchiedene Charaktere ſind, ſo ſind in einer gewiſſen Hinſicht die Perſönlichkeiten Huttens und Erasmus noch größere Extreme. Zwar ſind ſie darin, Luthern gegenüber, ſich ähnlich, daß ſie beide mehr von Seiten der Aufklärung, der Wiſſenſchaft und des Witzes, als von einem tiefern Grunde des Glaubens aus zu reformiren ſuchten; denn auch bei Hutten ſchien es mehr der eingefleiſchte Haß gegen die Dummheit und Frechheit der Mönche, und zum Theil auch der politiſche Aerger über die Schmach der deutſchen Nation zu ſein, welcher ihn in den Kampf rief, als eine ſelbſtſtändige, chriſtliche, dogmatiſche Ueberzeugung. Allein dem perſönlichen Auftreten nach nimmt ſich Hutten, dem Erasmus gegenüber, als der größte Contraſt deſſelben aus. Erasmus fein in Manieren, Hutten derb und „reutermäßig *).“ Erasmus — wenn Sie wollen — eine Art von Epicuräer, Hutten faſt Cyniker. Erasmus furcht-

*) Nach Planks trefflichem Ausdrucke.

sam und die Wahrheit hinterhaltend, Hutten aber immer schlagfertig, in der Parade liegend, ausfordernd in Worten, wie in Thaten. Beide ehrgeizig und leidenschaftlich, nur jeder auf seine Weise. — Wie sollten diese beiden Männer lange zusammen gehen können, ohne daß Reibungen entstanden? Schon in dem Reuchlinischen Handel war Erasmus dem Hutten zu furchtsam und hinter dem Berge haltend, und als nun vollends Erasmus auch in der Sache Luthers eine zweideutige Rolle spielte, verwies ihm Hutten sein Betragen schriftlich und zeigte ihm, wie er mit seinem ausweichenden Wesen es auf beiden Seiten verderbe, statt etwas gut zu machen*). Dieß schien Erasmus empfindlich aufzunehmen. Als nun bald darauf nach dem Tode Franz von Sickingens der flüchtige Ritter in Begleitung unsers Oekolampads, wie wir eben gesehen haben, nach Basel kam (1522.) — da kam es zu einem Ausbruche der Feindschaft zwischen den beiden Männern, der in der That einen nicht ganz zu tilgenden Fleck auf dem Bilde des Erasmus zurückläßt. Hutten kam nämlich landesflüchtig, arm und krank nach Basel. Hier glaubte er an Erasmus einen alten Freund zu finden, der ihn aufnehmen und ihm weiter helfen würde; doch nahm er sich zugleich vor, ihm auch wegen seines Betragens das Gewissen zu schärfen. Erasmus wollte aber einem solchen ihm unangenehmen Zusammentreffen ausweichen. Nun können wir es ihm, dem kränklichen, an eine stille Hausordnung gewöhnten Manne, nicht zu sehr verdenken, wenn er sich kein Vergnügen daraus machte, den Tisch und das Zimmer mit einem Manne zu theilen, der sich eben keinen Zwang anzuthun gewohnt war, der im Stande war, noch eine Schaar andrer Gäste mitzubringen, und Geld zu borgen, so viel er brauchte, und der (warum soll ich's verhehlen?) an einer ekelhaften Krankheit litt, die er, wie seine Feinde behaupten wollten, durch seine ungebundene Lebensart sich zugezogen haben sollte**).

Daß also der ängstliche, grämliche Erasmus dem irrenden

---

*) Vgl. den von mir bekannt gemachten Brief in den theologischen Studien und Kritiken. Jahrg. 832. S. 631.

**) Doch siehe dagegen Herder, Gallerie großer und weiser Männer (Werke zur Phil. u. Gesch. Bd. 13. S. 79.).

Ritter sagen ließ, wenn er ihm nicht etwas ganz besonders Wichtiges zu eröffnen habe, so möge er sich den Besuch ersparen, weil er Unangenehmes davon befürchte, kann uns nicht zu sehr an ihm befremden, und wir könnten Erasmus in seiner Lage allenfalls entschuldigen, da er sich zu jeder anderweitigen Hülfleistung gegen Hutten bereit zeigte.

Allein weit mehr, als diese verzeihliche Sprödigkeit des Mannes, muß uns die Zweideutigkeit verletzen, womit er den Vorfall an andere berichtete. An Melanchthon schrieb er nämlich: „er habe den Besuch Huttens nicht nur aus Furcht vor dem Hasse der päpstlich Gesinnten abgelehnt, sondern vorzüglich deßhalb, weil dieser dürftige und von allem Nothwendigen entblößte Ritter nur ein Nest gesucht habe, wo er hätte sterben können; und nicht nur hätte er den prahlerischen Ritter selbst, sondern eine ganze Schaar angeblicher Freunde des Evangeliums mit beherbergen müssen.“ — In einem andern Schreiben aber, das bald nachher bekannt wurde, an einen gewissen Laurinus, sucht er sich rein zu waschen über die vernachlässigte Gastfreundschaft, und schreibt: Hutten war wenige Tage hier (und doch blieb Hutten 8 Wochen in Basel!); er besuchte mich, und ich ihn nicht; doch würde ich ihn nicht abgewiesen haben, wenn er zu mir gekommen wäre; denn ich liebe ihn noch immer als meinen alten Freund und einen glücklichen und aufgeräumten Kopf. Seine übrigen Angelegenheiten gehen mich nichts an. Aber er konnte wegen seiner Kränklichkeit die geheizten Zimmer nicht verlassen; und ich kann sie nicht ertragen, und so kamen wir nicht zu einander.

Hutten, dem der Basler Magistrat einen freundschaftlichen Wink geben ließ, sich zu entfernen, verließ die Stadt, und begab sich nach Mühlhausen, von wo er eine heftige Streitschrift gegen Erasmus herausgab, in der es recht eigentlich darauf abgesehen war, die Charakterlosigkeit des Mannes so an den Pranger zu stellen, daß kein gutes Stück mehr an ihm bleiben sollte, ja, ihn eigentlich moralisch zu vernichten. Erasmus blieb die Antwort nicht schuldig. Er vertheidigte sich mit Witz und ver-

*) Auch dieß war nur eine Ausflucht; denn Hutten zeigte sich öffentlich auf dem Markte und ging oft an dem Hause des Erasmus vorbei.

setzte Hutten manchen empfindlichen Hieb wegen seiner Rohheit und Plumpheit, so wie über die Liederlichkeit seiner Aufführung *). Der flüchtige Ritter, der auch in Mühlhausen seines Bleibens nicht fand, ging darauf nach Zürich und fand endlich, von den Wogen des Geschickes hin und her geschleudert, auf der Insel Ufnau sein Grab. Edler hätte Erasmus gethan, nach dem Tode des Gegners den Streit ruhen zu lassen; aber die gereizte Eitelkeit siegte über die christliche Großmuth. In der Schrift gegen Hutten hatte Erasmus zugleich keine Gelegenheit gespart, die Welt zu versichern, daß er es nicht mit Luthern und seiner Partei halte. Bald darauf kam nun die Zeit, wo er offen gegen ihn selbst in den Kampf treten sollte.

Die in der letzten Stunde erzählte Streitigkeit mit Heinrich VIII. gab dazu Veranlassung. Nachdem der König wohl gesehen hatte, daß er vor Luthern nicht aufkommen möchte, hatte er Erasmus für seine Sache zu gewinnen gewußt, der, ohnedieß durch die Streitschriften gereizt und durch die päpstlich Gesinnten mehrfach aufgefordert, endlich die Feder ergriff, um gegen Luthern zu schreiben. Er wählte sich aber klüglich einen Gegenstand, wobei er auch in den Augen der Aufgeklärten und Hochgebildeten sich nichts vergab, im Gegentheil, wo er Gelegenheit hatte, der dumpfen Mönchstheologie Luthers gegenüber (wie sie ihm erscheinen mochte) eine freisinnige und doch mit der Kirche übereinstimmende Denkweise zu entwickeln.

Luther dachte nämlich in Beziehung auf die Lehre von der Gnade und dem freien Willen streng augustinisch. Er behauptete mit seinem Ordensheiligen, daß durch die Erbsünde alles Gute im Menschen zerstört und der freie Wille gänzlich in ihm verloren sei. Dieß mußte dem Erasmus bei seiner Art zu philosophiren als eine ungereimte und gefährliche Ansicht erscheinen, und hier glaubte er den schwachen Fleck in dem Lutherthum ge-

---

*) Ueber diesen unerbaulichen Streit (Expostulatio Hutteni — Erasmi Spongia) vergl. Herder a. a. O. Münch, Hutteni Opp. T. IV. Wagenseil, U. v. Hutten nach seinem Leben u. s. w. Nürnberg 823. Meiners, über das Leben und die Verdienste U. v. Hutten, in den Lebensbeschreibungen berühmter Männer Bd. 3. S. 322. ff. und (apologetisch für Erasmus) Stolz, U. v. Hutten gegen Des. Erasmus u. s. w. (Uebersetzung beider Schriften) Aarau 813.

troffen zu haben, wo er ihm am besten den Todesstoß beibringen könnte. Er schrieb also im Jahre 1524 seine Abhandlung vom freien Willen, welcher Luther die seinige vom gebundenen Willen entgegenhielt, und welche dann noch einen weitern Schriftwechsel hervorrief, den wir hier nicht verfolgen können. Wir richten vielmehr nach dieser Abschweifung unsern Blick auf die weitere Reformationsgeschichte der Schweiz.

Wie in Wittenberg, so sehen wir auch in Zürich die unreinern Elemente der Reformation zu den reinern sich gesellen, und einen falschen äußerlichen Freiheitseifer sich in das Werk heilsamer Besserung mischen. Nur mit dem Unterschiede, daß es hier nicht sowohl galt, mit entschiedener Kraft ein von außen her Eingedrungenes abzuwehren, als vielmehr mit Klugheit zu vermeiden, daß nicht von innen heraus selbst der böse Keim sich entwickle. Wenn die deutsche Reformation in Luthers Persönlichkeit erst rein und, wir dürfen beinahe sagen, in ihrem Ideale sich darstellt, und erst dann, nachdem sie Gemeingut geworden, mit gröberm irdischen Beisatze sich befleckte, so war dagegen die Aufgabe der Schweizerreformatoren, das, was unmittelbarer aus dem Volke hervorging, zu leiten und zu zügeln und dem daherbrausenden Waldstrom ein sicheres Bett anzuweisen.

Mißverstand der christlichen Freiheit war es, wenn in Zürich einige Bürger sich den kirchlichen Fasten nicht nur für ihre Person widersetzen, sondern auch ihr Gesinde zwingen wollten, an den geordneten Fasttagen Fleisch zu essen *). Die Obrigkeit, welche diesen Unordnungen begegnen wollte, beauftragte Zwingli und seine Amtsgenossen, das Volk hierüber in Predigten zu belehren. Zwingli that dieß nicht nur in seinen Vorträgen, sondern ließ auch eine eigene Druckschrift ausgehen **), worin er nach Anleitung des Apostels Paulus, der gegen ähnliche Mißverständnisse zu kämpfen hatte, zeigte, wie die wahre christliche Freiheit nicht in äußerlichen Dingen bestehe, in Essen und Trinken, sondern in Erneuerung der Gesinnung. Ungeachtet dieses

*) Wirz IV. 1. S. 217. Der aus Basel vertriebene Röublin hatte an diesen Unordnungen vorzüglich Theil genommen.

**) Vom Unterschied der Spysen, von Aergerniß u. Verböserung, bei Schuler und Schultheß 1. 1.

vorsichtigen Verfahrens von Seiten der Regierung und Zwingli's erhob der Bischof von Constanz dennoch großen Lärm über das Vorgefallene, und sandte eine geistliche Deputation nach Zürich, mit welcher Zwingli zugleich vor dem versammelten Rathe erschien. Er berief sich auf seine bisherige Predigtweise, die den Gliedern des Raths, meist eifrigen Zuhörern von ihm, bekannt war und schlug selber der Regierung vor, die Fasten als eine äußere kirchliche Anordnung so lange bestehen zu lassen, bis man darüber sich allgemein aus freier christlicher Ueberzeugung verständigt haben würde. Der Bischof von Constanz gab sich aber damit nicht zufrieden, sondern gab einen Hirtenbrief an alle Priester und Laien seines Sprengels heraus, worin er gewaltige Klage darüber führte, daß gerade jetzt, zu einer Zeit, wo der Türke über die Christenheit herfalle, sich solche Unordnungen in der Kirche erhüben; er beschwerte sich sehr darüber, daß aller Orten Gelehrte und Ungelehrte über göttliche Dinge, über die Geheimnisse und Ceremonien der Kirche mit einander disputirten, und schrieb eine eigene Gebetsform vor, welche jedesmal über der Messe sollte gesprochen werden, um Abwendung des Uebels, das von der neuen Lehre her drohte. Auch an Propst und Capitel von Zürich wendete er sich deßhalb in einem besondern Schreiben. In seinen Bemühungen sah sich der Bischof durch die in Luzern versammelte Tagsatzung unterstützt, welche ein Predigtverbot an alle die Priester erlassen wollte, welche, ihrer Meinung zufolge, den Frieden stören und Unruhe stiften. Zwingli und seine Freunde suchten jedoch alles auf dem Wege freundlicher Belehrung zu vermitteln. Sowohl an den Bischof, als an die Eidgenossenschaft erließen sie mahnende Schreiben, worin sie die Nothwendigkeit einer Reformation darzuthun suchten*). Allein dieß reizte die Gegner nur noch mehr zu gewaltsamen Maßregeln. Schon wurden mehrere Anhänger Zwingli's verklagt und ihrer Stellen entsetzt. Ihm selbst ward mehrere Mal nach dem Leben getrachtet, und nur der gütigen Leitung der Vorsehung und der Wachsamkeit seiner Freunde hatte er es zu danken, wenn die Anschläge

*) Siehe die Schrift: Ein fründlich Bitt und Ermanung etlicher Priester der Eidgenossenschaft u. s. w. bei Schuler u. Schultheß I. 30.

vereitelt wurden *). Die Zahl dieser ächten Freunde und Verehrer Zwingli's mehrte sich aber zusehends. Auch Leo Judä war unter der Zeit nach Zürich gekommen und predigte bei St. Peter nach derselben Lehre, die Zwingli im Münster verkündete; deßgleichen Caspar Großmann im Spital, Simon Stumpf zu Höngg, Ulrich Pfister zu Uster und manche andere. Die Controvers wurde nicht nur schriftlich, sondern auch von der Kanzel herab geführt, und es ereignete sich auch wohl der Fall, daß der Prediger mitten in seinem Vortrage von den Zuhörern unterbrochen und zu Rede gestellt wurde. So unterbrach einst Leo Judä einen Augustinermönch, der auf die neue Lehre geschimpft hatte. Die Kirche war nun freilich nicht der Ort, wo solche gegenseitige Erörterungen hingehörten, und es war daher wohl gerathener, einen eigenen Act der Disputation zu seiner Zeit und an seinem Orte hervorzurufen. Zwingli veranlaßte die Regierung zu einem solchen Schritte. Diese erließ demnach eine Aufforderung an alle Geistliche ihres Gebiets, den 29. Januar 1523 auf dem Rathhause zu Zürich zu erscheinen, wo auf dem Wege des gelehrten Streites zwischen beiden Parteien die Wahrheit ermittelt werden sollte. Auch der Bischof von Constanz und die zu Baden versammelten Abgeordneten der Stände, so wie mehrere Gelehrte der benachbarten Kantone, wurden zu dieser „Disputation," welche deutsch gehalten werden sollte, eingeladen. Von Bern kam Sebastian Meyer, von Schaffhausen Doctor Sebastian Wagner (Hofmeister). Oekolampad hingegen schlug die Einladung aus. Ihm war es klar geworden, was die Erfahrung hintennach bestätigte, daß bei solchen öffentlichen Religionsgesprächen in der Regel nicht viel herauskomme, obwohl gerade die Züricher Disputationen, namentlich die zweite unter ihnen, eine rühmliche Ausnahme machen dürften. „Was erzeugt," so äußert sich der friedliebende Oekolampad, „die Disputation anders, als Zank, der Zank anders, als offene Händel? was diese anders, als Haß? Wo aber Haß ist, wie kann da die Wahrheit Eingang finden?" **).

*) Siehe Wirz IV. S. 234. ff.

**) Quid parit disputatio, quam disceptationem; quid disceptatio? lites; quid lites? odium. Ubi odium, quomodo veritati salvus est locus? In einem Briefe an Hedio vom 21. Januar; vgl. oben Melanchthons Ansichten über die Leipziger Disputation.

Den 29. Januar 1523 versammelten sich früh morgens an 600 Fremde und Einheimische auf dem Rathhause zu Zürich. Auch von mehrern fremden Universitäten waren Doctoren und Prälaten zugegen. Bürgermeister Röust eröffnete die Handlung mit einer Rede und forderte jeden auf, der gegen Magister Zwingli Lust hätte in die Schranken zu treten. Der Vicar des Bischofs von Constanz, Faber, nahm das Wort und suchte zu zeigen, wie hier nicht der Ort sei, über Glaubenssachen zu streiten. Wenn Zwingli als Privatmann zu ihm nach Constanz kommen wolle, so werde er ihn gastfrei aufnehmen und ihm alles Gute erweisen; aber zu disputiren sei er nicht gewillt. Die katholische Lehre sei nun einmal so von Alters her, und darum solle man sie auch nicht abändern. Uebrigens solle man die bevorstehenden Verhandlungen des Reichstages zu Nürnberg und ein allgemeines Concil abwarten, oder wenn man disputiren wolle, so müsse dieß auf den hohen Schulen zu Cöln, Paris oder Löwen geschehen. — Zwingli aber erinnerte gegen diese Reden des Vicars (ähnlich wie Luther gegen das päpstliche Schreiben an den Nürnberger Reichstag), daß es hier nicht auf Alter und Gewohnheit, sondern auf die Wahrheit selbst ankomme. Was die Concilien beträfe, auf die Faber noch warte, so sei die hier versammelte Synode von Pfarrern ein eben so gültiges Concil, als eines von Bischöfen, denn in der alten Kirche wolle ein Bischof nicht mehr bedeuten, als ein Aufseher, Wächter oder Pfarrer, und Christus habe gesagt, wo 2 oder 3 versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. Der Gutachten von Universitäten könne man auch entbehren, da hier in Zürich so viel gelehrte Leute zu finden seien, als immer auf einer der genannten hohen Schulen. Als Richtschnur gelte die heilige Schrift. Diese sei auch in Zürich vorhanden in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache, und es komme also vor allem an auf die richtige Sprachkenntniß und Auslegung. Faber meinte aber dagegen, man könne nicht verlangen, daß jeder Pfarrer die Grundsprachen der Bibel verstehe. Der Apostel sage ja selbst, es gäbe der Gaben viele, und so sei auch die Sprachengabe eine besondere, welcher Gnaden oder Gaben er sich nicht rühmen dürfe, „so ich in hebräischer Sprache nicht er-

fahren, in griechischer nicht wohl berichtet bin, das Lateinische aber ziemlich verstehe" *).

Als Zwingli seine Rede geendet, forderte der Bürgermeister noch einmal die Versammlung auf, wer Einwendungen gegen die neue Lehre zu bringen habe, möge es thun. Zwingli selbst unterstützte diese Aufforderung. Allein lange wollte keiner den Angriff wagen. Da ließ sich die Stimme eines Zuschauers von der Thürschwelle her vernehmen: „Wo sind nun die großen Hansen, die auf der Gasse so tapfer pochen; tretet nun herfür; hie ist der Mann; ihr könnt wohl alle hinter dem Wein reden, aber hier will sich keiner regen." Ein allgemeines Gelächter erscholl, und Faber, um die Ehre zu retten, mußte sich nun wohl oder übel in ein Gespräch einlassen. Man stritt vorzüglich über die Fürbitte der Heiligen und die Messe. Außer Zwingli und Faber nahmen auch Meyer von Bern, Hofmeister von Schaffhausen, und Doctor Blansch von Tübingen Theil an dem Kampfe. Dem Gange des Gesprächs selbst zu folgen, würde uns zu weit führen. Es zeigte sich hier dasselbe, wie auf der Leipziger Disputation, und wie es sich in der Folge überall wieder zeigte, daß man schon über die Vordersätze, von denen man ausgehen sollte, verschiedener Ansicht war; indem die einen sich auf die heilige Schrift, als auf den einzigen Glaubensgrund, die andern auf die Ueberlieferung der Kirche, auf die Autorität der Kirchenversammlungen u. s. w. beriefen. Der Rath von Zürich, der schon im Jahre 1520 ein Gebot hatte ausgehen lassen, daß man nur nach der Schrift predigen solle, erließ nun auch jetzt folgenden Beschluß: Da niemand den Mag. Ulrich Zwingli aus der heiligen Schrift habe einer Ketzerei überführen können, so solle er fortfahren wie bisher, nach bester Meinung das heilige Evangelium und die ächte göttliche Schrift nach dem Geiste Gottes und seinem besten Vermögen zu verkünden. Es sollen auch alle andere Leutpriester, Seelsorger und Predicanten zu Stadt und Land nichts vornehmen, noch predigen, als was sie mit dem heiligen Evangelium und rechter göttlicher Schrift bewähren mögen, im

*) Vgl. die Acten der Disputation nach Hegewald, bei Schuler u. Schultheß 1. 105. ff. u. die dort angeführten Zusätze aus andern.

Uebrigen aber alles Schmähens sich enthalten. Nachdem dieser Rathsbeschluß ergangen, brach Zwingli in die Worte aus: „Gott sei Lob und Dank, der sein heiliges Wort im Himmel und auf Erden will herrschen lassen. Es wird ohne Zweifel der allmächtige Gott euch, meine Herrn von Zürich, in anderm auch Kraft und Macht verleihen, daß ihr die Wahrheit Gottes, das heilige Evangelium in eurer Landschaft handhabet und zu predigen fördert. Habet dessen keinen Zweifel. Der allmächtige, ewige Gott wird euch das auf anderm Wege ersetzen und Belohnung geben. Amen“.*).

Einen merkwürdigen Zug aus dieser Disputation muß ich noch mittheilen, der uns einen Begriff giebt von der Dürftigkeit der theologischen Studien. Als Zwingli darauf drang, daß jeder Pfarrer die heilige Schrift, oder wenigstens das Neue Testament, in der Grundsprache lesen sollte, fragte einer der anwesenden Geistlichen: Wie soll ein Pfarrer, der eine kleine Pfrund hat, so viel aufbringen, um ein Neues Testament zu kaufen? worauf ihm Zwingli antwortete: Es ist, so Gott will, kein Priester so arm, wenn er sonst gern lernen will, er mag ein Neues Testament kaufen. Etwa findet er auch wohl einen frommen Bürger oder einen andern Menschen, der ihm eine Bibel kauft oder Geld vorstreckt, daß er eine mag bezahlen.

Bald nach der Disputation geschahen nun mehrere Schritte in Zürich, die Reformation zu verwirklichen. Den Anfang machten die Klosterfrauen im Stifte Ortenbach, denen Zwingli seit einiger Zeit gepredigt hatte, und von welchen mehrere den Wunsch hegten, auszutreten, was ihnen gestattet wurde. Auch die Mönche im Kloster Kappel nahmen erst eine Reformation bei sich vor, dann traten mehrere aus und verehelichten sich; die Gelehrtern unter ihnen wurden Pfarrer, die Ungelehrtern fingen ein nützliches Handwerk an.

Eben so fing auch in dem Chorherrnstifte, das früher gegen Zwingli gestimmt war, ein besserer Geist sich zu regen an. Die

---

*) Von beiden Seiten erschienen Beschreibungen der Disputation; s. Schuler u. Schultheß a. a. Orte. Auch an fanatischen Flugschriften fehlte es nicht; dahin gehört das Gyrenrupfen, das einige Bürger von Zürich gegen Faber aufsetzten. Vgl. Hallers Biblioth. III. S. 74. ff.

Mehrheit der Chorherrn kam der Regierung selbst mit dem Wunsche entgegen, eine bessere Einrichtung zu treffen. Statt des bisherigen Horengesanges und der todten Ceremonien sollten erbauliche Studien und wissenschaftliches Leben der Zweck dieser Vereinigung sein, was auch ursprünglich in der Absicht des Stifters, Karls des Großen, gelegen. Somit wurde also das Stift zu einer Schulanstalt und besonders zu einer Vorbildungsanstalt für künftige Theologen, und erhielt eine den damaligen Bedürfnissen vollkommen entsprechende Einrichtung, die, wenn sie auch die Ansprüche der neuesten Zeit nicht mehr ganz befriedigen konnte, doch wohl ein milderes Schicksal verdient hätte, als ihr geworden ist*).

Nicht nur aber bei der Reformation einzelner Anstalten wollte man stehen bleiben. Der öffentliche Gottesdienst wurde nun immer mehr einer vielfachen Kritik unterworfen. An die Stelle des lateinischen Gottesdienstes trat deutscher Gesang und deutsche Liturgie. Eben so wurden bei der Taufe überflüssige und abergläubische Gebräuche weggelassen, worin die reformirte Kirche abermals weiter ging, als die lutherische, welche z. B. den Exorcismus noch lange beibehielt. Allein auch dieß waren immer nur vereinzelte Schritte zur Verbesserung. Zwei Hauptgegenstände lenkten die Aufmerksamkeit des kirchlichen Volkes auf sich, an denen bisher die Sinne am meisten gehangen — die Messe und die Bilder. In Beziehung auf die erstere wollte Zwingli erst schriftlich die Gemüther vorbereiten. Was aber die Bilder betrifft, so kam ihm jetzt ein Mann zuvor, der in der Folge eine ähnliche Geistesrichtung, wie Karlstadt und die Zwickauer Propheten, an den Tag legte, Ludwig Hetzer. Dieser erließ eine Schrift unter dem Titel: „Urtheil Gottes, wie man sich mit den Bildern halten solle.“ Die heftige Schrift machte großes Aufsehn unter dem Volke und führte zu ähnlichen Schritten hin, wie wir sie in Wittenberg bedauert haben. Ein förmlicher Bildersturm fing an loszubrechen, an dessen Spitze sich ein Schuster, Nic. Hottinger, stellte, der in wahrhaft vandali-

*) Vergl. die hierüber erlassenen Gutachten und Bedenken von den Theologen Schultheß und Paulus.

schem Geiste sich äußerte, er wolle gern einen Eimer Wein an das Spital geben, wenn man ihm erlaube, alle Gemälde und Votivtafeln auf der Wasserkirche zu zerschlagen *). Dieser durchstürmte mit seiner Bande die Stadt. Ein großes Crucifix in Stadelhof beim obern Stadtthore wurde umgeworfen, und ähnlich wäre es den übrigen ergangen, wenn man nicht Einhalt gethan hätte. Aehnliche Unfuge hatte auch schon früher sein Genosse Lorenz Hochrütiner verübt, der mit einigen seiner Cameraden in die Frauenmünsterkirche einbrach, daselbst die Lampe mit dem ewigen Lichte zertrümmerte, das Oel verschüttete und unter spottenden Geberden seine Genossen damit besprengte. Solche Frevel konnte die Regierung nicht ungeahndet lassen. Die Thäter wurden gefangen gesetzt, doch sollte das Urtheil über sie noch verschoben werden, bis sich die Meinung über die Heiligkeit der Bilder würde aufgeklärt und nach Gottes Wort berichtigt haben. Demnach ward auf den October eine zweite Disputation veranstaltet, auf welche abermals sowohl der Bischof, als die Kantone der Eidgenossenschaft eingeladen wurden. Auch dießmal erfolgten mehrere abschlägige Antworten und Entschuldigungen; doch erschienen auch jetzt angesehene Männer auf derselben, wie Joachim von Watt (Vadianus) von St. Gallen, dem, nebst Christoph Schappeler von Memmingen und Sebastian Hofmeister, das Präsidium übertragen wurde.

Der Gang dieses Gespräches ist äußerst merkwürdig, da sich auf demselben bereits mehrere abweichende Ansichten auch unter den Freunden des Evangeliums kund gaben in Beziehung auf die Bilder und deren Gebrauch in der Kirche, so wie auch in Beziehung auf das Fasten und andere Dinge. Wenn sich jetzt schon Stimmen vernehmen ließen, wie die eines Simon Stumpf und Conrad Grebel, welche in jeder Hinsicht zu einem fanatischen Radicalismus hinneigten und, auf Eingebungen des Geistes sich berufend, an kein äußeres Gebot sich kehren wollten, so muß es doppelt wohl thun, die Stimme der Mäßigung aus dem Munde eines andern Mannes zu ver-

*) Er scheint zwar nach Bullingers Zeugniß einige Bildung gehabt zu haben. Aber eben diese Halbbildung führte auch hier zum Radicalismus. Vgl. Hottinger (Forts. von Joh. v. Müller) VI. S. 450.

nehmen, der mit evangelischer Weisheit und Milde den Sturm zu beschwichtigen unternahm, und selbst auf die Gefahr hin, von Zwingli und seinen Freunden verkannt zu werden, nach der rechten Mitte hinlenkte. Es war dieß der Johanniter-Commthur von Küßnacht, Conrad Schmidt*), ein Mann nach dem Herzen Gottes, fromm und ehrwürdig, von keiner Leidenschaft bewegt, ruhig in seinem Innern, würdig im Aeußern, besonnen im Reden und Handeln. Dieser nahm das Wort. Er zeigte, wie man in allem von Gottes Wort und dem reinen Evangelium ausgehen müsse. Dieses lehre uns Christum als den einzigen Mittler erkennen, dem allein Ehre gebühre und keinem andern. Wenn man also zu den Heiligen hinlaufe und sie verehre statt des lebendigen Christus, so sei dieß allerdings Abgötterei. Und diesen falschen Glauben an die Heiligen müsse man vor allem suchen durch die Predigt des göttlichen Wortes abzuthun. Dieß müsse vorangehen, ehe man die äußern Bilder entferne, auf die nicht so viel ankomme. „Man soll, so sagt der besonnene Mann, dem Schwachen seinen Stab, daran er sich hält, nicht aus der Hand reißen, man gäbe ihm denn einen andern, sonst fällt man ihn gar zu Boden. Gesetzt, es sei auch ein wankendes Rohr, auf das er sich stütze, so lasse man es ihm in der Hand und zeige ihm einen starken Stab dabei, so läßt er gutwillig selbst das Rohr fallen und greift nach dem starken Stabe. Also lasse man den Blöden und Schwachen die äußerlichen Bilder stehen, daran sie sich noch halten, und berichte man sie zuvor, es sei kein Leben, Heiligkeit oder Gnade darinnen. Man richte dabei einen starken Stab auf, Christum Jesum, den einigen Tröster und Helfer aller Betrübten, so werden sie von selbst finden, daß sie der Bilder nicht mehr bedürfen, und sie gutwillig fahren lassen und Christum ergreifen. Wer das wahre Bild Christi in seinem Herzen hat, dem kann das äußerliche Bild nicht mehr schaden, wenn er auch gleich noch davon abhängig ist. Auch Paulus ließ bei den Athenern Bild Bild sein, er ließ die Bilder stehen, lehrte aber bloß,

---

*) Vgl. über ihn das mit einem schönen Bildniß des Mannes versehene Neujahrsstück der Chorherren für die Zürcherische Stadtjugend. 1825.

es sei keine Gnade und Gottheit in ihnen!“ — Aehnlich erklärte sich Schmidt wegen des Fastens. Auch hier soll man den schwachen Bruder nicht ärgern; auch hier berief er sich auf des Apostels Beispiel, der gesagt hatte, er wolle lieber seine Lebtage kein Fleisch mehr essen, als daß er einen Bruder ärgere. Nur in den zum Glauben nothwendigen Dingen soll man sich vor keiner Aergerniß scheuen.

So trefflich und wohlgemeint indessen diese Ermahnungen waren, so fanden sie nicht allgemeinen Beifall, und selbst Zwingli war damit unzufrieden. Und in der That bleibt es immer schwer, zu entscheiden in wichtigen Zeitpunkten, wie weit das System der Mäßigung ausreiche, und wie weit das, was in ruhigen Zeiten dem unbefangenen Verstande sich empfiehlt, anwendbar sei, wo die Gemüther erhitzt und schon fortgerissen sind in der Bahn des einen oder andern Extrems. Auch das bessere juste milieu hat hier immer einen schweren Stand, und dem friedlichen Doctrinär verschließt sich das Ohr der Menge, während aller Blicke an dem Munde des begeisterten Parteiredners hangen, der entweder rechts oder links mit entschiedener Kraft hinsteuert. Gewiß war des Comthurs Absicht die trefflichste und redlichste von der Welt. Seine Nachgiebigkeit war nicht die feige berechnende eines Erasmus, sondern es war eine ähnliche, wie sie später Melanchthon zeigte, die Nachgiebigkeit des christlichen Weisen, der aus Liebe zu Christo und seinem Frieden, nicht aus Menschenfurcht und weltlicher Friedensliebe das Harte und Gewaltsame meidet. Und dennoch können wir es Zwingli und Seb. Hofmeister nicht verargen, wenn sie sich nicht ganz in diese mildere Weise ihres Freundes fügen konnten, gerade jetzt nämlich, in diesem Augenblicke. Seb. Hofmeister unterbrach den Comthur mit der Bemerkung, daß er sich zu sehr im Allgemeinen halte und dadurch von der Sache abschweife, auf die es hier ankomme, und Zwingli entgegnete ihm Folgendes: „Wenn mein Herr und Bruder, der Comthur, bemerkt, man solle zuvor jedermann durch das göttliche Wort unterrichten, so gefällt mir dieß gar wohl, und ich hoffe, Leo und ich haben uns hierin nicht säumig finden lassen; aber, daß ihr meinet, die Bilder seien Stäbe oder Stecken der Blöden, das walt' Gott! Hätten

die unnützen Pfaffen und Bischöfe das Wort Gottes, so ihnen empfohlen, eben so ernstlich gepredigt, als sie unnützen Dingen nachgelaufen sind, so wäre es nie dazu kommen, daß der arme Laie Christum hätte ab der Wand und ab den Briefen (Gemälden) müssen kennen lernen." — Das Beispiel des Paulus bei den Athenern (das übrigens auch Luther gegen die Zwickauer angeführt hatte) will Zwingli hier nicht gelten lassen; die Athener seien Heiden gewesen und hätten noch nichts Besseres gekannt; anders sei es bei den Christen. Die sollen das Bessere kennen, und darum dürfe man bei ihnen den Mißbrauch um so weniger dulden. Wenn man übrigens mit dem Abschaffen unnützer Gebräuche warten sollte, bis das Aergerniß aufhörte, so käme man gar nie dazu. Auch werden wir in unserm Innern nie so gut werden, daß daraus von selbst der Sieg über alles Aeußere folgt. Deßhalb sollen wir dem klaren Worte der Schrift Gehör geben, die keine Bilder duldet, am wenigsten die goldenen und silbernen, deren Werth der Armuth entzogen ist. — Mit dieser Rede gab sich auch der Comthur zufrieden. Nachmittags wurde auf ähnliche Weise über die Messe gestritten. Auch hier suchte Schmidt zu zeigen, wie man nicht alles über den Haufen werfen müsse; allerdings soll man das Volk belehren, daß die Messe kein Opfer sei, denn man bringe darin nicht Gott etwas dar, sondern man empfange von ihm in dem heiligen Abendmahl Vergebung der Sünde, Barmherzigkeit und das ewige Leben. Nichts desto weniger aber sei es ein hartes Wort, wenn einige geradezu sagten, die Messe sei vom Teufel. „Ueberhaupt müssen wir auf dem Lande (setzte er hinzu) oft Gröberes hören, als ihr in der Stadt." Zwingli selbst gestand, daß einige härtere Aeußerungen von ihm mögen zu gröbern Uebertreibungen geführt haben, was er sehr bedauere. Auch hier fand indessen mehr ein friedlicher Austausch der Gedanken und eine freundschaftliche Verständigung über abweichende Puncte, als eine heftige Disputation statt; denn die eigentlichen Gegner, die Freunde des Papstthums, hielten sich stille bis auf wenige Ausnahmen, und es waren also mehr die verschiedenen Modificationen des Neuen, die hier in Kampf geriethen, als das Neue mit dem Alten. Eben deßhalb aber war diese Disputation

fruchtbarer, als die meisten übrigen in der Reformationsgeschichte, weil man über die Principien im Ganzen einverstanden war, und nur die Anwendungen verschieden ausfielen. Würdige Reden schlossen die Verhandlung, mit denen auch wir die heutige Sitzung schließen wollen. Zuerst nahm der treffliche Comthur Schmidt das Wort. Nachdem er darauf angetragen hatte, nichts zu übereilen, wandte er sich an die anwesenden Glieder der Regierung mit den Worten: „Ihr lieben Herrn habt bisher man„chem weltlichen Fürsten in seine Herrschaft geholfen um Geldes „willen. Helfet nun um Gottes willen Christo, unserm Herrn, „wieder in seine Herrschaft, daß er in euern Gebieten allein „angebetet, geehrt und angerufen werde, daß er in uns Christen „allein herrsche und regiere, und von den Eurigen geachtet werde, „wozu ihn sein Vater gegeben, für den einigen, wahren Mittler, „Erlöser und Erretter. Nehmet denn die Sache tapfer und „christlich zur Hand! — Ließe man Christum allein Herrn und „Meister sein über alle Dinge, ihn ruhig regieren und sein „Werk in uns vollbringen, so hätten wir unter einander brü„derliche Ruhe, christlichen Frieden, göttliche Huld und Gnad' „hie in Zeit und darnach das ewige Leben. Das verleihe Gott „euch und allen Christen. Amen."

Und derselbe Seb. Hofmeister, der ihn früher als Gegner unterbrochen hatte, stimmte ein in das Amen des gottseligen Redners mit den Worten: „Gebenedeit ist die Rede deines Mundes!"

Nachdem nun Vadian die Versammlung aufgefordert, ob noch jemand zu sprechen Willens sei, ergriff Zwingli abermals das Wort und sprach: „Gnädige Herren und ihr alle, lieben Brüder! Ich bitte euch dringend, fest an dem Worte Gottes zu halten. Wer dieß thut, den verläßt auch der Herr nicht. Mit Schmerz hab' ich vernommen, wie gestern Abend da und dort geredet worden sei, man wolle jetzt das Blut und den Leib Christi in die Schlaftrünke ziehen. Nein! das will gewiß Niemand." Die Wahrnehmung, so mißverstanden zu werden, that ihm so leid, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte, und sein Freund Leo mußte für ihn das Wort nehmen. Dieser

sprach: So Gott will, werden wir alle beim Evangelium bleiben, und gern will ich, wenn's Noth thut, mein Leben dafür lassen. Den Leib mag man tödten, die Seele nicht. Die Schrift aber lasset uns nie zum Zank, nie zur Prahlerei, sondern zur Besserung unseres Lebens gebrauchen, und so ich im verflossenen Gespräch jemand vielleicht zu hart angeredet, bitte ich, daß er mir dasselbe verzeihe. Auch Zwingli bat noch einmal, man möchte ihm „seine ungeschickten Worte verzeihen."

Darauf legten die Präsidenten ihr Amt nieder, und Vadian sprach die Hoffnung aus, die Regierung werde wohl Mittel und Wege finden, das Wort Gottes zu handhaben, ohne die Schwachen zu ärgern. Das verhieß der alte Bürgermeister Röust, der 18 Jahre lang an der Spitze der Geschäfte gestanden. „Ich selbst, sagte der bescheidene Mann, urtheile zwar von geistlichen Dingen, wie der Blinde von der Farbe. Darum aber eben müssen wir bei dem Worte Gottes Rath holen. Bittet nebst mir ihr alle, daß seine Gnade mit uns sei."

In dieser gehobenen Stimmung empfahl man die wegen der begangenen Excesse Gefangenen der Gnade des Raths, gab sich treuherzig die Hände, und schied in Frieden von einander*).

---

*) Vergl. auch über diese zweite Disputation die Actenstücke in der Schuler und Schultheßischen Ausgabe der Werke Zwingli's Bd. I. S. 459. ff.

Sechszehnte Vorlesung.

Weitere Reformation in Zürich. Zürichs Verdienste um die Reformation. Bern. (Clara May. Valerius Anshelm und seine Frau. Das Kloster Königsfelden. Joh. Heim und Seb. Meyer verwiesen.) Basel. (Wilhelm Farel und seine Disputation. Stephan Stör. Einige Fortschritte zur Reformation.) Mühlhausen. Biel. Solothurn. Freiburg. Schaffhausen. (Seb. Hofmeister. Erasmus Ritter.) St. Gallen. (Vadianus, Keßler u. a.) Appenzell. Glarus. Graubünden. Wallis. Luzern. Die Urkantone und ihr Verhältniß zum Katholicismus. Vergleichung der deutschen u. schweizerischen Reformation. Einzelne Excesse der letztern. (Thomas Plater u. das Heiligenbild.)

Die zweite Disputation zu Zürich (Oct. 1523), mit der wir uns in der letzten Stunde beschäftigt haben, hatte einen für das Reformationswerk gesegneten Erfolg. Die Strafe gegen die Unruhstifter in Beziehung auf die Bilder konnte zwar nicht unterbleiben, fiel aber milde aus. Der Schuster Hottinger, der sich am meisten verfehlt hatte, wurde auf 2 Jahre verwiesen, fiel jedoch in Baden den Eidgenossen in die Hände, und wurde, trotz der Fürbitte, die Zürich für ihn einlegte, hingerichtet. Er starb mit großer Standhaftigkeit. Ohne Aufschub ging man nun aber in Zürich selbst an die Ausführung der Reformation auf dem Wege des Gesetzes und der Ordnung. Zwingli ward beauftragt, eine schriftliche Anleitung zur Verkündung des göttlichen Wortes zu verfassen, nach welcher sich die Prediger fortan zu richten hätten *). Diese, so wie die Verhandlungen des Gesprächs, wurden an den Bischof und die Hochschule zu Basel, an die Bischöfe zu Chur und Constanz und an die 12 Orte der Eidgenossenschaft geschickt, fanden aber, wie sich denken läßt, nicht überall günstige Aufnahme. Auch in Zürich selbst regte sich noch

*) Bei Schuler u. Schultheß I. S. 541.

Widerspruch von Seiten einiger Chorherren, und damit sie diesen Widerspruch könnten laut lassen werden, wurde eine dritte Disputation gestattet, die jedoch nichts änderte an dem Bisherigen. Und so erließ denn um Pfingsten 1524 die Regierung von Zürich ein Reformationsmandat, worin die Mißbräuche der Messe als abgeschafft erklärt, und dagegen täglich früh am Vormittag eine Predigt zu halten verordnet ward, „dieweil die menschliche Seele am besten von dem lebendigen Worte Gottes gespiesen wird.“ An den Festtagen soll das Sacrament nach Inhalt und Form der heil. Schrift in beiderlei Gestalt und in deutscher Sprache gespendet werden. Die Bilder sollen abgeschafft werden. Doch damit alles ordentlich zugehe, so verordnete die Obrigkeit besondere Leute, denen das Geschäft übertragen wurde. Was bisher auf den Zierrath der Bilder verwendet worden, das sollte hinfüro den Armen zu gut kommen, welche nach dem Bildniß Gottes geschaffen sind. „Es ist indeß nicht unsre Absicht, fährt die Regierung in ihrem Mandate fort, jemanden mit Gewalt in Glaubenssachen zu zwingen; wohl aber dürfen die Lehrer nichts anders, als das göttliche Wort verkündigen. Darüber zu wachen, ziemt unserm obrigkeitlichen Amte. Endlich sollen alle Schimpfreden aufhören, denn wir sind zum Frieden berufen. Hat einer den wahren Glauben, der sage Gott dafür Dank, und belehre den Bruder durch ein gutes Beispiel mit Liebe. Die Liebe duldet, sie vereinigt und baut alle Dinge auf. So sei denn das Werk im Namen Gottes und mit der Hoffnung begonnen, er werde mit seiner Hand das Schiff selber führen.“*)

Der Stadt Zürich gebührt also unstreitig das Verdienst, in der Geschichte der Reformation den übrigen Ständen mit kräftigem Beispiel vorangeschritten zu sein, wozu freilich die Anwesenheit von Zwingli's Person vieles beitrug, aber auch nicht weniger der Muth einer sich nach außen stark fühlenden Regierung und Bürgerschaft. Weniger, als in der Stadt, zeigte man sich auf dem Lande durchgängig den Neuerungen geneigt, theils weil die einen die altnachbarlichen Verhältnisse mit Zug und Schwyz nicht gern störten, theils weil die andern, namentlich

*) Siehe Hottinger (Fortsf. v. Joh. v. Müller VI.) S. 471.

die Anwohner der Grafschaft Baden, am meisten den Anfällen ausgesetzt waren. Ja, von einigen Gegenden her ließ man die Regierung bitten, nicht zu rasch zu verfahren *). Gern werden wir, so ward von Altstätten und Albisrieden gemeldet, Leib und Gut zu einer loblichen Stadt (Zürich) setzen, aber wird diese dann nicht etwa ihre Thore schließen, unbekümmert um uns Verlassene? Und die von Thalweil äußerten sich also: „Fan„get doch, gnädige Herrn, um einer oder zwei Personen willen, „seien es Geistliche oder Weltliche, keinen Krieg an, obwohl uns „trefflich gefällt, was ihr bisher gehandelt habt." — Damals also reformirte die Stadt dem Lande zu schnell, und in unsern Zeiten vermögen die Städte dem reformatorischen Schwunge des Landes nicht nachzufliegen! So ändern sich Zeiten und Verhältnisse.

Aber nicht das Landvolk von Zürich allein, die sämmtlichen übrigen Stände der Eidgenossenschaft, mit Ausnahme Schaffhausens, sahen den Schritt Zürichs, die einen geradezu für einen Frevel, die andern wenigstens für eine Uebereilung an. So sehr auch bereits in Basel und Bern das reinere Licht christlicher Erkenntniß angefangen hatte, die Finsterniß zu verdrängen, so wenig war noch die Kraft vorhanden, sich für die neue Ordnung der Dinge unbedingt zu entscheiden, und an das kräftig voranschreitende Zürich sich anzuschließen. Die Waldstädte und Freiburg äußerten sich am stärksten gegen Zürichs Beginnen; doch aus Grundsatz, weil sie einmal Freunde des Alten waren. Aber Bern, Basel, Solothurn, Glarus, Appenzell nahmen eine neutrale und vermittelnde Stellung ein. Sie wollten der Bundesstadt bloß freundliche Vorstellungen machen, immerhin aber Vorstellungen dagegen, daß sie der neuen Lehre zu viel Einfluß und zu raschen Fortgang gestatte. Zürich ließ sich jedoch von dem einmal betretenen Wege nicht abbringen, und bald hatte es die Genugthuung, daß die meisten der eben genannten milder gestimmten Stände selbst über Kurz oder lang zur Reformation übertraten.

Sehen wir nämlich auf die weitern Fortschritte der evangelischen Lehre in der übrigen Schweiz, so ergiebt sich uns Folgendes:

---

*) Hottinger a. a. O. S. 478.

In Bern waren die Meinungen über Haller und Meyer getheilt, wie schon früher bemerkt worden. Beide waren bereits durch den Lausanner Bischof als Ketzer bezeichnet. Die Regierung jedoch, um alle ärgerlichen Auftritte zu vermeiden, erließ den 15. Juni 1523 eine ähnliche Verordnung, wie sie Zürich schon drei Jahre zuvor gegeben, nämlich nichts anders, als das Evangelium zu predigen. Jede Partei legte dieß aber zu ihren Gunsten aus, und es bedurfte nur eines äußern Anlasses, um neue Streitigkeiten herbeizurufen. Ueberall wurde den Aeußerungen Meyers und Hallers nachgespürt, und wo etwas Verdächtiges von ihnen gehört wurde, als Anlaß zur Klage benutzt. So wurde namentlich ein Gespräch, welches Haller im Beisein Seb. Meyers und des Theologen Wyttenbach von Biel bei einem Besuche der Klosterfrauen auf der Insel mit der Nonne Clara May über das Klosterleben gehalten, und worin die Verdienstlichkeit desselben in Zweifel gezogen wurde, benutzt, Hallern auf Tod und Leben anzuklagen, weil er — so entstellten die Feinde seine Rede — gesagt haben sollte, „alle Nonnen seien in des Teufels Stand und also auch des Teufels," während doch die Stadtsatzung einen jeden des Todes schuldig erachte, der eine Nonne aus der Insel verführe. Die Feinde erreichten jedoch dießmal ihre Absicht nicht. Selbst die Verbannung der evangelischen Lehrer, auf welche einige aus besonderer Gnade antrugen, unterblieb, und man begnügte sich, ihnen die Besuche im Kloster zu untersagen und sie auf ihre Predigten anzuweisen, als den ihnen bestimmten Wirkungskreis.

Weniger glimpflich verfuhr man bald darauf gegen die Frau eines namhaften Gelehrten, welche sich einige Zweifel gegen die Heiligkeit der Jungfrau Maria zu äußern erlaubt hatte. Es war die Frau des berühmten Stadtarztes und Geschichtschreibers Valerius Anshelm. Diese hatte auf einer Badefahrt gegen einen päpstlich Gesinnten, mit dem sie sich unkluger Weise in ein theologisches Gespräch eingelassen hatte, behauptet, „unsere liebe Frau wäre eine Frau, nicht anders, wie sie, und eben so der Gnade ihres Sohnes Jesu Christi bedürftig, wie die übrigen Gläubigen; daher sie niemand könne selig machen. Eben so vertheidigte sie die Priesterehe, weil auch die Priester im alten Testa-

ment verheirathet gewesen. Da nun ihr Mann ohnedieß als Fremder (denn er war von Rothweil in Schwaben) und zugleich als Neuerer in der Lehre verhaßt war, so wurde diese unkluge Aeußerung der Frau Doctorin überall umhergetragen, weiter erzählt, hämisch entstellt und endlich vor den Rath gebracht. Einige wollten sie ertränken, andere an das Halseisen stellen, andere verbannen. Endlich ward sie zu 20 Fl. Buße und zur Abbitte vor dem Bischof verurtheilt. Als ihr Mann zur letztern sich nicht verstehen wollte, wußten es die Feinde dahin zu bringen, daß ihm die Hälfte seines Gehaltes entzogen wurde, und er endlich aus Unmuth die Stadt verließ. Später kehrte er aber (1529) wieder nach Bern zurück, wo er ehrenvoll aufgenommen und zum obrigkeitlichen Historiographen bestellt ward. Von ihm haben wir denn die ausführliche und schätzbare Berner Chronik, die in neurer Zeit wieder herausgegeben worden ist*).

So wenig nun die Aeußerungen gegen das klösterliche Leben Beifall fanden bei den Freunden des alten Herkommens, und so sehr die, welche solche Aeußerungen sich zu Schulden kommen ließen, sich der Gefahr aussetzten; so wenig konnte damit die wieder erwachte Freiheit aufgehalten werden. Dieß zeigt das Benehmen der Klosterfrauen von Königsfelden, welche ähnlich, wie die im Oetenbach zu Zürich, eine Bitte an den Rath stellten, sie ihrer Gelübde zu entbinden. Die Regierung glaubte anfänglich, es sei ihnen nur um ein bequemeres, weichlicheres Leben zu thun, und gestattete ihnen manche Freiheiten und Erleichterungen, die sie früher in ihrem Kloster nicht genossen hatten. Allein sie antworteten, sie begehrten keine Willfährigkeit gegen den Leib; dem Geiste möge man zu Hülfe kommen, und ihr Gewissen entledigen; man möge sie als unschuldig Gefangene barmherzig bedenken und freilassen." Und so mußte denn ihnen willfahret werden. Eine im Nov. 1523 erlassene Verordnung stellte es jeder Nonne frei, im Kloster zu bleiben, oder auszutreten. Von dieser Freiheit machten mehrere Gebrauch, und traten in den Stand der Ehe.

*) Die schon öfter von uns angeführte Ausgabe von Stierlin u. Wyß, wo sich auch in der Vorrede zum ersten Bande die Nachrichten über Anshelm finden.

Noch aber sollten neue Streitigkeiten das Reformationswerk zu Bern aufhalten. Den Gegnern desselben war es gelungen, einen rüstigen Kämpfer für das alte System in die Stadt zu ziehen, um damit ein Gegengewicht gegen die täglich überhand nehmenden Neuerungen zu bilden. Der Dominicaner Joh. Heim, der bis jetzt in Mainz sich aufgehalten hatte, ward zum Prediger an dem Kloster seines Ordens in Bern berufen. Wenn man sich der alten Eifersucht der Dominicaner und Franciscaner erinnert, so kann man sich wohl einbilden, daß es in dieser aufgeregten Zeit um so weniger an Reibungen fehlen konnte, da der Reformator Seb. Meyer zum Franciscanerorden gehörte. Die Controversen zeigten sich bald auf den Kanzeln, und auch hier kam es vor, wie in Zürich, daß sich Zuhörer unter die Kanzel stellten und dem Prediger ins Wort fielen. Als daher Heim eines Sonntags behauptete, Christus habe nicht, wie die Evangelischen lehrten, ein für allemal genug gethan, sondern man müsse noch täglich durch Meßopfer und gute Werke den himmlischen Vater mit den Menschen versöhnen, unterbrachen ihn zwei Bürger mit der Bemerkung, „dieß sei nicht wahr.“ Hierüber erhob sich ein großer Lärm. Die Anhänger Heims ermunterten ihn, fortzufahren; dieser aber erklärte, er wolle das Predigen lieber aufgeben, wenn es jedem gestattet sein solle, ihm Einwendungen zu machen. Die Sache kam vor den Rath, und nachdem man lange für und wider gestritten, indem die einen die Partei des Predigers nahmen, die andern die seiner Gegner, so konnte man sich endlich nur dahin vereinigen, die beiden Controversprediger, Heim sowohl als Meyer, aus der Stadt und deren Gebiet zu weisen, jedoch mit der Erklärung, daß dieß ihren Ehren keinen Abbruch thun solle. Mit Heim wurde also auch der verdienstvolle Seb. Meyer verwiesen. Er ging nach Basel, trat aus dem Orden, verheirathete sich und begab sich bald darauf nach Augsburg, wo er längere Zeit mit Segen das Evangelium verkündete, bis er nach vollbrachter Reformation in Bern wieder dahin zurückkehrte. Haller blieb nun allein und hatte einen um so schwerern Stand, je mehr die Feinde bemüht waren, auch ihn aus dem Wege zu schaffen. Aehnlichen Nach-

stellungen, wie Zwingli in Zürich, war auch Haller an seinem Orte ausgesetzt, denen jedoch auch er glücklich entging *).

In Basel hatte seit der Anstellung Oekolampads als Helfers zu St. Martin das reine Evangelium mehr und mehr Wurzel gefaßt. Bald sammelte sich um ihn ein Kreis von evangelischen Lehrern, die ihn durch ihre Vorträge und sonstige Wirksamkeit thätig unterstützten **).

Das Jahr 1523 verging ohne bedeutende Ereignisse unter der stillen Wirksamkeit dieser Männer, zumal da der Rath durch eine strenge Verordnung alles Schimpfen und Schmähen auf den Kanzeln von beiden Seiten verboten hatte. Bloß sehen wir auch hier einige Ordensgeistliche ihre Klöster und bisherige Lebensart verlassen, unter andern den gelehrten Conrad Pellican, der von den Barfüßern sich verabschiedete und als Lehrer der Theologie angestellt wurde. Wichtiger ist das Jahr 1524 durch die Gegenwart eines in der Geschichte ausgezeichneten Mannes und zwei fast gleichzeitig gehaltene wichtige Disputationen.

Wilhelm Farel***), der mit Recht als ein Vorgänger Calvins betrachtet wird, indem er hauptsächlich in Frankreich, in Genf und der französischen Schweiz seine reformatorische Thätigkeit entwickelte, kam in diesem Jahre nach Basel. Geboren 1489 zu Gap in der Dauphiné, edler Herkunft und ziemlich wohlhabend, war er in den strengsten Grundsätzen des Papstthums erzogen, und hatte gleichwohl von seinen in den Vorurtheilen des Adels befangenen Eltern nur mit Mühe erlangt, sich den Studien widmen zu dürfen. Durch seinen berühmten Lehrer Jac. Faber Stapulensis, der noch in seinem hohen Grei-

---

*) Kirchhofer, Bertold Haller. S. 49. (nach Anshelm).

**) Vorzüglich sind außer Wyßenburger zu nennen Marx Berschy von Rorschach, Leutpriester zu St. Leonhard, Hans Sündli von Lucern (Lüthard), Prediger zu den Barfüßern, Thomas Geierfalk aus dem Gregorienthal, Prediger bei den Augustinern, zu denen sich noch etwas später Balthasar Vögeli, Helfer zu St. Leonhard, und Oekolampads Helfer zu St. Martin, Bonifacius Wolfhard und Hieronymus Botanus gesellten.

***) Vergl. über ihn die dankenswerthe Monographie von Hrn. Pfr. Kirchhofer, das Leben Wilh. Farels, aus den Quellen bearbeitet. 2 Bde. Zür. 831. 33.

fenalter sich zur reinern Lehre hinwendete, war der feurige Jüngling für eben diese Lehre gewonnen und durch vielfaches eigenes Nachdenken in seiner Ueberzeugung gestärkt worden. In Paris und Meaux hatte er sich an Gleichgesinnte angeschlossen und bereits angefangen, die heilige Schrift ins Französische zu übersetzen. Ausgebrochene Verfolgungen gegen die Anhänger der neuen Lehre nöthigten ihn aber, Frankreich zu verlassen. Er flüchtete nach der Schweiz, deren Boden er zuerst in Basel betrat, wo er mit seinem Freunde Anemund und andern Flüchtlingen zusammentraf. Es kann uns dabei nicht die Beobachtung entgehen, wie Basel schon damals so häufig eine Zufluchtstätte wurde für die in den Nachbarstaaten wegen politischer oder religiöser Meinungen Verfolgten. So war ein Hutten und Oekolampad nach Basel gekommen, so ein Farel, so später ein Calvin und andere. Daß mitunter auch einer der Stürmer, wie der vertriebene Karlstadt und sein College Borhaus, und selbst auch Münzer, hier ein schirmendes Dach fand, konnte nicht vermieden werden, und niemand wird es einfallen, unsern Vätern solches zur Last zu legen. Farel fand bei Oekolampad willige Aufnahme, und auf dessen Verwendung hin gestattete ihm die Regierung, eine öffentliche Disputation zu halten, was ihm von der Universität war abgeschlagen worden. Aber nun wandten sich die Glieder der Universität an den bischöflichen Vicar Heinrich von Schönau, und wirkten von ihm ein Verbot aus an alle Priester, Studenten und Verwandte der hohen Schule, bei Strafe des Bannes und der Relegation bei dem Gespräch zu erscheinen. Dieses Verbot reizte aber die Regierung nur noch mehr, und während sie früherhin das Gespräch bloß gestattet, so wurde es jetzt, dem Bischof und der Universität zum Trotz, eigentlich geboten, und jedem dabei zu erscheinen zur Pflicht gemacht. In den hierüber erlassenen Mandaten der Regierung spricht sich bereits ein der Reformation günstiger Sinn aus. Das Vorhaben des Farel, heißt es, sei „als zu vermuthen aus Eingießung des heiligen Geistes" geschehen, und die von ihm vorgelegten Sätze habe der Rath „nicht unziemlich, dem Evangelium gemäß und den Menschen ehender nützlich als schädlich befunden." Was aber den Befehl betrifft, bei der Disputation

zu erscheinen, so heißt es: „Es wolle dem Rath gefallen, daß männiglich, und vor allem die Seelsorger, Predicanten, Priester, Studenten und Verwandte der Universität in solcher Disputation disputiren. Wer sich dem widersetzen wolle, dem soll künftighin alles Mahlen und Backen und feiler Markt, durch sich oder sein Gesinde zu gebrauchen, abgeschlagen sein; deßgleichen die vom Rath Verpfründeten oder Belehnten ihrer Pfründen entsetzt werden.

Dreizehn Sätze waren es, welche Farel anschlug, die hauptsächlich gegen die Werkheiligkeit, die Ceremonien, das Fasten und die Anrufung der Heiligen gerichtet, und dagegen recht sehr auf den Glauben an Jesus Christus als den einigen Grund unsrer Seligkeit hinwiesen *). „Christus (so heißt es gleich im ersten Satze) hat uns die vollkommenste Lebensregel gegeben, zu welcher wir weder hinzu noch davon thun dürfen." „Der Beruf des christlichen Lehrers erfordert (so heißt es im 5.), dem Worte Gottes obzuliegen, und zwar mit solchem Eifer, daß er nichts für höher hält." „Wer das Evangelium in Zweifel zieht (heißt es im 7.), unterdrückt es, und wer nicht aufrichtig seinen Bruder liebt, und Gott mehr, als die Menschen fürchtet, der schämt sich des Herrn." „Wer durch eigene Kraft und Verdienst selig und gerechtfertigt zu werden hofft (lehrt der 8. Satz), und nicht durch den Glauben, der erhebt sich selbst und macht sich, von Unglauben verblendet, durch den freien Willen zu einem Gott." „Unser Leitstern (so schließt der 13. Satz) soll Jesus Christus sein, durch dessen Kraft alles regiert wird, und kein Gestirn oder ein anderes Element. Daß dieses in Zukunft geschehe, hoffen wir, wenn alles nach der evangelischen Norm gestaltet, und aller Hader, den jeder Christ verabscheuen muß, aufgehoben sein wird, damit der Friede Gottes, der alle Gedanken übersteigt, in unsern Herzen wohne."

„Laufet," so schließt seine Einladung an die Kämpfer, „laufet, wie der Herr uns ermahnet, mit christlichem Herzen herzu, und dringet darauf, daß allein das Wort Gottes den Sieg erringe. Dazu ermahne, dafür bitte ich euch um des Erlösers

*) Sie finden sich handschriftlich in Ryffs Chronik, u. abgedruckt bei Kirchhofer I. S. 21., und in Burkhards Reformationsgeschichte von Basel. S. 39—41.

Jesu Christi willen, welcher so dringend die Sorge für unsern Nächsten uns befohlen hat."

Montags den 15. Februar fand die Disputation im Collegium der Universität statt, über deren Vorgang im Einzelnen die Acten nicht mehr vorhanden sind. Doch meldet den Erfolg ein Zeitgenosse mit den Worten: „Es kam viel Gutes davon. Es nahm das Wort Gottes sehr zu. Es standen davon viel christliche Lehrer auf" *). Mehrere Monate verweilte Farel noch in Basel, und knüpfte mit mehrern Gleichgesinnten einen Bund der Freundschaft, der über das Grab hinaus dauern sollte. Später wurde er Pfarrer zu Aelen (Aigle) im französischen Bernergebiete.

Gleich den folgenden Tag nach der Farelschen Disputation folgte eine andere, die aber einen etwas verschiedenen Charakter darbietet. Der Leutpriester von Liestal, Stephan Stör von Diessenhofen, hatte sich verehelicht und wollte nun diesen Schritt öffentlich und zwar in deutscher Disputation rechtfertigen. Es erschienen viele Zuhörer, und keiner der Gegner wagte es, Einwendungen zu machen. Vielmehr unterstützten ihn mehrere der Anwesenden in seiner Meinung. Da übernahm Bonifacius Wolfhard, Helfer zu St. Martin, das Amt eines Gegners, nur um wenigstens das zur Sprache zu bringen, was man gewöhnlich für den Cölibat der Priester anzuführen pflegt; allein Stör widerlegte die Einwürfe zur vollen Zufriedenheit Oekolampads und der Uebrigen. Indessen war es derselbe Stephan Stör, der, wie der früher genannte Röublin, sich in der Folge an die Wiedertäufer anschloß, und als Demagog in dem Bauernkriege die Liestaler gegen Basel aufhetzte. Ueberhaupt ist es merkwürdig, wie mehrere von den Männern der stürmischen Richtung einen überwiegenden, einseitigen Nachdruck auf die Priesterehe legten, als ob von ihr allein das Heil abhinge. So Karlstadt, Röublin, Stör u. m. a. Sie hingen sich auch hier an Aeußeres, in die Sinne Fallendes, das wohl als natürliche Folge der freiern Grundsätze ganz recht und in der Ordnung war, das aber, für sich genommen und außer dem Zusammenhange mit dem Leben

---

*) Ochs V. 460. Kirchhofer a. a. O. I. S. 24.

des Glaubens, leicht einen selbstsüchtigen Charakter annehmen und den Gegnern Anlaß zu bittern Bemerkungen geben konnte. Dasselbe ist es, wenn heut zu Tage eine sogenannte liberale Partei in der katholischen Kirche von der Abschaffung des Cöli= bats an sich schon alles Heil erwarten will. Wir glauben aber, so wenig das eheliche Leben den Priester Gottes entheiligt, so wenig vermag es an und für sich, ihn zu heiligen, wenn nicht ein Höheres da ist, das erst wieder das eheliche Leben hei= ligt und ihm die christliche Weihe giebt. Daher sehen wir auch, daß die wahren Reformatoren, ein Luther, Zwingli, Oekolampad, erst dann in die Ehe traten, als sie das Reformationswerk in seinen tiefern Grundlagen bereits befestigt hatten, womit der Vorwurf der Gegner, als hätten sie bloß um des Heirathens willen reformirt, von selbst wegfällt. Oekolampad, der bisher nur als Verweser die Stelle von St. Martin bekleidet hatte, wurde nun in demselben Jahre 1524 zum eigentlichen Pfarrer, und bald darauf zum Professor der Theologie ernannt; jedoch unter der Bedingung, daß er ohne des Rathes Vorwissen keine Neuerung in Religionssachen vornehmen solle. Die Regierung zeigte sich indessen geneigt, vernünftige Neuerungen zu gestatten. So ließ mit ihrer Genehmigung Oekolampad die Kinder in deutscher Sprache taufen durch seinen Helfer, mit dem er auch das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilte, und indem er durch seine Vorträge das Volk von den Aussendingen ablenkte und zu dem lebendigen Christus hinwies, so kamen auch das Meßgepränge, die Kreuzumgänge u. a. von selbst außer Uebung. Desto eifriger wurden dafür die Wochenpredigten besucht, von denen die Mönche sagten, sie röchen nach dem Lutherthum.

In demselben Jahre erließ auch die Regierung (nach dem Vorgange von Zürich und Bern) eine Verordnung, in welcher allen Mönchen und Nonnen erlaubt wurde, ihre Klöster zu ver= lassen und sich eine ehrbare bürgerliche Lebensart zu erwählen. Die ersten, die von dieser Erlaubniß Gebrauch machten, waren die Ordensgeistlichen von St. Leonhard, welche den 2. Februar 1525 ihre Ordenskleider feierlich ablegten, und gegen einen le= benslänglichen Jahrgehalt (von 62 Goldgulden) ihr Kloster sammt allen Gerechtigkeiten der Regierung abtraten.

Bisher haben wir bloß Zürich, Bern und Basel im Zustande der kirchlichen und religiösen Gährung betrachtet. Wir wenden uns nun auch nach den übrigen Kantonen und Orten, um zu sehen, wie auch hier Versuche, die Kirche zu reformiren, gemacht und aufgenommen wurden. Die benachbarte, mit Basel damals durch ein Schutzbündniß verbundene Stadt Mühlhausen fällt uns zuerst in die Augen, da sie mit der Reformation uns eigentlich voranging. Sie wissen, daß U. v. Hutten, nachdem er bei Erasmus vergebens eine Herberge gesucht hatte, nach Mühlhausen gegangen war. Hier fand er bereits einige Freunde der neuern Glaubensrichtung, Jacob Augsburger, Otto Binder und Bernhard Römer. Diese drei Männer waren es auch, welche im Jahre 1523 ein Gutachten an die Obrigkeit eingaben, nach welchem statt der täglichen Frühmessen Gebete sollten gehalten, deutsche Psalmen gesungen, die Processionen und unnützen Feiertage abgeschafft, und dagegen eine bessere Sittenzucht unter Geistlichen und Weltlichen eingeführt werden. Dieses Gutachten fand vielen Beifall, zumal da der damalige Stadtschreiber Gamsharst dem Evangelium geneigt war, und bald erfolgte ein diesem Gutachten entsprechendes Religionsmandat, so daß schon 1524 die Reformation in Mühlhausen so gut als vollendet anzusehen ist, was sich auch darin zeigte, daß von diesem Augenblicke an dem Bischof von Basel der Gehorsam aufgekündet wurde. Daß indessen die Mühlhauser diesen Schritt eher thun konnten, als die Basler, die unmittelbar unter des Bischofs Hut und in engerm Verbande mit den Eidgenossen lebten, leuchtet ein*).

In einer andern zugewandten Stadt der Eidgenossenschaft, in Biel, predigte der Lehrer Zwingli's, Thomas Wyttenbach, gegen viele Mißbräuche der Kirche, und trat noch in hohem Alter (1524) in den Ehestand. Seinem Beispiel folgten sieben andere Priester. Dieß zog ihm Verfolgungen von Seiten der Päpstlichen zu. Er wurde seiner Stelle entsetzt, begab sich aber in ein Kloster, wo er unter großem Zulauf predigte. Die

*) Siehe Graf, Geschichte der Kirchenverbesserung in Mühlhausen 1818., u. dessen Geschichte der Stadt Mühlhausen Th. II.

Zahl seiner Anhänger mehrte sich dadurch nur um so bedeutender, und bald nahm die reformatorische Richtung so sehr überhand in Biel, daß die Stadt in der umliegenden Gegend das Ketzerstädtchen hieß *).

In Solothurn galt der Schullehrer Dürr (Macrinus) für einen Anhänger Zwingli's, ward aber von den Barfüßern verfolgt, und nur unter Gelobung des Stillschweigens über die streitigen Puncte konnte er seine Stelle wieder erhalten, von der er war entfernt worden. Am heftigsten unter den Städten der westlichen Schweiz war Freiburg gegen Zwingli und seine Lehre eingenommen. Ueberhaupt zeichnete sich diese Stadt wenig durch wissenschaftliches Leben aus. Ein Gelehrter des 15. Jahrhunderts, Agrippa von Nettersheim, der sich einige Zeit lang daselbst aufgehalten, bezeichnet Freiburg als eine Stadt, „die alles geistigen Lebens baar und ledig sei" **), und so blieb es auch im Ganzen im Zeitalter der Reformation, obwohl der Schultheiß Peter Falb, ein Freund und Gönner Zwingli's, eine rühmliche Ausnahme machte. Hans Kuno, Caplan zu St. Niklaus, ward des Landes verwiesen, weil er, da die Regierung verbotene Schriften durch den Scharfrichter hatte verbrennen lassen, ausgerufen: „Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun," und eben so ward der allgemein geachtete Decan der Stiftskirche, Joh. Hollard, bloß darum verbannt, weil er mit den Berner Reformatoren einen Briefwechsel unterhielt ***).

Günstigern Fortgang nahm die Reformation in der östlichen Schweiz, die an Zürich und seinem Zwingli einen mächtigen Haltpunct hatte. Waren doch der Bürgermeister Vadian zu St. Gallen und Hofmeister zu Schaffhausen die innigsten Freunde Zwingli's, sie, die zugleich auf der Züricher Disputation den Vorsitz geführt und an allen dortigen Bewegungen den lebhaftesten Antheil genommen hatten.

---

*) Siehe Kuhn, Berns Reformatoren. S. 59—70.

**) Ex Friburgo Helvetiorum, omnium scientiarum cultu diserto ac destituto.

***) Hottinger (Joh. v. Müller VI.) S. 410—12.

Sebastian Hofmeister*), mit dem eigentlichen Namen Wagner (Carpentarius), geboren 1476 zu Schaffhausen, ein Franciscaner, hatte sich in Paris gebildet und eine Zeitlang in Zürich eine Lehrstelle bekleidet, bis er dann in seiner Vaterstadt eine mehrfache Wirksamkeit als Prediger an verschiedenen Kirchen erhielt. Indem auch er die Messe und andere Mißbräuche bestritt, erwarb er sich den Beifall der einen, und rief den leidenschaftlichen Widerspruch anderer hervor. Seine Gegner wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie einen berühmten Streiter für Rom, Erasmus Ritter, in die Stadt riefen. Allein dieser wurde in Folge der Züricher Disputation so für die Ansicht gewonnen, die er bekämpfen sollte, daß er der Wahrheit die Ehre gab und jetzt selber mitarbeitete am Werke der Verbesserung. Auch der Abt des Allerheiligenklosters, Michael von Eggenstorf, ein frommer Wissenschaft liebender Mann, der sich mit Luthers Schriften bekannt gemacht hatte, wirkte in reformatorischem Geiste auf die unter seiner Aufsicht stehenden Mönche, und gab zuletzt sein Kloster in die Hände der Regierung zurück. Bald darauf ließ diese Messe und Bilder abschaffen.

Gleichzeitig wirkte in St. Gallen Vadian. Joahim Wadt**), ein Alters- und Studiengenosse Zwingli's (er ist 1484 zu St. Gallen geboren und schloß in Wien den Freundschaftsbund mit Zwingli), war kein Theolog von Beruf, sondern Arzt, Staatsmann, Dichter und Gelehrter. Aber seine Gelehrsamkeit war so vielseitig, sein Eifer für das reine Wort Gottes so groß, sein Zusammenhang mit Zwingli so fest, seine Bekanntschaft mit den Kirchenlichtern der Zeit so ausgebreitet, daß er demungeachtet die Stelle eines Reformators mit Ehren einnehmen konnte. Als Bürgermeister seiner Vaterstadt wirkte er eben dadurch reformatorisch, daß er einen Kreis evangelisch gesinnter Prediger um sich sammelte und sich mit ihnen über die Schrift unterhielt; ja, der Laie erklärte den Geistlichen die Apostelgeschichte. Von den letztern selbst waren es die Stadtpfarrer Bur-

---

*) Vgl. Kirchhofers Biographie desselben und die Schaffhausenschen Jahrbücher.

**) Siehe Fels, Denkmal schweiz. Reformat. St. Gallen 819.

gauer und Wolfgang Wetter, welche zuerst im Sinn und Geist der Reformation predigten. Bald darauf kam auch Balthasar Hubmeier von Waldshut nach St. Gallen, und predigte daselbst unter großem Zulauf auf freiem Felde. Dieser verirrte sich jedoch in der Folge in die Wiedertäuferei. Eine reinere evangelische Wirksamkeit entwickelte dagegen mit dem Jahre 1524 der uns schon bekannte Johann Keßler*) (Ahenarius), welcher erst in Basel, dann in Wittenberg unter Luther und Melanchthon studirt hatte, dabei aber zugleich das Sattlerhandwerk trieb, ähnlich, wie der gelehrte Colin und sein Schüler Thomas Plater das eines Seilers. Dieser hielt Vorträge (Lesenen) in der heiligen Schrift, erst in Bürgerhäusern und dann auf Zunftstuben, welche zahlreich besucht und mit großem Beifall gehört wurden. Der Abt von St. Gallen, Franz Geisberg, sah nur ungern die überhand nehmende Ketzerei in den Umgebungen seines uralten Stiftes, und es kam daher auch hier zu Reibungen zwischen den Klostergeistlichen und den Freunden der Reformation. Nichts desto weniger ging diese ihren Weg freudig vor sich, und fast um dieselbe Zeit, wie in Zürich und Schaffhausen, reinigte man auch in St. Gallen die Kirchen von den Bildern, und begnügte sich damit, statt der Messe das Wort Gottes zu hören. Auch die Landsgemeinde zu Appenzell faßte 1524 den Beschluß, daß alle Priester und Geistliche des Landes nichts anders predigen sollten, als was sie aus dem Evangelium beweisen könnten. Gleichwohl finden wir auch hier die Stimmung getheilt, indem Jacob Schurtanner zu Teufen, Walter Klarer in Hundwyl u. a. für die Reformation, der Ortspfarrer von Appenzell, Theob. Huter, sich gewaltig dagegen erklärte. Wie in Glarus schon durch Zwingli's frühern Aufenthalt daselbst der Same der reinern Lehre war ausgestreut worden, haben wir schon früher gesehen. In ihres Freundes Sinn wirkten fort Valentin Tschudi in Glarus selbst, Fridolin Brunner zu Mollis, Johann Schindler zu Schwanden.

Schwierig ist es, die ersten Anfänge der Reformation im Bündnerlande nachzuweisen, da sich dieselben fast in das

*) Siehe Bernets oben angeführte Biographie.

Dunkel der Sage verhüllen. Ein Fremdling, dessen Name und Herkunft verschieden angegeben wird (Bürklin nennen ihn die einen, Bolt die andern), soll durch zwei einzige feurige Predigten die Gemeinden von Fläsch und Malans für das geläuterte Christenthum gewonnen haben. Sicherer, als dieses, ist, daß Jac. Bireroni im obern Engadin, die Pfarrer Conrad zu Davos und Heinrich Spreiter im Antonienthal das Wort Gottes nach gereinigtern Begriffen erklärten, während in Chur, unter den Augen des Bischofs, der Schullehrer Jac. Salzmann (Salandronius) nur mit großer Behutsamkeit die neue Lehre verbreiten durfte. Etwas später entfaltete Joh. Dorfmann (Comander) als Prediger in Chur eine gesegnete Wirksamkeit. Er ist es, den die Bündner als ihren eigentlichen Reformator verehren.

Wenig Neigung zur Reformation zeigte sich im Walliserlande, das an Bildung tief stand, wiewohl einzelne, talentvolle Männer dieser Zeit aus dem Wallis hervorgingen, wie der berühmte Cardinal Schinner und der originelle Thomas Plater. Der letztere hat uns einige merkwürdige Züge von der Unwissenheit seiner Landsleute und der dortigen Priester aufbehalten*). Von Zürich aus, wo er studirte, machte er bisweilen einen Ausflug nach seiner Heimath, wo es ihm, dem feurigen, raschen Jünglinge, leicht begegnete, mit den Priestern in theologische Händel verwickelt zu werden. So stritt er sich einst mit einem darüber, ob Petrus in Rom gewesen. Plater zog das griechische Testament hervor. Davon wollte aber der Priester nichts wissen, sondern berief sich darauf, daß er es von seiner Großmutter wisse. „Also ist die Großmutter eure Bibel," erwiederte ihm Plater. Der Nämliche wollte die Anrufung der Heiligen aus der Psalmenstelle beweisen: „Gott ist wunderbar in seinen Werken." Da bückte sich Plater zur Erde, brach ein Gräschen ab und sagte: „Wenn alle Welt sich zusammenfügte, könnte sie nicht ein solches Kräutchen schaffen." Er wollte ihm damit sagen, daß wir somit ja auch das Gras anbeten müßten. Der Priester schlich sich beschämt davon. — Wie viel ein ge-

---

*) Siehe Platers Leben von Franz (St. Gallen 812.) S. 90. ff.

wisser Lucius Steger mit seinen Predigten unter den Wallisern ausgerichtet habe, liegt im Dunkel. Er soll die Ohrenbeichte angegriffen und Zwingli's Schriften empfohlen haben.

Am wenigsten Eingang fanden die reformatorischen Ideen im Innern der Schweiz. Lucern stand ungefähr auf derselben Stufe der Bildung mit Freiburg. Die Adeligen, gefesselt durch die Jahrgelder, die sie von außen bezogen, zeigten sich dem reformatorischen Streben abhold, das Volk war roh, die Geistlichkeit unwissend. Einen schweren Stand hatte unter diesen Verhältnissen Oswald Myconius (Geißhäuser), ein geborner Lucerner, zu bestehen, der seit 1520 als Schullehrer in seiner Vaterstadt angestellt war. So sehr er auch vermied, in seinen Lehrstunden Luthers Namen zu nennen, wenn er sich gleich zu dessen Grundsätzen bekannte, so ward er doch als ein Anhänger desselben verdächtigt, öfter vor Rath gezogen, und endlich nebst seinen Freunden Zimmermann (Xylotectus), Jost Kilchmeier und Colin aus der Stadt verwiesen. Er wandte sich nach Zürich, bis er zuletzt nach Oekolampads Tode Antistes in Basel wurde.

Was endlich die kleinen innern Orte, die Urkantone der Schweiz betrifft, in welchen einst der Bund der Freiheit entstanden war, gegenüber der Zwingherrschaft Oesterreichs, — das Vaterland eines Tell und Winkelried, so könnte man freilich auf den ersten Augenblick versucht sein, zu glauben, hier müsse auch die geistige Freiheit eine Pflegestätte, hier der Same der reinern Lehre einen empfänglichen Boden, hier die Sache der kirchlichen Unabhängigkeit ihre kühnsten Streiter gefunden haben. Allein die Geschichte lehrt das Gegentheil, und zwar auf eine Weise, daß der anscheinende Widerspruch leicht begreiflich wird.

Es ist ein anderes, das Joch der Tyrannei auf dem Nacken fühlen in den natürlichen Verhältnissen des täglichen Lebens, deren Grundlage das physische und materielle Wohl ist, und ein anderes, den geistigen Druck verspüren im Reiche des Forschens und Denkens. Zum erstern gehört bloß ein gesundes, kräftiges Gefühl, zum letztern ein gewisser Grad von Bildung. Das bürgerliche Wohlbefinden ist nicht immer so eng, als man glauben sollte, an die höhern Interessen des Geistes geknüpft,

so wie diese auch hinwiederum unter dem Druck der äußern Verhältnisse sich dennoch geltend machen, und dem Gebildeten eine Entschädigung gegen politisches Unrecht gewähren können. Es kommt zuletzt doch vieles auf die Natur eines Volkes, auf seine Lage, auf seine Bedürfnisse und seine bisherige historische Entwicklung an, und so wenig ein politisches System für alle paßt unter allen Formen und Verhältnissen, so wenig ein kirchliches. — Die christliche Wahrheit ist freilich nur eine, und das Wort Gottes ist ein und dasselbe für alle. Aber die Augen für diese Wahrheit sind nicht für alle dieselben, und was dem einen ein reines, wohlthätiges Licht ist, ist für den andern ein falscher, blendender Schimmer; was dem einen unter gehöriger Vorbereitung zur heilsamen Arznei werden kann, kann dem andern, der nur an Milchspeise gewöhnt war, zum störenden Gifte werden. Wir haben nun schon früher gezeigt, wie der Katholicismus an und für sich nicht absolut verwerflich ist, sondern, wie ihm auch theilweise wenigstens und unter gewissen Bedingungen sein Recht werden muß in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Je einfacher ein Volk ist, je weniger es schon den Zweifel in religiösen Dingen kennen gelernt hat, je weniger ihm das Verderben der Großen bekannt ist, desto eher kann es sich unter dem Hirtenstabe der Hierarchie auch geistlich wohlbefinden, desto unbefangener wird es gewisse alte Gebräuche mit heiliger Ehrfurcht umfassen und dabei seine Befriedigung finden, desto unheimlicher wird es ihm werden, wenn es von Neuerungen hört, deren Sinn und Zusammenhang es nicht fassen, deren Nothwendigkeit es daher auch nicht einsehen, und an denen es das Auffallende und Störende nur mit Argwohn betrachten kann. Nun können wir zwar nicht behaupten, daß die Urkantone in einem vollkommnen, paradiesischen Zustande der Unschuld geblieben, während rings herum das kirchliche Verderben überhand genommen. Nein, von diesem Verderben, das zugleich mit den politischen Uebeln in das Vaterland eindrang, war auch der Kern desselben angefressen. Aber immerhin war dieses Verderben nicht so allgemein fühlbar, und wenn auch Mißbräuche sich zeigten, wenn z. B. ein Samson auch hier bei den Verständigern Unwillen erregte, so schienen doch solche Miß-

bräuche nicht eine totale Umkehr der bisher gewohnten Verhältnisse zu rechtfertigen. Mit Recht bemerkt daher wohl Prof. Hottinger*), daß zu Beurtheilung der Einwohner des Hochgebirges ein andrer Maßstab anzulegen sei, als für die flächere Schweiz. Mit Recht macht er aufmerksam auf die großen vaterländischen, historischen Erinnerungen, die aufs innigste mit dem bisherigen Glauben des Volkes verwachsen waren. „Begreiflicher „Unwille," sagt er, „mußte sich des Urners, des Schwyzers be„mächtigen, wenn sie erfuhren, daß die Wallfahrten abgestellt, „die Wände der Kirchen übertüncht werden sollten. Zogen sie „doch jährlich zu der geweihten Stätte von Morgarten und zu „der Capelle Wilhelm Tells, wo einfache Denkmale sie einlu„den, das dankbare Gedächtniß der Helden des Vaterlandes mit „der Verehrung jener himmlischen Helfer zu vereinigen, denen „einst der fromme Glaube der Thäter selbst die Kraft zu dem „vollbrachten Werke verdankte. Mußte nicht durch Aufhebung „des Fastengebots, durch Einführung der Priesterehe der Unter„waldner geärgert werden, der gewohnt war, in den Entsagun„gen seines weit gepriesenen Bruder Claus den höchsten Grad „irdischer Heiligkeit zu verehren!" Der Streit über Dogmen mußte vollends diesen einfachen Menschen als etwas erscheinen, das weit über ihren Horizont hinausging, da sie das Verdienst ihrer Priester nicht sowohl nach ihrer Gelehrsamkeit und einer scharfsinnigen Theologie, als vielmehr nach dem ehrbaren Wandel und einer einfachen, gutherzigen Frömmigkeit abschätzten. Daher antworteten auch die Obwaldner auf eine Einladung der Züricher zu ihrer zweiten Disputation: „Wir sind allezeit „gutwillig, euch zu dienen, aber wir haben keine sonderbar hoch„gelehrten Leute, sondern fromme, ehrbare Priester, die uns die „heiligen Evangelien und andere heilige Schriften so auslegen, „wie unsere Vorfahren, welches auch ausgelegt ist, wie uns näm„lich die heil. Päpste und das Conscilium (sic) geboten haben."

Damit ist freilich nicht gesagt, daß nicht auch hier die reine Verkündung des Wortes Gottes unter den gehörigen Bedingun=

---

*) In seiner öfter angeführten und von uns dankbar benutzten Fortsetzung von Joh. v. Müller VI. S. 413. ff.

gen hätte Platz greifen können, noch daß der Sinn dafür dem Volke verschlossen gewesen wäre. Haben wir doch schon früher gesehen, wie von Einsiedeln aus die Strahlen des neuen Lichtes sich verbreiteten, während Zwingli und Leo Judä dort predigten unter dem Schutze eines edeln Abtes. War es doch eben der uns aus der vorigen Stunde bekannte Johanniter-Comthur Conrad Schmidt, der durch seine in Lucern gehaltene Rede auch einen Wernherr Steiner, Landammann von Zug, gewann! Und war es doch eben dieser wieder, der sich als einen besondern Gönner der Reformation erwies! Besonders zeigte sich aber im Kanton Schwyz anfänglich viele Neigung für das reine Evangelium. Als Zwingli seine stille Wirksamkeit daselbst mit der größern vertauscht hatte, war es sein Helfer Georg Stähelin, der eine Zeitlang als Pfarrer zu Freienbach am Züchersee wirkte. Er meldet darüber Folgendes: „Also nahm ich's an die Hand, und fand ein gar gutwilliges Volk. Es richteten auch die Vornehmsten von Schwyz, wenn sie ausreiten wollten, es so ein, daß sie des Sonntags dahin zur Kirche kamen, so daß ich alle Sonntag einen Tisch voll Gäste hatte. Auch einige aus der March kamen zur Predigt." Darf es uns aber wundern, wenn Ausartungen im wiedertäuferischen Geiste, wie sich der Pfarrer Balthasar Trapel in Art zu Schulden kommen ließ, das Volk, das nicht zu unterscheiden wußte, gegen die Reformation selbst einnahmen?

Wir haben nun bis zum Ende des Jahres 1524 sowohl die deutsche, als die schweizerische Reformation, jede in ihrem eigenthümlichen Zusammenhange und auf ihrem Boden, betrachtet, und es hat sich uns bei viel Gleichartigem in den Grundsätzen auch manche Verschiedenheit in der Anwendung und Ausführung derselben gezeigt. Die deutsche Reformation stellt sich uns, wie schon früher gezeigt worden, mehr dar als ein zusammenhängendes Ganze, worin Luthers Person mehr oder weniger das Haupt ist, die schweizerische mehr als ein Zusammenwirken verschiedener Kräfte. Dort sehen wir erst einen Mann, gegenüber dem mächtigen Coloß des deutschen Reiches, der mit einer gewaltigen That des Muthes Bahn bricht, und erst, nachdem er den Hauptsturm auf Tod und Leben bestanden, sondern sich die Elemente zu einer kirchlich-politischen Trennung. Hier

hingegen wirken Lehrer des Evangeliums und Regierungen Hand in Hand mit einander, und das Volk nimmt einen lebhaftern und entschiedenern Antheil am Kampfe. Aber eben bei dem vorherrschenden und von vorn herein sich geltend machenden demokratischen Princip war es um so schwieriger, gewisse Verirrungen und Excesse zu verhüten. Solche Excesse gingen nicht gerade immer nur von entschiedenen Schwärmern oder von solchen aus, die mit den aufrührerischen Wiedertäufern zusammenhingen; sondern in der ersten Anwandlung des reformatorischen Eifers ließen sich auch andere zu augenblicklichen Uebereilungen verleiten. So war es offenbar jugendlicher Muthwille, wenn der eben erwähnte junge Thomas Plater, der bei Myconius in Zürich die Dienste eines Famulus versah, ein Johannisbild aus der Kirche entwendete, um damit den Ofen zu heizen, und es mit den Worten anredete: „Buck dich, Jäckli, du mußt in den Ofen, ob du schon solltest Johannes heißen.“ Weder Myconius, noch Zwingli wußten damals von der Sache, und gewiß würden sie es auch nicht gebilligt haben. Aber alles verhindern konnten sie auch nicht. Wollten sie vielmehr verhüten, daß ein falscher Eifer sich der bisherigen Heiligthümer bemächtigte, so mußten sie sich gerade auf die Dinge einlassen, welche dem Volke am wichtigsten schienen; daher die so emsige Disputation über die Bilder und die Messe, weil diese Gegenstände dem Volke bekannt und beständig vor Augen waren. Nicht, als ob nicht Zwingli selbst am besten gewußt hätte, wie es nicht allein auf die Entfernung solcher Außendinge, sondern auf das Positive, auf den Glauben und die gründliche Ueberzeugung ankomme, und als ob er nicht eben so gut, wie Luther, der Lehre und dem Dogma ihr Recht hätte widerfahren lassen; aber, wie wir schon in der vorigen Stunde gesehen haben, konnte hier eine bloße theoretische Ansicht nicht mehr ausreichen. Es war hohe Zeit, daß die Verständigern im Volke, die Regierungen, unterstützt von ihren Predigern, die Sache in die Hand nahmen und das Anstößige entfernten, ehe die Rohheit der Menge darüber herfiel. Daraus dürfte sich denn auch wohl erklären lassen, daß man, um Aergeres zu verhüten, im Abschaffen des Sinnlichen im Gottesdienste weiter ging, als die

deutsch-lutherische Kirche, und sogar bis zu einer armseligen Nacktheit die Kirchen ihres Schmuckes entkleidete. Verstummte doch in Zürich und anderwärts sogar der feierliche Klang der Orgel, und wurde doch neben der Kanzel auch nicht mehr der Altar geduldet, sondern ein bloßer Tisch in die Kirche gestellt, und hölzerne Becher und Schüsseln gebraucht, statt der goldenen Gefäße, wenn das Mahl des Herrn gefeiert wurde. Und jenes einfache, sinnvolle Zeichen des Kreuzes, das den christlichen Pilger freundlich anspricht, wenn er ihm begegnet auf einsamer Bergeshöhe oder auf dem stillen Friedhof, — mußte es doch weichen, wo es aufgestellt war, aus Furcht vor dem daran sich aufrankenden Unkraut des Götzendienstes.

Aber bei all dieser Verschiedenheit des Aeußern zwischen den deutschen und schweizerischen Protestanten hätte doch immerhin eine Uebereinstimmung der Seelen in den wichtigsten und heiligsten Ueberzeugungen sich denken lassen; ja, es hätte sogar einen heilsamen Eindruck auf die Gegner machen müssen, wenn sie gesehen hätten, wie bei der Verschiedenheit der Formen die Einheit des Geistes und somit die wahre christliche Freiheit bestehen konnte. Allein eben diesen herrlichsten und höchsten Sieg hatte die Reformation noch nicht errungen bei ihrem ersten Auftreten in der Zeit. Die Gegner sollten den Triumph erleben, daß die Urheber des neuen Glaubens (wie sie ihn nannten) gerade darüber sich entzweiten, worin bisher die katholische Kirche das mystische Band ihrer Einheit gefunden hatte, über die Lehre von den Sacramenten, namentlich vom hochwürdigen Sacramente des Altars. Das heilige Abendmahl, das Mahl des Liebesbundes, es sollte zum Stein des Anstoßes werden, an dem die Einheit des Bekenntnisses sich zerschellte, und jeder höhere Plan gemeinsamer Unternehmungen sich zertrümmerte. Der Streit hierüber wird uns in der nächsten Stunde beschäftigen.

Siebenzehnte Vorlesung.

Der Sacramentstreit. Bedeutung des heiligen Abendmahls. Parallele zwischen Luther und Zwingli. Was brachte Luthern zu seiner Hartnäckigkeit? Oekolampads Antheil am Streite. Erasmus. Thomas Münzer und der Bauernkrieg in Deutschland. Melanchthons und Luthers Ansichten hierüber.

In der Nacht, in welcher der Herr Jesus verrathen ward, nahm er Brod, dankte, brach es und sprach: Nehmet, esset, dieß ist mein Leib, der für euch gebrochen wird; dieß thut zu meinem Gedächtniß. Deßgleichen nahm er auch nach der Mahlzeit den Kelch und sprach: Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blute; thut dieß, so oft ihr trinket, zu meinem Gedächtniß.

Wenn wir diese einfache Erzählung des Apostels *), zusammengehalten mit der ähnlich lautenden der Evangelisten, betrachten, und die Thatsache, wie sie erzählt wird, ins Auge fassen, sie rein, wie sie ist, auf uns wirken lassen, ohne uns darüber zu ängstigen, was spätere Auslegungen hinzugedacht haben: so muß uns ein Gefühl ergreifen, das sich schwer in Worte auflösen, noch schwerer auf irgend ein System von Worten und Begriffen zurückführen läßt.

Wir sehen den Erlöser das letzte Mal im Kreise seiner Jünger. Wehmuth übernimmt seine große Seele, wenn er hinblickt auf die Geliebten, von denen er sich trennen, die er zurücklassen soll in der Welt, wie Schafe ohne Hirten mitten unter den reißenden Wölfen. Aber nein; er will sie ja nicht verwaist lassen, er, der Herr will in ihnen fortleben, mit ihnen einen Leib bilden, wovon er das Haupt ist! sein Blut, sein Herzblut soll in ihren Adern fortströmen; leben will er ihnen und sie

*) 1. Cor. 11, 23—25. vgl. Matth. 26, 26—29. Marc. 14, 22—25. Luc. 22, 19. 20.

in ihm. Er ist die rechte Speise und der rechte Trank; er der rechte Weinstock, aus dem die Rebe den Saft zieht, und ohne den sie nichts vermag. Das Weizenkorn muß zwar in die Erde fallen und ersterben, aber aufgehen soll das Erstorbene in tausendfacher Frucht. Für sie läßt er ihn ja brechen, den Leib, für sie vergießt er das Blut und für alle, welche sich zu den Seinen bekennen werden. O des rührenden Abschieds! Herzlich, sagt er, hab' es ihn gelüstet, noch einmal mit ihnen das Mahl zu halten. Von nun aber werde er nicht mehr trinken vom Gewächse des Weinstocks, bis er den Freudenkelch mit ihnen trinke im himmlischen Reich.

Je tiefer und einfacher eine symbolische Handlung ist, und wo giebt es eine tiefere und einfachere, als diese? desto vieldeutiger ist sie. Diese Vieldeutigkeit ist aber kein Nachtheil; die Deutungen widersprechen sich ja nicht, sondern sie sind nur eben so viele Brechungen des einen Lichtstrahls, der in das Innerste der Seele dringt, bis dahin, wo das deutliche Bewußtsein uns entschwindet. Mögen die einen in der feierlichen Handlung vorzüglich die Stimmung der scheidenden Wehmuth, andere die der sich mittheilenden und aufopfernden Liebe, andere die der freudigen Hoffnung des Wiedersehens hervorheben; mögen die einen in dem Abendmahl vorzugsweise ein Gedächtnißmahl an Jesu Leiden, die andern einen Act der innern Vereinigung mit dem Erlöser feiern; mag den einen das Sinnbildliche in der Handlung klarer zum Bewußtsein kommen, als den andern, so daß der Verstand der einen schärfer trennt zwischen Bild und Sache, während dem tiefer bewegten Gefühl der andern alles in ein großes Geheimniß zerfließt; — immerhin bleibt es ein heiliges Mahl der Bruderliebe, eine Communio, ein Band, das alle Bekenner Jesu in eine große Gottesfamilie vereinigt, da sie alle eines Brotes theilhaft werden, alle aus einem Kelche trinken! Und nur schon von dieser Seite betrachtet, welche großartige Feier! Das sinnliche Bedürfniß, das der Mensch mit dem Thiere gemein hat, Essen und Trinken, wie wird es veredelt durch ein solches Mal der religiösen Gemeinschaft. Weg von der Erde erheben wir bei diesem Mahle den Blick zum Himmel, und erinnern uns der himmlischen Abstammung, der Gotteskind-

schaft. Nieder fällt jede Schranke, die Menschen von Menschen sondert. Arm und Reich, Jung und Alt, alles sammelt sich um den einen Gnadentisch. Brot und Wein, die täglichen Nahrungsmittel, die unsern irdischen Leib zusammenhalten, sie werden zum Himmelsbrote, zum bedeutsamen Tranke, zum ernsten Heiligthum, zum Sacramente, das ins ewige Leben leitet. Wer sollte nun glauben, daß eben das, was nach der Absicht des göttlichen Stifters die Christen aufs innigste vereinigen sollte, nicht nur einmal, sondern öfter der Gegenstand der Trennung, ja des heftigsten, blutigen Kampfes, der grausamsten Verfolgung geworden! Mußte doch schon früher der unbedeutende Umstand, daß die römische Kirche sich des ungesäuerten und die griechische des gesäuerten Brotes bediente, die Trennung dieser beiden großen Kirchenkörper vollenden helfen. War es doch die Kelchentziehung von Seiten der Kirche, und die Forderung des Kelches von Seiten der Böhmen, welche den blutigen Hussitenkrieg über einen großen Theil von Europa brachten. War es doch eben die Messe, worein sich die ursprüngliche Feier verwandelt hatte, die zu den Aergernissen Anlaß gab, welche die Reformation beseitigen wollte. Nicht zu gedenken all der andern Mißbräuche, die der Aberglaube daran heftete, all der Greuel, z. B. der vergifteten Hostien, mit welchen die heuchlerische Bosheit das Heiligste verunstaltete. O es ist wunderbar betrübend, wie der menschliche Wahn das Schönste verkehren, die edelsten Lebensgüter in einen freveln Spott, die heilsamsten Arzneien in Gift verwandeln kann. Eben dieses heilige Sacrament des Abendmahls (der Eucharistie) ist es nun aber auch, welches den Keim der Zwietracht in sich barg, die zwischen den großen Männern des Jahrhunderts, Luther und Zwingli, zur Erscheinung kam.

Wir haben bisher beide Männer unabhängig von einander das Werk der Reformation betreiben sehen, den einen in Sachsen, den andern in der Schweiz. Beide haben in ihrer Persönlichkeit vieles mit einander gemein. Die Kraft, den Ernst, den Muth, die Gediegenheit und Entschlossenheit, die aufrichtige, herzliche Frömmigkeit des Charakters mußten wir an beiden bewundern. Beide sind Männer ihres Volkes, geliebt und geehrt von denen, die vorurtheilsfrei sich ihnen nähern, gehaßt von den

Gegnern des Lichts und den Achselträgern; beide sehen wir gleich bereit, Gut und Blut zu lassen für die Sache Gottes, die Sache Jesu Christi, in der sie das Heil der Menschheit erkennen. Und wie ich schon früher bemerkt habe, würde sich zwischen Zwingli und Luther weit eher eine enge Freundschaft denken lassen, als zwischen Luther und Erasmus. Demungeachtet ist aber auch wieder eine gewisse Verschiedenheit zwischen beiden nicht zu verkennen, die, wenn sie auch den Streit nicht nothwendig machte zwischen beiden, ihn uns doch einigermaßen begreiflich macht. Ohne uns den Entscheid anzumaßen, welcher von beiden der größere sei, wollen wir sie unparteiisch neben einander betrachten, jeden in seiner Größe, nach dem Maße, das Gott ihm gegeben. Wenn uns besonders ein Leben anzieht, das sich aus dem Streite widerstrebender Kräfte hervorarbeitet, das durch das Läuterungsfeuer der Prüfung auf eine auffallendere Weise hindurchgeht, als alle Uebrigen — ein Leben, das wunderbare Kämpfe zu bestehen hat, und selbst wieder Wunder wirkend heraustritt durch die hervorragende Geisteseigenthümlichkeit, so werden wir uns in diesem Falle fast mehr für Luthern, als für Zwingli interessiren. Oder mit andern Worten, wenn wir uns einen Stoff der dichterischen Behandlung wählen sollten, einen Charakter, der sich dramatisch durchführen, der sich so behandeln läßt, daß sich beständig in ihm der Kampf der menschlichen Natur wiederspiegelt, in ihm die ganze Gemüthswelt sich abmalt mit all ihren vielfach verschlungenen Zuständen, so würden wir unbedenklich Luthern wählen; denn Luther ist eine poetischere Natur, als Zwingli, und ich berufe mich auf Ihre eigene Erfahrung, ob nicht das Wenige, was ich Ihnen bisher aus Luthers Leben mitgetheilt habe, einen lebendigern, bestimmtern, ich möchte sagen, farbigern Eindruck auf Sie gemacht, als was von Zwingli berichtet wurde. Der Genius der Menschheit — daß ich mich so ausdrücke — geht uns noch klarer auf in Luthern, als in Zwingli. Es wäre lächerlicher Nationalstolz und Confessionsparteilichkeit, dieß nicht gestehen zu wollen, denn ohne den Wiederschein von Luthers Größe wäre auch unsere schweizerische Reformation das nicht, was sie jetzt ist in ihrem Zusammenhange mit dem großen Ganzen.

Je unbefangener wir aber dieses eingestehen, desto weniger werden wir der Parteilichkeit uns schuldig machen, wenn wir von der andern Seite auch die Vorzüge Zwingli's anerkennen, die er vor dem sächsischen Reformator voraus hat. Ist es gleich der Verstand nicht allein, der das geistige Leben ausmacht und bestimmt, so ist er doch eine wichtige Bedingung desselben, ohne die wir mit aller Fülle des Gemüths im Dunkeln tappen und im Nebel uns verlieren würden. Aber eben diese ruhige Kraft des Verstandes ist es, die wir bei Zwingli noch ausgebildeter finden, als bei Luthern. Luther hatte nicht mehr Gemüth (denn Verstand und Gemüth waren bei Zwingli im schönsten Gleichgewichte), sondern mehr Phantasie, als Zwingli, mehr Schwung des Geistes; Zwingli aber hatte in den einzelnen Fällen ein festeres, sichreres Urtheil. Er war nüchterner und besonnener und offenbar freier von Vorurtheilen; und wenn Luther nicht selten an die Schwärmerei streifte, so daß von der Begeisterung zur Ueberspannung nur ein kleiner Schritt bei ihm ist, so bleibt Zwingli immer in den Schranken der Mäßigung. Es ist darum fast lächerlich, wenn Luther mitten in seiner schwärmerisch tobenden Leidenschaft den ehrlichen Zwingli einen Schwärmer nennt, ihn, der von aller Schwärmerei so fern war. Man betrachte auch nur sein Bildniß! Dieser energische, feste, satte Kopf, diese in Stein gehauene, markante Physiognomie, diese breite Stirn, dieses volle, klare Auge, diesen geschlossenen Mund mit runden Lippen — genug! ich überlasse einem Lavater die vollendete Deutung des Bildes, der in ihm „Ernst, Nachdenken, männliche Entschlossenheit, eine sich zusammenziehende Thatkraft, einen schauenden, durchdringenden Verstand" erkennt*), und berufe mich allein auf die Geschichte, welche den lebendigen Commentar zu diesem Bildniß ausmacht. Nehmen wir nun dazu noch die Verschiedenheit der äußern Lebensverhältnisse, der Umgebungen, der Schicksale dieser beiden Männer, so wird es uns noch begreiflicher werden, wie jeder in seinem Kreise anders dachte und handelte, als der andere. Luther war eine durch und durch deutsche Natur, Zwingli ein ächter Schweizer. Beide

---

*) Siehe dessen Physiognomik.

können als Repräsentanten ihres Volkes gelten. In dem einen herrscht die Idealität vor, in dem andern das praktisch Verständige. Luther ein Mönch, in der tiefern Bedeutung des Wortes, in wie fern man darunter einen Menschen mit dem überwiegenden Hange zum Contemplativen versteht, — Zwingli ein Weltgeistlicher, ebenfalls in der bessern Bedeutung des Wortes, ein Mann, der die irdischen Verhältnisse des Lebens früh von ihrer natürlichen, praktischen Seite aufzufassen und die gemachten Erfahrungen in Anwendung zu bringen gelernt hatte. Luther, in monarchischen Verhältnissen lebend, Zwingli ein Sohn der Republik. Der erstere auf sich allein gestellt von Anfang des Kampfes, und erst allmählig von seinem Kurfürsten geschützt, gegenüber dem mächtigen Reiche, — Zwingli, unterstützt von einer liberalen Regierung, wenn gleich auch vielen Gefahren ausgesetzt für seine Person. Auch der Studiengang beider Männer war ein verschiedener gewesen. Luther hatte sich im Kloster unter tausend Anfechtungen an seinem schwermüthigen Augustin, an seinem tiefsinnigen Tauler und den Mystikern, Zwingli mehr an den heitern Classikern, an den kräftigen Mustern der alten Welt gebildet. (In dieser Hinsicht steht er in der Mitte zwischen Luthern und Erasmus, welcher letztere auch mehr auf ihn zu halten schien, als auf den sächsischen Reformator.) Dieß angewendet auf ihre beiderseitige Theologie und Schrifterklärung, so finden wir in Luthern mehr den tiefsinnigen, der innern Welt und ihren Geheimnissen zugewandten Forscher, in Zwingli den nüchternen, alles mit Bedacht abmessenden, alles auf das praktisch-sittliche Leben in der bürgerlichen und häuslichen Gemeinschaft beziehenden Denker. Welche tiefe Blicke Luther in den Geist der Bibel gethan, haben wir schon anderwärts gewürdigt, und es ist möglich, daß er hierin noch einen prophetischern Geist, als Zwingli, besaß, wenn wir unter diesem prophetischen Geiste jenes Ahnungsvermögen verstehen wollen, das, ohne sich der Gründe im Einzelnen bewußt zu sein, den rechten Fleck trifft, wo die Nerven des Lebens in eins zusammenlaufen. Aber wo es galt, dem einzelnen Buchstaben sein Recht anzuthun, nicht mehr oder weniger in den Stellen zu sehen, als eben drin liegt, grammatisch-historisch die Schrift zu

erklären, Bild und Ausdruck derselben aus dem Geist der Sprache und aus natürlichen Lebensverhältnissen zu begreifen, und darüber gelehrte Rechenschaft zu geben, da war Zwingli unstreitig der tüchtigere Exeget. Er ließ sich weniger vom Gefühl hinreißen, weniger von mystischen Phantasien verleiten, wenn er gleich keineswegs unempfindlich blieb gegen die ewigen Schönheiten des göttlichen Wortes. Verstand und Gemüth erscheinen bei Zwingli überhaupt mehr getrennt, bei Luthern laufen sie in einander. Bei Zwingli herrschte die Ueberlegung (Reflexion) vor, bei Luthern die unmittelbare Anschauung (Intuition).

Ich kann Ihnen scheinen weit ausgeholt zu haben, um endlich auf mein Thema zu kommen von der streitigen Auslegung der Einsetzungsworte. Und doch war eine solche Erörterung nöthig, wenn nicht die oberflächliche Ansicht entstehen sollte, als ob beide Männer nur aus Streitlust oder aus purer Caprice sich um ein Wörtchen gezankt hätten, auf das ja nicht alles ankomme. An dem Wörtchen ist oder bedeutet hing freilich der Streit sichtbar. Das ist aber nur die äußere Handhabe, an welcher wir die beiden verschiedenen theologischen Denkweisen der Männer anfassen können, die äußerste Spitze, worin sie auslaufen. Hätten beide Männer, die zu sehr in die Stürme der Zeit verflochten waren, Muße gehabt, ihr theologisches System auszuführen, so würden gewiß zwar nicht in den Grundansichten sich widersprechende, aber doch in Anschauungs- und Ausdrucksweise ziemlich verschiedene Systeme zum Vorschein gekommen sein; denn schon in dem Abendmahlsstreite selbst wird der genauere Beobachter Gelegenheit haben, mehrere abweichende Puncte in der Lutherischen und Zwinglischen Dogmatik zu entdecken, welche die Einsetzungsworte nicht unmittelbar berühren, sondern auch in anderes eingreifen, das nur ferne damit zusammenhängt.

Um nun auf die Sache selbst zu kommen, so darf ich wohl als ausgemacht unter uns voraussetzen, daß es beiden Männern mit der Sache gleich Ernst war, daß sie beide für ihre Person das Mahl des Herrn nicht nur als eine nützliche Anordnung in der Kirche respectirten, sondern es gewiß mit der innigsten Andacht und in jener würdigen, wohlgeprüften Stimmung genossen, die der Apostel so ernstlich verlangt. Eben so waren

beide darüber einverstanden, daß diese einfache, von Jesu eingesetzte Handlung wieder zurückgeführt werden müsse auf ihren biblischen Grund und geschichtlichen Ursprung. Beide verwarfen die Mißbräuche der Messe, die Vorstellung von einem wiederholten Opfer u. s. w. Ja, selbst die Brotverwandlung in dem Sinne, wie die katholische Kirche sie lehrt, verwarf Luther so gut, als Zwingli. Nur ging hierin Zwingli weiter, als Luther. Obwohl nämlich Luther nicht annahm mit den Papisten, daß das Brot nach der Consecration des Priesters gänzlich in den Leib des Herrn verwandelt werde, so nahm er doch eine wesenhafte (reale) Gegenwärtigkeit dieses Leibes an, die wir weiter nicht begreifen können, die wir aber glauben müssen. Er nahm an, wie man sich später ausdrückte, daß der Leib des Herrn in, mit und unter dem Brote enthalten sei, und daß jeder, auch der Ungläubige, diesen Leib wirklich nnd wesentlich genieße. Eben so dachte er sich's mit dem Weine des gesegneten Kelches und dem darunter enthaltenen Blute Jesu. Er berief sich dabei auf die Allmacht Gottes, der alle Wunder möglich seien, und somit auch dieses Wunder des Sacraments; ein Argument, womit freilich allem Aberglauben Thür und Thor geöffnet ist; denn bei was könnte man sich am Ende nicht auf die Allmacht Gottes berufen? Nicht, daß die Sache möglich sei, sondern daß sie wirklich sei, galt ja zu beweisen, und da sollte Luther, seiner eigenen Glaubenstheorie nach, einen Schriftbeweis beibringen, wenn er seinem Lehrsatz den gehörigen Nachdruck geben wollte. Hier lag nun aber eben die Schwierigkeit. Christus hatte sich nirgends weiter ausgesprochen, als wir in den Einsetzungsworten haben, er hatte keinen Commentar dazu gegeben, und jedem blieb das Recht, diesen Commentar nach bestem Gewissen selbst zu machen. Somit blieb Luthern nichts übrig, als das Wörtchen „ist" in den Einsetzungsworten in seiner ganzen Buchstäblichkeit zu fassen, ihm einen übermäßigen Nachdruck zu geben, und darauf seinen ganzen Beweis abzustellen, während Zwingli und seine Anhänger mit der größten Unbefangenheit von der Welt zeigten, daß das Wörtchen ist diese buchstäbliche Bedeutung nicht haben könne. Der Beweis war ihnen in der That leicht, da die Bibel voll bildlicher Art zu reden, voll rhe-

torischer Figuren, voller Gleichnisse und Metaphern ist, und man mußte allerdings die Augen fast absichtlich verschlossen haben, wenn man hier nicht klar sehen wollte. So, wenn Christus sagt, „ich bin der Weinstock" (ich führe Zwingli's Beispiele selber an), so meinte er doch wohl nicht, er sei wahres und wirkliches Rebholz; wenn er Petrum einen Fels nennt, so meint er nicht, daß der Apostel, statt ein Mensch, aus Fleisch und Bein bestehend, ein kahler Stein sei u. dergl. m. Jedes Kind, sollte man denken, begreift dieß. Wie kommt es nun aber, daß eben Luther dieß nicht begriff, nicht begreifen wollte, nicht begreifen konnte in seiner Lage? Bloßer Eigensinn war es doch gewiß nicht. Luther steht mir zu groß, zu ehrwürdig da, als daß ich ihn dessen zu beschuldigen wagte. Gerade, weil die Sache uns so einfach dünkt, daß sie jedes Kind einsehen muß, so können wir uns doch Luthern nicht so bornirt denken, daß er das A B C der gemeinsten Rhetorik nicht begriffen, und ein Gleichniß von einer eigentlichen Rede nicht zu unterscheiden gewußt habe? Man ist oft gar zu leicht fertig in seinem Urtheil über große Männer, wenn man den ordinären Maßstab des sogenannten gemeinen Menschenverstandes an ihre colossale Gestalt legt, und das, was sich diesem nicht anfügt, ins Gebiet der thörichten Grillen verweist. Bei dieser Art zu messen kommt die goldne Mittelmäßigkeit am besten weg, bei der sich die wenigsten Unebenen finden, weil sie weder Höhe, noch Tiefe hat.

Wir müssen also offenbar, wollen wir Luthern nicht ungerecht beurtheilen, einen andern und würdigern Grund suchen, aus dem wir die allerdings auffallende Hartnäckigkeit seiner Behauptung zu begreifen haben, als Mangel an Einsicht und gutem Willen. Und dieser Grund findet sich in der Geschichte selbst. Vor allem ist wohl darauf zu merken, daß der Streit weder von Luther, noch von Zwingli ausging, sondern von eben dem Karlstadt, der durch sein stürmisches Wesen in Wittenberg, durch seine Bilderstürmerei und durch seinen Zusammenhang mit den Wiedertäufern sich allerdings als einen gefährlichen Schwärmer dargegeben hatte. Dieser war es, der zuerst mit einer abweichenden Erklärung der Einsetzungsworte hervortrat, und zwar mit einer solchen gezwungenen Erklärung, daß es uns

nicht wundern darf, wenn Luther daran keinen Gefallen finden konnte. Karlstadt meinte nämlich, Jesus habe nicht von dem Brote gesagt, „das ist mein Leib," sondern er habe, indem er das Brot gebrochen, auf seinen eigenen Leib gezeigt, und von diesem gesagt, „das ist mein Leib, der für euch gebrochen wird." Das Brechen des Brotes erschien dann nur als eine begleitende Handlung zu der Rede; das Symbolische verlor seine Bedeutung, und sank zu einer leeren, nüchternen Ceremonie herab. Man denke sich nun ganz in Luthers Lage hinein. Er hatte mit Ernst die Mißbräuche der Kirche angegriffen und einen Kampf hervorgerufen, vor dem ihm selbst mitunter bange ward. Seine Absicht war nie gewesen, die Kirche Christi selbst aus ihren Angeln zu heben, und umzustürzen, was die Jahrhunderte aufgebaut. Er wollte nur wieder alles auf den rechten Grund zurückführen; er wollte reformiren, nicht revolutioniren. Nun kommt ihm dieser Karlstadt in den Weg, der das Unterste zu oberst kehrt, der allen Zusammenhang mit der alten Kirche aufhebt, alles aus den Fugen reißt und ein Feuer anrichtet, das schwer wieder zu löschen ist. Die Taufe, das eine Sacrament, war von den Schwärmern schon angegriffen worden. Nun soll auch das andere Sacrament ihrer Willkür preisgegeben werden! Wo soll das hinführen? — Das Wort und die Sacramente, das waren, nach Luther, die Grundpfeiler der Kirche; an ihnen sollte nicht gerüttelt werden, wenn nicht dem Ganzen der Einsturz drohen sollte. Sie sollten den Zusammenhang der Reformation mit der alten Kirche vermitteln; war dieses Band auch noch zerrissen, dann stand die Kirche der Protestanten in der Luft, dann fehlte ihr aller historische Boden, dann war sie in der That eine Secte, ein abgehauenes Schoß von dem Weinstock, ein abgestoßenes Glied von dem großen Körper. Das wollte Luther nicht und konnte es nicht wollen. Nicht von der katholischen Kirche, der allgemeinen, d. h. der apostolischen, die da festhält an der Lehre, an der Taufe und am Brotbrechen, wollte er sich trennen, sondern nur von der römisch-katholischen, von der papistischen, entarteten, entstellten. — Nun kann man freilich sagen, eine verschiedene Ansicht über das Sacrament sei ja noch nicht ein Aufheben des Sacramentes selbst,

und wenn auch Karlstadts Meinung unrichtig gewesen, so hätte Luther wenigstens die reifer erwogene Zwinglische Ansicht besser prüfen und sie nicht von vorn herein verdammen sollen. Das kann man allerdings sagen, und muß es sagen, und Luther hat darin gefehlt, daß er nun einseitig in seine Meinung sich festrannte, und sich auf Tod und Leben drin verschanzte, ohne auch nur die billigsten Gründe anhören zu wollen. Allein verzeihlich bleibt der Fehler doch, wenigstens sehr begreiflich unter den obwaltenden Umständen; denn es waren nicht ängstliche, aus der Luft gegriffene Besorgnisse, die Luthers Gemüth bewegten. Die Thatsachen redeten zu laut und zu dringend. Der furchtbare Bauernkrieg war ausgebrochen in Deutschland, eine Folge des Karlstadtschen und Münzerschen Unwesens. Die Flamme der Empörung schlug aus dem Dache hervor; wer zu löschen kam, der war sein Freund, aber nicht der, der neues Oel ins Feuer goß. Ihm schien aber dieß Oel ins Feuer gegossen, wenn jetzt, wo alles in wilder Auflösung begriffen schien, ein neuer Zankapfel in die Kirche geworfen wurde wegen des Sacramentes. Der gute Zwingli war nun freilich unschuldig an allem dem. Er selbst hatte genug zu wehren gegen die Tollheit der Wiedertäufer und die ausgebrochenen Unruhen im eigenen Vaterlande, und ihn schmerzte es gewiß eben so tief, als Luthern, wenn die evangelische Freiheit zum Vorwande sündlicher Begierden mißbraucht wurde. Aber er konnte den Zusammenhang dieser Dinge mit der Erklärung der Einsetzungsworte nicht einsehen, und in der That war der Zusammenhang mehr ein eingebildeter von Seiten Luthers, als ein wirklicher. Aber, wo ist der Mensch, der in bewegten Zeiten sich nicht täuschen kann über den Zusammenhang von Ursache und Folge? Wie viele von uns haben z. B. nicht auch irgend eine freie Ansicht im Religiösen oder Politischen mit mißtrauischen Augen betrachtet, die sich mitten in unsern Kämpfen gegen die Gesetzlosigkeit wollte geltend machen, wenn sie gleich unschuldig war an sich, und in keinem natürlichen Zusammenhange stand mit jenen Bewegungen? So ist einmal der Mensch. Und wenn also Luthern hier ein Menschliches begegnete, so sollte es uns leicht begreiflich sein. Er hatte nun einmal ein Vorurtheil

gefaßt, aber ein sehr verzeihliches, gegen jede Ansicht, die ihm mit der des fatalen Karlstadt zusammen zu hängen schien, und so fiel auch Zwingli bei ihm — das ließ er sich nun nicht mehr ausreden — in die Classe der Wiedertäufer, der Sacramentirer, der Schwarmgeister, der Rottengeister und der Tollköpfe, der Satansknechte, und welche Namen er ihnen noch sonst zu geben beliebte.

Ich enthalte mich, Ihnen eine weitere Beschreibung des Streites, der mehrere Jahre hindurch schriftlich geführt wurde, zu geben. Für den Gelehrten von Fache ist er zwar von hohem Interesse, den Uebrigen mag er wenig Erbauung gewähren, und manches wird besser verhüllt, als an das Tageslicht gezogen. Später werden wir die Kämpfer sich persönlich entgegentreten sehen auf dem Marburger Gespräch. Ich bemerke bloß noch, daß auch der friedliebende Oekolampad in den Streit verwickelt wurde, und daß er in der Hauptsache vollkommen mit Zwingli übereinstimmte. Seine Abhandlung über den Sinn der Einsetzungsworte verdient in jeder Hinsicht das Lob der Gründlichkeit, und was die schwäbischen Theologen, Brenz und Schnepf, seine ehemaligen Freunde, ihm entgegensetzten, war schwach und leidenschaftlich. Merkwürdig ist aber, wie behutsam sich damals noch der Rath zu Basel in Sachen der Reformation bewies. Die Freunde des Papstthums hatten nicht ermangelt, die gelehrte Arbeit des Reformators zu verdächtigen und sie für unchristlich zu erklären. Der Rath wollte darüber erst gern das Urtheil des Erasmus vernehmen, und dieser gab auch jetzt wieder eine ausweichende Antwort. Die Schrift des Oekolampad, sagte er, sei nach seiner Ansicht gelehrt, beredt und wohlgeschrieben, ja, er würde hinzusetzen, sie sei fromm, wenn etwas fromm genannt werden dürfte, das wider die allgemeine Meinung der Kirche streite, von welcher abzuweichen nach seiner Ansicht gefährlich sei, und so verweigerte der Rath den Druck der Schrift, die nun in Straßburg herauskam. Hinter diese Ansicht von der Unfehlbarkeit der Kirche zog sich, im Vorbeigehen gesagt, Erasmus mehr und mehr zurück. So sagte er z. B. auch, wenn ihn die Kirche heiße arianisch denken, so werde er ein Arianer. Damit brachte er die Gegner zum Schweigen, indem er scheinbar seine Freiheit

aufgab, sie aber doch für seine Person gebrauchte *). Aus einer in der Folge des Streits noch weiter erlassenen Schrift des Oekolampad, muß ich mir nur noch erlauben, Ihnen eine Stelle mitzutheilen, die uns ein schönes Beispiel von der friedliebenden und aufrichtigen Gesinnung des Mannes giebt, der so gern lindernden Balsam in die sich immer weiter öffnende Wunde gegossen hätte. In seiner „billigen Antwort auf Doctor Martin Luthers Bericht des Sacraments" macht er ihm mit allem Recht Vorwürfe über die Leidenschaftlichkeit, womit er ihn und Zwingli angegriffen, und sagt dann Folgendes: „Das hat deinen hochtrabenden Geist also gespornt, daß er gumpet und schlägt, und mag weder Räuche noch Sänfte in uns loben, und so man ihm sein Irrsal entdecket, spricht er mit kläglichen Worten, man stürze den Glauben um... Aber der christliche Leser wird wohl können abnehmen, daß es Worte seien eines erzürnten Menschen, welcher nicht anders kann, so er ihm selbst entlaufen ist, vermeint er, sei keine größere Sünde und Unbilligeres auf dem Erdreich, denn daß man ihn angerührt habe. Da ist denn ein jämmerliches Wesen und bricht Himmel und Erde zusammen, daß man ihm sagt, er möge auch als ein Mensch irren, und die, so auf ihn sich verlassen, mögen auch sich verfehlen.

---

*) Daß Erasmus für seine Person sehr frei, ja mitunter leichtfertig dachte über die Lehre von der Brotverwandlung, zeigt eine Anekdote von ihm aus früherer Zeit. Er hatte einst mit seinem Freunde, dem Kanzler Morus, über den Gegenstand sich unterhalten. Dieser behauptete den Satz: glaube nur an die Gegenwart des Leibes, und dann hast du ihn auch wirklich. Erasmus schwieg. In der Folge entlehnte er von Morus ein sehr schönes Pferd zur Reise. Es gefiel ihm so wohl, daß er es behielt und es übers Meer mit nach Holland nahm. Als Morus sein Eigenthum zurückforderte, gab ihm Erasmus zur Antwort, glaube nur, du habest es, und du hast es gewiß (In lateinischen Distichen bei G. Müller, Reliquien IV. S. 410.). Erasmus zeigte freilich auch damit, daß er das Wesen des Glaubens nicht begriff, da er übersinnliches und sinnliches Fürwahrhalten vermengte. Doch bei vielen ist auch wirklich ihr Glaube bloße Ueberredung und Einbildung. Gegen solche sagt auch Zwingli, „sie glichen jenem Maler, der gewisse Edelleute habe überreden wollen, er habe ihre Kirche mit schönen Gemälden geziert, die aber nur Leute von adlicher Geburt sähen. Die Edelleute, um sich nicht zu compromittiren, sagten, sie sähen die Gemälde. Also, wenn diese großen Lehrer (Luther ꝛc.) ausschreien, wer die wesentliche Gegenwart des Leibes Christi nicht glaube, sei kein Christ, so will jedermann ein Christ sein und glaubt die Gegenwart, ob er sie auch nicht glaubt." Bei Rüscheler a. a. O. S. 165.

Ach, nicht also mein Bruder! Wir sollen uns nicht in Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittenberg oder Basel, an deine oder andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit, und von dem wird nun dem, nun einem andern mitgetheilt, wie du das selber gar wohl weißt... Wohlan, ich wünsche dir noch von Herzen, daß dir wiederkehret werde der fürstliche, geschlachte und freudenreiche Geist Christi. Und hast du etwas Gutes zur Ehre Gottes und Nutzen der Nächsten taugend, so lehr' es in aller Sanftmüthigkeit nach dem Geheiß des Apostels. Gott verleihe dir und mir in der Erkenntniß seines Sohnes fortzufahren. Amen."

Wir wenden uns zur Kehrseite des Sacramentstreits, zum Bauernkrieg, denn beide gehen in der Geschichte parallel, und bilden zusammen den trüben Einschlag in das Gewebe der losbrechenden Leidenschaften.

Aufstände der Landleute gegen ihre Oberherrn waren schon mehrere Jahre vor der Reformation an verschiedenen Orten ausgebrochen, ein abermaliger Beweis, daß die Revolution nicht ein Kind der Reformation ist. Solche Aufstände waren aber auch bei der damaligen Lage der Dinge, wo der Landmann leibeigen und oft aufs schmählichste von geistlichen und weltlichen Herrn bedrückt war, begreiflich *). Schon gegen das Ende des 15. Jahrhunderts, 1491, hatten die Bauern in den Niederlanden, in Schwaben und im Elsaß sich empört; ihre Verbindung hieß, weil sie sich eines Schuhes auf einer Stange als Feldzeichen bedienten, oder auch wohl einen Schuh in ihrer Fahne führten, der Bundschuh, und verbreitete sich immer weiter durch Oberdeutschland. 1503 finden wir ähnliche Unruhen im Bisthum Speier, 1514 im Würzburgischen. Daß nun der durch Luthern erregte Kampf im Kirchlichen auch wieder eine Rückwirkung auf das Politische übte, kann freilich nicht geläugnet werden. Die gemeine Bauernlogik unterschied nicht mit theologi-

---

*) „Die Bauern standen (sagt Hr. v. Raumer in seiner trefflichen „Geschichte Europa's seit dem 15. Jahrhundert) ohne ständische Rechte, „ohne Vertretung, ohne Geld, um einen Reichsprozeß anfangen zu können, zu entfernt vom Kaiser, und jeder Willkür preisgegeben." Bd. 1. S. 374.

scher Schärfe zwischen Staat und Kirche, und wir können's ihr an ihrem Orte auch nicht zu sehr verdenken. „Die raschen An„griffe, sagt Herr v. Raumer*), auf alt geheiligtes Ansehn in „der Kirche, die Berufungen an Sinn und Urtheil des Einzelnen „fanden bald ihr Gegenstück in weltlichen Kreisen. Wenn man „alle Forderungen des Papstes verwarf, sollten da die Ansprüche „des Pfarrers und Edelmanns noch für heilig gelten? Wenn „die Reformatoren gekrönte Häupter ohne allen Anstand behan„delten (und hier fällt allerdings ein Theil des Vorwurfs auf „Luthern in Beziehung auf sein Benehmen gegen Heinrich VIII.), „konnte da der frevelhafte Nachhall des Pöbels ausbleiben? Wenn „der Bauer entscheiden durfte, was von himmlischen Dingen zu „halten sei, sollte er sich nicht herausnehmen, über Jagd und „Weidrecht seine Meinung zu haben? u. s. w." Demungeachtet war diese Logik doch eine unrichtige und voreilige. Geistliches und Weltliches darf nicht vermischt werden, und die Freiheit des Denkens und Glaubens ist noch himmelweit verschieden von Unabhängigkeit des Handelns im bürgerlichen Leben. Und auch im Kirchlichen wollten ja die Reformatoren nichts weniger, als absolute Unabhängigkeit. Gottes Wort war der Richter und nicht die subjective Meinung des Einzelnen, wovon sie alles abhängig machten, und dieses Wort lehrte ja deutlich die Unterwürfigkeit unter die Obrigkeit und verdammte jeden Aufruhr. Doch, wir wollen erst den Hergang der Thatsachen selbst vernehmen, und dann die Urtheile Luthers und der Reformatoren, so wie die Stellung, die sie in dieser wichtigen Krisis einnahmen, besonders ins Auge fassen.

Thomas Münzer, der seiner Umtriebe wegen aus den kursächsischen Landen war verwiesen worden, und auch einige Zeitlang in der Schweiz, namentlich im Klettgau und in der Gegend von Basel, sich Anhang verschafft hatte, hatte sich endlich nach Mühlhausen in Thüringen zurückgezogen, wo er bei einem großen Theil des Volkes beifälliges Gehör fand. Und wie hätte er nicht allerwärts diesen Beifall finden sollen, da er dem Volke auf alle mögliche Weise schmeichelte, und dem aufgeregten Hoch-

*) A. a. O.

muthe des Pöbels Luthern als einen hoffärtigen Narren, einen Erzbuben und schmeichelnden Schelm preisgab *)! „Münzer wollte (sagt Herr v. Raumer) eine politische Umgestaltung durch das Volk und mit Gewalt. Das schied ihn ganz von Luthern.“ Bald gesellte sich zu ihm ein entlaufener Mönch, Namens Pfeifer, der an Wildheit Münzern überbot und den Terrorismus so weit handhabte, daß er seinem Collegen selbst drohte, ihn aus der Stadt zu jagen, wenn er sich kräftigen Maßregeln länger widersetze. Während so Münzer und Pfeifer ihr Wesen in Sachsen trieben, brach in Oberdeutschland ein förmlicher Bauernaufstand los **). Zwölf Artikel, welche die Forderungen der Landleute ausdrückten, wurden mit Ungestüm als Grundsätze einer neu einzuführenden Ordnung der Dinge proclamirt, deren Inhalt nur zu sehr an ähnliche Forderungen in neuerer Zeit erinnert. Man soll die Zehnten abschaffen, die übrigen Abgaben vermindern, die Gemeindewälder vertheilen, den Gemeinden die Pfarrwahlen überlassen, Jagd- und Fischgerechtigkeit frei geben. Bei den Forderungen blieb es nicht, es kamen Drohungen ***), und als auch diese kein Gehör fanden, gab man ihnen Nachdruck mit Gewalt. Sengen, Morden, Brennen war an der Tagesordnung. Klöster und geistliche Stifte wurden besonders hart mitgenommen, und barbarische Grausamkeit an den Personen der Adeligen, an ihren Frauen und Kindern geübt. Einst überrumpelten die Bauern Weinsberg, den Geburtsort Oekolampads, im Einverständniß mit den dortigen Bürgern, brachten alle Adeligen ums Leben und

---

*) Solches hat zu allen Zeiten gewirkt. Man ziehe nur würdige und ächt liberale Männer in öffentlichen Blättern vor allem Volke im Koth herum, und die aura popularis wird nicht fehlen; denn nichts schmeichelt der Niedrigkeit des Sinnes mehr, als muthwillig in den Staub getretene Größe.

**) Sartorius, Geschichte des Bauernkrieges. Berlin 795. Oechsle, Beiträge zur Geschichte des Bauernkrieges in den schwäbisch-fränkischen Grenzlanden. Heilbronn 830. Menzel, neuere Geschichte der Deutschen, Bd. I. S. 167. ff. Jäger, schwäbisch-fränkische Reformationsgeschichte. Anhang.

***) „Etliche Bauern sagten zu ihren Pfarrern, wann sie nicht mit ihnen wollten heben und legen, daß sie ab den Pfarren und Pfründen ziehen wollten.“ Jäger, S. 297. (aus der handschriftlichen Chronik von Weißenhorn). **Tout comme chez nous!**

fügten den roheſten Spott zu ihrer Grauſamkeit hinzu. Das empörendſte Beiſpiel iſt das vom Grafen Ludwig v. Helfenſtein. Er ward in die vorgehaltenen Spieße der Bauern gejagt, während ein Burſche, der ehemals ſein Brot gegeſſen, vor ihm her mit höhniſcher Geberde die Pfeife blies. Vergebens flehte die Gräfin die Unholde fußfällig um Erbarmen. Ihr Kind, das ſie auf den Armen hielt, ward verwundet, ſie ſelbſt mißhandelt und auf einem Miſtwagen nach Heilbronn geführt. Aber ſchrecklich büßte auch dafür der Pfeifer *). Ueberhaupt ſchienen die Herrn die Bauern an Grauſamkeit übertreffen zu wollen. So war es denn wohl eine mehr als türkiſche Grauſamkeit, wenn der Markgraf Caſimir von Anſpach 85 aufrühreriſchen Bauern darum, weil ſie geſagt hatten, ſie wollten ihn nicht mehr an den Augen ſehen, die Augen ausſtechen ließ, und ſie als eine Schaar blinder Bettler ins Elend ſchickte. Abhauen der Finger und ähnliche Verſtümmelungen galten als Gnade. Und wer ſchaudert nicht zurück vor der geiſtlichen Härte, wenn er den Biſchof von Würzburg mit dem Henker durch das Land ziehen und mit dem Blute der Aufrührer auch das der Evangeliſchen in Strömen vergießen ſieht! An 50000 Menſchen kamen in dieſem unſeligen Kriege, nach der geringſten Berechnung, ums Leben **). Weniger blutig ging es in den ſächſiſchen Landen, wo der Aufſtand auch nicht allgemein war, ſondern die Münzerſche Rotte, wiewohl mehrere Tauſende ſtark, ihr Weſen für ſich trieb. Hier konnten ſie auch planmäßiger bekriegt werden. Der Herzog Georg von Sachſen, der Kurfürſt Johann der Beſtändige, der ſeinem um eben dieſe Zeit geſtorbenen Bruder Friedrich dem Weiſen in der Regierung folgte, der Landgraf Philipp von Heſſen und Herzog Heinrich von Braunſchweig rüſteten ihre Heere gegen die Empörer aus, mit denen ſie bei Frankenhauſen auf einander trafen ***). Mit aller möglichen Schonung wurde erſt gegen die Rebellen verfahren. Ein Herold mit billigen Frie-

---

*) Er ward mit einer Kette an einen Pfahl geſchmiedet und rings mit Flammen umgeben. Der ritterliche Pöbel weidete ſich an den gräßlichen Zuckungen des Verzweifelnden.

**) Raumer a. a. O.

***) Vgl. auch Rommel in d. Geſch. Philipps d. Großmüthigen.

densvorschlägen ward an sie abgeordnet; aber gegen alles Kriegsrecht ließ Münzer diesen Abgeordneten, den Sohn eines bejahrten Edeln, umbringen und in Stücken hauen. Münzer, der sich in seinen Proclamationen nicht anders unterschrieb, als „Münzer mit dem Schwerte Gideons," wendete alle Beredsamkeit eines religiösen und politischen Fanatismus auf, um seinen Leuten Muth einzuflößen. Er ermahnte sie, auf die Hülfe Gottes zu warten, der die Seinen nicht verlasse, und als eben ein Regenbogen am Himmel erschien, deutete er dieß als ein günstiges Zeichen, weil sie einen Regenbogen in ihrem Fähnlein führten. Prahlerisch versicherte er, alle Kugeln der Feinde in seinem Mantel auffangen zu wollen, also daß keine derselben sie verletzen werde. Bibelstellen und geistliche Lieder wurden mißbraucht, die aufgeregte Stimmung in Athem zu erhalten. Und so rückte denn die Schaar, scheinbar entschlossen, unter dem Gesang: komm', heiliger Geist, Herre Gott! ins Feld. Als aber das grobe Geschütz anfing, unter sie zu spielen, und ihre Wagenburg durchbrochen ward, da entsank ihnen der Muth und sie ergriffen die Flucht. Mehrere wurden gefangen genommen und hingerichtet. Auch Münzern traf dieß Schicksal. Er soll seinen Irrthum bereut und unter großem Zagen den Todesstreich erwartet haben.

Vernehmen wir nun die Ansichten der Reformatoren über diese Bewegungen in der Nähe und in der Ferne, so finden wir auch hier eine gewisse Verschiedenheit zwischen Melanchthon und Luther. Melanchthon, als Stubengelehrter, entfremdet den materiellen Bedürfnissen des gemeinen Volkes, zeigt sich hier von Anfang an aristokratischer, als Luther. Etwas einseitig befangen in der bloßen theologischen Ansicht von der Freiheit, und sich zu wenig versetzend in die Lage eines damals allerdings schwer gedrückten Volkes, meinte er, der Christ könne auch bei äußerm Drucke frei und fröhlich sein in seinem Gott. Er hielt es für Frevel und Gewalt, daß die Bauern nicht wollten leibeigen sein*). Befangen in den hergebrachten politischen Begrif-

*) In seinem, Frühling 1525 an den Kurfürsten von der Pfalz ausgestellten Bedenken, in Luthers Werken XVI., S. 32., im Auszuge bei Marheinecke II. S. 119., und bei Planck II. S. 185.

fen und Uebungen seiner Zeit, meinte er z. B., das Frohnen sei ein eben so heiliges Werk, als wenn Gott einem vom Himmel beföhle, Todte aufzuwecken. Das Jagen und Fischen seien Vorrechte, die allerdings nur den großen Herrn, und nicht den Bauern zuständen*). Ja, er meinte, die deutschen Bauern hätten es nur noch zu gut: „es ist ein solch' ungezogen, muthwillig, blutgierig Volk, die Deutschen, daß man's billig viel härter halten sollte." Gleichwohl ermahnte er von der andern Seite die Fürsten, mit Vernunft an den Bauern zu handeln und das Evangelium zuzulassen, und überhaupt ihren Unterthanen freundlich und liebreich zu begegnen.

Melanchthon stand übrigens, wie alle Reformatoren, ganz in der Ansicht vom göttlichen Rechte der Fürsten. Gehorsam gegen die Obrigkeit, und wenn sie auch noch so hart wäre, ist ihm heilige Pflicht eines jeden Christen, und jede Widersetzlichkeit gegen sie ein Widerstreben gegen Gottes Ordnung. Als wahrer Christ konnte und mußte er in der Freiheit, die der Sohn Gottes den Menschen gebracht, die allein ächte Freiheit finden, welche für alles andere weit entschädigt. Als geistig freier, als gebildeter Mann, als Weiser konnte und mußte er die Güter des Lebens nach einem andern, als dem irdischen Maßstabe würdigen und in andern Dingen seine Befriedigung finden, als in dem, was die Menge für ihr Glück hält. Aber vielleicht bedachte er nicht genug, welche Höhe des christlichen Lebens, welche reine Innigkeit des Glaubens, und doch auch welche geistige Bildung und Kraft dazu gehört, um nach diesen Principien sich auch unter einem drückenden Regimente wohl zu befinden, und auch die Ketten der Sclaverei mit edelm Stolze zu tragen! Er hatte zu wenig unter den Bauern und dem gemeinen Volke gelebt, um den Druck mit zu fühlen, unter dem viele seufzten. Den höhern Ständen der Gesellschaft angehörend, blieben ihm die Bedürfnisse des sogenannten dritten Standes fremd. Als Gelehrter hatte er ja nur die Milde der Fürsten zu rühmen, namentlich die seines um eben diese Zeit verstorbenen

---

*) Und doch begehrten die Bauern die Jagd nicht zum Vergnügen, sondern bloß, um ihre Felder vor der Verheerung des Wildes zu schützen!

edeln und weisen Landesherrn, dessen Andenken er eben jetzt so lebhaft in seinem dankerfüllten Herzen trug, und der auch wirklich seinem Volke ein Vater gewesen*). — In ähnlichen Gesinnungen, wie Melanchthon, war nun zwar auch Luther, der Hauptsache nach. Auch ihm stand mit Recht die geistige, die evangelische Freiheit, für die er kämpfte, obenan, und auch ihm galt jedes Auflehnen wider die von Gott gesetzte Obrigkeit als strafbare Sünde. Ja, auch er meinte etwas stark aristokratisch, „der gemeine Mann müsse mit Bürden beladen sein, sonst werde er zu muthwillig." Aber als Mann des Volks kannte er auch diese Bürden und fühlte ihren Druck mit, wo er zu stark wurde. Besser, als Melanchthon, wußte er bei aller geistlichen Denkweise auch die materiellen Bedürfnisse des Volks zu würdigen, und obwohl er sich aufs eifrigste jeder Vermengung der Begriffe widersetzte, als ob die bürgerliche Freiheit eins wäre mit der christlichen, so fand er es doch billig, daß auch in irdischen Verhältnissen zeitgemäße Reformen einträten. Er betrachtete daher den Aufstand der Bauern anfänglich mit mildern Augen, als sein gelehrter Amtsbruder Philipp. Gutheißen konnte er die Sache zwar auch nicht, aber auf sehr begreifliche Ursachen sie zurückführen konnte er, und eben deßhalb wollte er sie auch nicht in die unterste Hölle verdammen. Die Fürsten, meinte er, seien selbst viel schuld an der Empörung; sie hätten es zu toll getrieben mit Schatzen und Schinden, namentlich die geistlichen Herrn, und es sei dieß die Strafe Gottes, die sie treffe. Hören wir ihn darüber selbst:

„Das Schwert ist euch auf dem Halse," also redet er zu „den Fürsten**), „noch meinet ihr, ihr sitzet so fest im Sattel, „man werde euch nicht mögen herausheben. Solche Sicherheit

---

*) Ueber die politischen Gesinnungen dieses trefflichen Fürsten siehe den Reform.-Almanach, 1. Jahrg. S. XLIV. Note. Noch auf seinem Sterbebette schrieb er an seinen Bruder Johann, „man möchte die Sache mit den unruhigen Bauern in Güte abzumachen suchen, dieweil dieß ein gar zu großer Handel und leichtlich dem armen Volke zu viel geschehen sei." „Wir Fürsten thun dem Volke allerlei Beschwerung, und das taugt nicht." In seinem letzten Willen befahl er, die Unterthanen mit Steuern möglichst zu verschonen.

**) In der Schrift: Ermahnung über die 12 Artikel der Bauerschaft in Schwaben. L. W. XVI. S. 58.

„und stolze Vermessenheit wird euch den Hals brechen; das „werdet ihr sehen. Ich hab's euch zuvor vielmal verkündet, ihr „sollt euch hüten vor dem Spruch Ps. 107, 40.: „Er schüttet „Verachtung auf die Fürsten." Ihr ringet darnach und wo l= „let auf den Kopf geschlagen sein; da hilft kein Warnen und „Ermahnen für..... Denn das sollt ihr wissen, liebe Herrn! „Gott schafft's also', daß man nicht kann, noch will, noch „soll eure Wütherei die Länge dulden; ihr müsset anders wer= „den und Gotte weichen. Thut ihr's nicht durch freundliche, „willige Weise, so müsset ihr's thun durch gewaltige und ver= „derbliche Unweise. Thun's diese Bauern nicht, so müssen's „andere thun. Und ob ihr sie alle schlügt, so sind sie noch un= „geschlagen, Gott wird andere erwecken."

Wenn das nicht die Sprache eines freien Mannes ist, fern von aller Servilität, so weiß ich nicht, wo sie zu finden! Nun aber, nachdem er ihnen gezeigt hat, wie die Quelle des Uebels in ihnen selbst liege, zeigt er auf eben so bündige Weise, wie er selbst aller revolutionären Bewegung von Anfang an fern geblieben sei, wie er nur gelehrt habe, und stets wider den Aufruhr gestritten habe, aber wie eben darum, weil man auf die Stimme des Wortes nicht geachtet habe, nun, freilich sündlicher Weise, die rohe Gewalt der „Mordpropheten" sich gel= tend mache. „Wenn ich Lust hätte, mich an euch zu rächen," „fährt er fort, „so möchte ich jetzt in die Faust lachen und den „Bauern zusehen oder mich zu ihnen schlagen und die Sachen „helfen ärger machen. Aber da soll mich mein Gott „vor behüten, wie bisher." — Und nun wendet er sich, nachdem er noch einmal den Fürsten das Gewissen geschärft und ihnen Milde und billiges Nachgeben empfohlen, zu den Artikeln der Bauern selbst, die er einer Prüfung unterwirft, und von denen er mehrere eben nicht unbillig findet. Aber eben so scharf, als er mit den Fürsten geredet, eben so ernst redet er mit den Bauern, und führt ihnen die große Sünde gewaltsamer Empö= rung zu Gemüthe, und nachdem er ihnen Beispiele aus dem alten und neuen Testament angeführt, weist er sie auf sein eige= nes Beispiel: „Es hat Papst und Kaiser sich wider mich gesetzt und getobet. Nun, womit hab' ich's dahin gebracht, daß, je

mehr Papst und Kaiser getobt haben, je mehr mein Evangelium ist fortgegangen. Ich habe nie kein Schwert gezuckt, noch Rache begehrt, ich habe keine Rotterei, noch Aufruhr angefangen, sondern der weltlichen Obrigkeit, auch der, so das Evangelium und mich verfolget, ihre Gewalt und Ehre helfen vertheidigen, so viel ich vermocht." Dann ermahnt er sie nochmals, ihre Sache, sie möge nun so gut und recht sein, als sie wolle, nicht mit der des Evangeliums zu vermischen, und den christlichen Namen nicht zum Schanddeckel ihres ungeduldigen, unfriedlichen, unchristlichen Vornehmens zu machen! — Klarer, kräftiger, schärfer konnten wohl nicht die Grenzen der Revolution und Reformation gezogen werden, als in dieser wahrhaft classischen Schrift geschieht, die in unsern Zeiten wohl eine neue Auflage verdiente. Es herrscht darin die größte Wohlmeinenheit und Freisinnigkeit eines ächten, mit dem Niedrigsten im Volke fühlenden und um seine geistlichen und leiblichen Interessen bekümmerten Volksfreundes, aber auch die Weisheit und Mäßigung eines an Gesetz und Ordnung treulich festhaltenden Bürgers, und endlich die höhere prophetisch-sittliche Kraft eines von den heiligsten Grundsätzen des christlichen Lebens durchdrungenen evangelischen Lehrers; mit einem Worte, es herrscht darin die Sprache eines Reformators, welche die schöne, würdige Mitte hält zwischen der eines kriechenden Absolutisten und der eines demagogischen Radicalen. Aber damit war eben den Stürmern nicht gedient. Was kümmerte sie Evangelium und evangelische Freiheit! was Bildung und höheres Geistesleben! was lag ihnen an Ruhe und Ordnung, an Rechtmäßigkeit und Gesetzlichkeit! Hatten doch die Freiheitspredigten Münzers und seiner Apostel schon längst sie über jede Bedenklichkeit hinweggehoben, ob es auch recht sei, das Schwert zu ergreifen gegen die Obrigkeit? „Es ist hohe Zeit, so hieß es ja in Münzers Proclamation (und wer glaubt nicht die Jacobiner der heutigen Zeit zu hören!), es ist hohe Zeit, dran, dran, dran! es ist Zeit, die Bösewichter (so hießen die Aristokraten) sind fein verzagt, wie die Hunde. Laßt euch nicht erbarmen, ob auch Esau gute Worte vorschlüge. Sehet nicht an den Jammer der Gottlosen. Laßt euch nicht erbarmen, laßt euer Schwert nicht kalt werden von

Blut, schmiedet Pintebank auf dem Ambos Nimrod u. s. w.— Wer konnte nun die einmal losgelassene Bestie noch halten? Was konnte anders angewandt werden, die Gewalt der Wüthriche abzutreiben, als wieder Gewalt? Und so befand sich denn Luther in derselben Lage, in der sich alle befinden, welche, nachdem sie die Rechte des Volks mit Wärme vertheidigt haben, sich von eben diesem Volke verkannt, ja verhöhnt und angefallen sehen, weil sie nicht gemeinsame Sache machen wollen mit den Werken der Finsterniß. Die Bauern und ihre Führer verachteten Luthers Büchlein. Und so erließ er denn eine andere, allerdings heftigere Schrift, die ihm nicht nur damals den Haß aller Aufwiegler zuzog, sondern die ihn noch heute bei gewissen Leuten in den Geruch eines despotischen Aristokraten und eines Bauernhässers und Volksfeindes gebracht hat. Die Sprache in dem „Büchlein wider die räuberischen und mörderischen Bauern" *) ist nun allerdings eine starke und das Gefühl verletzende Sprache; aber sie ist zu entschuldigen, wie jede Nothwehr gegen Frevel entschuldigt werden kann. „Im vorigen Büchlein" sagt er, „durfte ich die Bauern nicht (ver)urtheilen, weil sie sich zu Recht und besserm Unterricht erboten. Aber ehe denn ich mich umsehe, fahren sie fort und greifen mit der Faust drein, mit Vergessen ihres Entbietens, rauben und toben und thun wie die rasenden Hunde." Darum räth er auch, sie wie solche zu behandeln. Man soll sie (es klingt allerdings hart in dem Munde des frommen Mannes) würgen, erstechen, zerschmeißen, wo man könne, heimlich und öffentlich, gleich als man einen tollen Hund todtschlagen muß; „schlägst du ihn nicht — so schlägt er dich und ein ganz Land mit dir!" — Er fordert auf, im Namen der Obrigkeit gegen dieses Raubgesindel auszuziehen, und sieht darin ein heiliges, Gott wohlgefälliges Werk; denn „also kann es geschehen, daß, wer auf der Obrigkeit Seiten erschlagen wird, ein rechter Märtyrer vor Gott sei, so er mit gutem Gewissen streitet, denn er gehet im göttlichen Wort und Gehorsam." Und nachdem er denn alle mögliche Milde anempfohlen gegen die Gefangenen

*) Luthers Werke XVI. S. 91. Marheinecke II. S. 127.

unter den Bauern und gegen die wider ihren Willen Verführten, ruft er zuletzt noch einmal aus: „Darum liebe Herrn, löset hie, rettet hie, helfet hie; erbarmet euch der armen Leute; steche, schlage, würge hie, wer da kann. Bleibst du darüber todt, wohl dir! seligern Tod kannst du nimmermehr überkommen, denn du stirbst im Gehorsam göttlichen Wortes und Befehls und im Dienst der Liebe, deinen Nächsten zu retten aus der Höllen und des Teufels Banden"*)!

Indem ich mich jedes Commentars zu dieser Stelle enthalte, verspare ich es auf die nächste Stunde, die politischen Ansichten der Reformatoren einer genauern Prüfung zu unterwerfen, und Ihnen zugleich die Unruhen, die wir in Deutschland gefunden, in unsrer Nähe zu zeigen. Für heute möge uns genügen, darauf aufmerksam gemacht zu haben, wie das Zusammentreffen dieser traurigen Vorgänge mit dem leidigen Sacramentstreite in dem Gemüthe Luthers eine Verstimmung hervorbringen mußte, der wir wohl manches härtere Wort zu gut halten dürfen. Wer sich in seine Lage ganz zu versetzen weiß, wozu noch körperliche Leiden sich gesellten, der wird vor unbilligem Urtheil sich hüten, und auch aus der Gluth eines überwallenden Zorneifers den reinen Silberblick einer gediegenen Gesinnung hervorleuchten sehen. Er wird sich mit dem redlichen Bekenntniß des Mannes begnügen, der selbst von sich gesteht: „soll ich einen Fehl haben, so ist's mir lieber, daß ich zu hart rede und die Wahrheit zu heftig herausstoße, denn daß ich irgend einmal heuchelte und die Wahrheit inne behielte." Darum beherzigen wir zum Schlusse die Worte des sel. Matthesius, der Luthers Leben in einer Reihe von Predigten dargestellt hat, und der bei Anlaß der Heftigkeit Luthers sich also ausspricht:

„Wir, die wir die Landstraß' oder gemeine Fußpfad' reisen, können und sollen denen nicht nachsetzen, die aus der Fuhrstraß' oder gebahntem Wege setzen, und Querfeld durch Wasser, Wälder, Berg und Thal ihre Wege nehmen. Viel minder sol-

---

*) Vgl. auch damit die Briefe an Doctor Rühel, bei de Wette II. Nr. 696., 705. u. 707., und Menzel a. a. O. S. 216.

len wir von großer Leute Ernst, Brunst und Eifer leichtlich urtheilen; sie haben ihren Sängermeister im Herzen; der geräth oft über sie und bringt sie auf, treibet sie fort und führet sie oft, dahin sie nicht gedenken, wie denn Gott auch zu ihren Wegen Glück und Segen spricht, und führet ihre Reise wunderlich hinaus, daß sich jedermann kreuzigen und segnen möchte" *).

Achtzehnte Vorlesung.

Allgemeine Gedanken über Revolution und Reformation und die Stellung der letztern zur erstern. Das politische System der Reformatoren und das heutige Verhältniß von Staat und Kirche. Aufstand der Baselschen Landleute 1526. Die Wiedertäufer in der Schweiz. Das Benehmen der Regierungen gegen sie. Ein Wort über Cultusfreiheit.

Wir sind in der vorigen Stunde auf einen Gegenstand gekommen, der mit einem besondern Zweck dieser Vorlesungen in genauer Verbindung steht. Wenn ich nämlich diesen Zweck gleich im Anfange dahin ausgesprochen habe, den Unterschied zwischen Reformation und Revolution klar zu machen, so darf ich wohl über die in der letzten Stunde erzählte Geschichte des Bauernkrieges nicht hinwegeilen, ohne noch einiges von der Stellung der Reformation zu dieser Erscheinung und von den politischen Gesinnungen der Reformatoren überhaupt angeführt zu haben.

Daß der Bauernaufstand keine unmittelbare Folge der Reformation gewesen, davon haben Sie sich wohl schon in der letzten Stunde überzeugt, und noch viel mehr davon, daß Luther kein Gefallen an der Sache hatte.

Allein es könnte denn doch die Frage aufgeworfen werden, ob nicht eben darin eine Inconsequenz liege, daß die Reforma-

*) Siehe Müllers Reliquien IV. S. 59. Note.

toren der kirchlichen Freiheit das Wort redeten, während sie für die politische keinen Sinn zu haben schienen? ob man ihnen nicht sogar den Vorwurf machen könne, sie haben nur an ihre Sachen gedacht, und als sie ihre Ideen ins Werk gesetzt, sei ihnen dann alles gleich gewesen, ob das Volk sich glücklich befunden habe, oder nicht. Haben sie nicht, so könnte man fragen, am Ende doch nur wieder eine Priesterherrschaft gewünscht an der Stelle derer, die sie verdrängten, und darum haben sie wohl den Fürsten und Obrigkeiten geschmeichelt!

Was den letztern Vorwurf betrifft, so glaube ich, ist auch dieser hinlänglich widerlegt durch Luthers eigenes Beispiel und durch unzählige Stellen aus seinen Werken. Von persönlicher Herrschsucht war er eben so frei, als von aller falschen Demuth gegen die Großen und Mächtigen der Erde. Eine andere Frage ist aber die, ob er in der That die Aufgabe der politischen Freiheit so gut begriffen habe, wie die der kirchlichen, ob sich die Grundsätze der Reformatoren über das Verhältniß der Obrigkeiten zu den Unterthanen, über die bürgerlichen Einrichtungen, Verfassungen u. s. w. unbedingt auf unsere Zeit anwenden lassen, oder nicht? — Hier geben wir nun freilich zu, daß die reformatorischen Ideen Luthers und seiner Genossen allerdings zunächst mehr dem theologischen, als dem politischen Gesichtskreis angehören, und das wollten und sollten sie auch. Weder Luther, noch Melanchthon fand sich bemüßiget, als politischer Reformator aufzutreten. (Zwingli hatte dazu schon mehr Neigung und Beruf.) Aber noch mehr. Wir geben zu, daß die Zeit selbst in Beziehung auf politische Ideen weit zurückstand hinter den Fortschritten, die sie in religiöser Hinsicht gemacht hatte. Ob sie vor der unsrigen sich deßhalb zu schämen habe, wo oft gerade das Gegentheil der Fall sein dürfte, überlasse ich Ihnen selbst zu entscheiden. Es ist übrigens in andern Vorlesungen, welche die meisten von Ihnen mit mir besuchen *), auf eine eben so beredte, als einleuchtende Weise gezeigt worden, wie es gerade der neuern Zeit des 18. (und 19.) Jahrhunderts vor-

*) Von Prof. Vinet in einem Curs über die französischen Moralisten des 18. Jahrhunderts.

behalten blieb, freilich oft mit Hintansetzung der wichtigern sittlichen und religiösen Angelegenheiten, den wahren politischen Liberalismus an das Tageslicht zu fördern. Zugegeben also, daß politische Vorurtheile einer allerdings übertriebenen Aristokratie, als ein Erbstück des mittelalterlichen Feudalismus, die Gedanken der damaligen Theologen wie der Staatsmänner beherrschten: so verdienen doch die Grundideen des politischen Systems der Reformatoren, in wie fern sie mit ihrer christlich-religiösen Ansicht zusammenhangen, eine genauere Prüfung, und wir werden sehen, daß sie, mit Abstreifung einiger Härten und mit gehöriger Beschränkung auf die Hauptsache, sich als die gesunden, christlichen Ideen, die immer dieselben bleiben müssen bei allem Wechsel politischer Formen, auch auf unsere Zeit anwenden lassen; denn nur die menschliche Form ist dem Wechsel unterworfen und soll es sein, aber die Idee ist ewig, und in ihr liegt die Quelle der Begeisterung. — Die Religion ist die Grundlage des Staatslebens. Von diesem in seiner Idee richtigen, in der Wirklichkeit verschieden sich modificirenden Grundsatz gingen die Reformatoren aus. Nun gingen sie auch hierin auf die reinste Quelle religiöser Erkenntniß, auf die Bibel, zurück. Mit welchem Rechte sie das alte Testament und die theokratischen Verhältnisse desselben auf die christliche Politik anwenden wollten, lassen wir dahin gestellt. Aber die Lehre des neuen Bundes, welche klar und deutlich dahin lautet, daß die Obrigkeit von Gott sei, und daß, wer ihr widerstrebt, Gottes Ordnung widerstrebe — die muß billig auch uns gelten, wenn wir uns nicht losreißen wollen von den Grundsätzen des Protestantismus, ja von denen des Christenthums selbst. Da haben wir nun freilich, wird man sagen, das göttliche Recht, das heute niemand mehr vertheidigt, als einige finstere Absolutisten. — „Wo in aller Welt sollen wir glauben, daß jede Obrigkeit, auch die schlechteste, unmittelbar von Gott eingesetzt sei? — widerspricht dem nicht die gesunde Vernunft, da ja auch der Tyrann, der Usurpator sich auf dieses göttliche Recht berufen kann, und heißt das nicht der blinden Gewalt das Wort reden?“ — Es kommt hier alles darauf an, wie man das Wort versteht, daß eine Obrigkeit von Gott sei, ob man den Buchstaben oder den Geist

der Bibel mehr berücksichtigt. Ob etwas mittelbar oder unmittelbar von Gott sei, ist überhaupt eine Frage, die der menschliche Verstand schwerlich je aufs Reine bringen wird. Die Wirkungen Gottes erscheinen uns gewöhnlich durch natürliche Ursachen vermittelt, und bei diesen wollen wir uns auch hier genügen lassen. Daß nun im Allgemeinen die bürgerliche Ordnung selbst, entgegengesetzt der Anarchie, eine treffliche Sache, und somit doch auch wohl, wie alles Gute, eine Gabe Gottes sei, wird niemand läugnen. Da Gott ein Gott der Ordnung ist, so müssen wir ja auch auf ihn zurückführen, was der rohen Willkür Schranken setzt und den Menschen befähiget, seine höhere Bestimmung auf eine vernünftige Weise zu erreichen, wie ja schon die alten Heiden ihre Gesetzgeber als vom Himmel gekommene Boten der Gottheit dachten. Darüber sind wohl alle einverstanden. Allein die bezeichnete Schriftstelle*), wonach jede Obrigkeit von Gott ist, geht offenbar noch weiter. Nicht nur im Allgemeinen ist Obrigkeit von Gott, sondern die Obrigkeit, unter der ich lebe, soll ich als Christ ansehen als eine Obrigkeit, die mir unter diesen gegebenen Verhältnissen von Gott geordnet ist; ich soll sie als meine Obrigkeit erkennen, ihr gehorchen, ihr allen Segen wünschen, ja, für sie bitten. Das ist die Forderung nicht nur eines Apostels, sondern mehrerer**), und ihr nach Forderung der Reformatoren und aller evangelischen Lehrer, Doch um mit andern Worten, als mit denen der Bibel selbst, zu reden, — es soll das Verhältniß, welches die Bürger mit ihrer Regierung verbindet, ein gewisses Pietätsverhältniß sein. Das sahen schon die Alten ein vor dem Christenthum. Das lateinische Wort pietas bezeichnet ja eben so treffend dieses Verhältniß, das nicht nur den Menschen an die Gottheit, sondern das Kind an den Vater, den Diener an seinen Herrn, den Bürger an das Vaterland und dessen Regenten bindet! Ich weiß zwar wohl, daß die Paternitätsverhältnisse zwischen Regierung und Untergebenen in unserm Zeitalter nicht mehr passend gefunden werden, daß man von einer väterlichen Obrigkeit fast nur wie mit Ironie

---

*) Röm. 13, 1.

**) Vgl. 1 Petri 2, 13. u. die sämmtlichen symbolischen Bücher.

redet, und allein das Vertragsverhältniß zwischen Regierung und Volk will gelten lassen. Ich gebe auch zu, daß, weil jedes Gleichniß unvollkommen ist, auch das schönste Band der Familie sich nicht vollkommen auf den Staatsverband anwenden läßt. Allein wenn man von der andern Seite diesen Vertrag zwischen Regierung und Volk nicht anders ansehen will, wie einen Handel, wo das Mißtrauen von beiden Seiten vorherrscht, statt des Vertrauens: da gestehe ich, daß mir ein solches Verhältniß wenigstens nicht dem Ideal eines christlichen Staates angemessen scheint. Wenn schon Sirach (Cap. 27, 2.) sagt, wie der Nagel zwischen den Steinen der Wand, so stecket die Sünde zwischen dem Käufer und Verkäufer, so müßte dieß bei einem bloßen Handelsvertrag zwischen Regierung und Volk auch gelten, denn immer wird die Sünde da zu finden sein, wo etwas auf Mißtrauen, somit auf dem Unglauben ruht, statt auf dem Glauben und Vertrauen. Revolutionen werden sich eben da am ehesten erzeugen, wo nur der kahle Buchstabe einer Charte die einzige Garantie des Friedens sein soll. Wie lauert da eins dem andern auf, ob nicht einmal da oder dort ein Fehler begangen worden, und wie schnell ist man dann bereit, den begangenen Fehler mit tausendfältiger Rache büßen zu lassen. Die Unruhestifter freuen sich der Verletzungen, sie lachen in die Faust, wenn ein Versehen geschieht, sie rufen Verletzungen künstlich hervor, nur damit sie Anlaß haben zum Tumulte! — Ich bitte, mich nicht mißzuverstehen. Auch ich glaube, daß bestimmte Verträge, Charten, Verfassungen nothwendig sind, und sehe darin einen Vorzug unsrer Zeit vor frühern, wo die Willkür des Einzelnen vorherrschte. Auch ich glaube, daß das Volk so gut seine Ansprüche an die Regierung habe, als die Regierung an das Volk, und daß ihm diese Ansprüche auf eine deutliche Weise gewährleistet sein müssen. Aber bei alle dem, glaube ich, muß die Garantie noch wo anders liegen, als auf dem Papiere. Sie muß in die Herzen geschrieben sein. Die Regierung muß ihr Amt verwalten in höherm, als menschlichem Auftrage, im Namen Gottes, in der Furcht des Herrn, im Aufblicke zu ihm, und in dieser Hinsicht soll sie sich allerdings ansehen als Statthalter Gottes und als von Gottes Gnaden, und nicht allein als

von der Menschen Gunst und Willkür. Die Bürger sollen gehorchen um Gottes willen, des Gewissens halber; sie sollen mit Vertrauen ihren Regenten entgegen kommen und eher ihre Fehler bedecken, als schadenfroh sie ans Licht ziehen. Hier stimme ich ganz dem Landgrafen Philipp von Hessen bei, einem Fürsten aus dem Zeitalter der Reformation, wie Deutschland seither wenige gehabt, trotz der Fehler, die auch er hatte, wenn er sagt: „Die Obrigkeit bedarf dann der meisten Ehre, wenn sie geschmäht wird, vielleicht auch gefehlt hat. Deßhalb sollen die „Unterthanen solche Schmach der Obrigkeit tragen helfen, und „sie wieder zu Ehren bringen, daß man in Frieden und Ehren „bei einander bleiben und leben möge. Wenn die Obrigkeit nie „fehlte, stände ihre Ehre nie in Gefahr, weil sie aber fehlbar „ist und ihre Ehre dadurch in Gefahr geräth', will sie Gott „schützen und hat das Gebot gemacht, sie zu ehren" *).

Und gesetzt, es werde auch vielfach von den Regierungen gefehlt, in monarchischen, wie in demokratischen Staaten, ist es durch Revolutionen in der Regel besser geworden? Oder hat nicht Luther recht, wenn er sagt: „Es ist eine böse Folge und „Exempel, Tyrannen morden oder sie verjagen; reißt es bald „ein und wird ein gemeiner Muthwille daraus, daß man Ty„rannen schilt, die nicht Tyrannen sind, und sie auch ermordet, „wie es dem Pöbel in den Sinn kommt..... Man darf dem „Pöbel nicht viel pfeifen.... Soll ja Unrecht gelitten sein, so „ist's besser, daß man von der Obrigkeit, als daß diese von den „Unterthanen leide. Denn der Pöbel hat und weiß kein Maß, „und steckt in einem jeglichen mehr, denn 5 Tyrannen. Nun „ist's besser, von einem Tyrannen, d. i. von der Obrigkeit, Un„recht leiden, denn von unzähligen Tyrannen, das ist vom „Pöbel" *).

So wenig wir also die politischen Ansichten der Reformatoren im Einzelnen theilen können, weil diese nothwendig

---

*) Raumer a. a. O. S. 373.

**) Raumer a. a. O. S. 371. Marheinecke Bd. II. S. 265. aus Luthers Schrift: „ob Kriegsleute auch in einem seligen Stande sein können?" L. W. X. S. 570.

wechseln müssen mit jedem Jahrzehend, so sehr müssen wir in Beziehung auf die ewigen Grundideen einer christlichen Staatsweisheit uns an sie anschließen. Auch in der Politik soll das reformatorische Princip gelten, nicht das revolutionäre. Auch hier soll die Macht des Wortes, die Macht der Belehrung, der vernünftigen Aufklärung, der Bildung und Gesittung das Bessere auf gesetzlichem Wege herbeiführen, und Gewalt von beiden Seiten so viel wie möglich vermieden werden. Auch hier soll die Doctrin, ja die höchste aller Doctrinen, das Christenthum mit seinem belebenden Geiste, die Verhältnisse durchdringen und die Kirche dem Staat in die Hände arbeiten. Wohlverstanden aber! Nicht eine todte Orthodoxie*), nicht der Buchstabe irgend einer Confession oder Dogmatik ist die Stütze dieser christlichen Staatsweisheit, so wenig, als der Buchstabe einer politischen Charte, sondern der Geist ist es auch hier, der lebendig macht, der rechte Geist der Liebe, des Vertrauens, der Geist der Frömmigkeit, der die Grenzen menschlicher Macht und Einsicht in Demuth erkennt, und der in allem den Segen von oben erwartet, der rechte Geist der Gemeinschaft, der aus freier Ueberzeugung, nicht aus Zwang, das Seinige unterordnet dem Ganzen, und der im tüchtigen Gehorsam seine wahre Ehre findet, so gut, wie im Befehlen.

Man wird nun freilich sagen, ein so idealer christlicher Staat sei etwas unmöglich zu Realisirendes, und eben deßhalb müsse das bürgerliche Leben getrennt erscheinen vom kirchlichen, und auf andere Grundlagen gebaut werden, als dieses. Diese Trennung von Staat und Kirche mag nun auch allerdings in so weit ihr Gutes haben, als Weltliches und Geistliches nicht vermischt werden dürfen, und auch hierin ist vielleicht unsere Zeit weiter, als die der Reformation. Aber auch diese Trennung der bürger-

*) Die überspannten dogmatischen Begriffe, die eine gewisse Partei, die sich ausschließlich evangelisch nennt, gern zur Alleinherrschaft bringen möchte, stehen der Realisirung einer christlichen Staatsverfassung am meisten im Wege. Solche überspannte Begriffe führen entweder zu crassen theokratischen und hierarchischen Forderungen, die gar nicht zu befriedigen sind, oder zum nordamerikanischen System, wo die Religion vom Staat als Grille des Einzelnen oder der Secten betrachtet wird. Nur eine vom klaren, wissenschaftlichen Gedanken beherrschte und darum gemäßigte Orthodoxie ist der evangelischen Staatskirche heilsam.

lichen und kirchlichen Interessen kann ich nur für einen unvollkommenen Uebergang halten zu etwas Vollkommenerm. Bis aber dieser vollkommnere Zustand eintritt, den wir nicht für eine bloße Chimäre halten, geht die Aufgabe eines jeden dahin, von sich aus das reinere christliche Leben dem Staatskörper mitzutheilen, und so in vernünftiger Weise das reformatorische Element zur Herrschaft zu bringen. Das lautere und wohlverstandene Christenthum will keine Stagnation, noch weniger Tyrannei und Knechtschaft. Es will Fortbildung im Geiste der Freiheit, und die wahre Gleichheit der Menschen durch den freien Geist der Liebe. Die politischen Tugenden, die das Christenthum in uns entwickeln will, sind leider! aber viel zu wenig erkannt, und bis sie erkannt und aufgenommen sind in unser Gemeinleben, ist auch immer noch zu fürchten, daß das Revolutionäre dem Reformatorischen den Rang ablaufe. Es herrscht selbst unter frommen Leuten noch zu viel Vorurtheil gegen politische Erörterungen vom Standpuncte der Religion, z. B. von der Kanzel aus; man glaubt, das seien Dinge, die sich nicht wohl zusammen vertragen, und eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das politische Leben ist die gefährliche Klippe, an der die einseitige Frömmigkeit vieler scheitert. Die Entstehungsart des Christenthums hat freilich den Schein dafür, daß es sich um die Sachen dieser Welt, und namentlich um Politik, nicht bekümmere, weil Christus gesagt hat, sein Reich sei nicht von dieser Welt. Allein man bedenke, daß damals ein entartetes Heidenthum mit seinen veralteten, zum Untergang reifen Formen der jungen Weltreligion entgegen stand. Seither aber ist der Same aufgegangen; er ist in ein neues Erdreich verpflanzt worden, auf welchem neue Staaten, die Staaten germanischen Stammes, sich gegründet haben. Das Christenthum ist das bildende Princip dieser Völker geworden; ihm haben sie es zu verdanken, daß sie aus der Rohheit zur Gesittung, zu einem geordneten, civilisirten Leben gekommen sind. Der Name eines christlichen Staats, einer christlichen Obrigkeit, eines christlich-politischen Verhältnisses ist demnach kein leerer Schall. Wenigstens kann ich die Hoffnung einer politischen Wiedergeburt der europäischen Völker, vor allem aber unseres Vaterlandes, aus

dem Samen eines wohlverstandenen Christenthums nicht aufgeben, und ich sehe darin ein größeres Heil, als in der Unabhängigkeit jener transatlantischen Freistaaten, die, nur durch weltliches, materielles Interesse verbunden, ihr öffentliches Leben auf eine frostige Weise vom Christenthum und dessen Einfluß losgerissen haben. Eine rechte gründliche Einsicht in das Wesen des Protestantismus, in die historische Bedeutung der Reformation scheint mir am besten vor diesem Kosmopolitismus zu schützen. Möge der Geist eines Zwingli die wahrhaft christlichen, patriotischen Gesinnungen unter uns erwecken*)! Mögen die protestantischen Religionslehrer auch dadurch sich von den Priestern einer herrschsüchtigen Kirche unterscheiden, daß sie nicht Glieder einer dem Staatsleben fremdartigen Kaste, sondern ächte Volkslehrer sind, Staatsdiener im großartigen Sinne des Worts, d. h. nicht bloße Staatsbeamte, sondern die lebendigen Glieder des Staats, die Träger seiner Intelligenz, die Bewahrer seiner heiligsten Kräfte, die Lehrer der Unmündigen, die Vertreter der geistigen Interessen des Volks, nicht als die da herrschen über die Heerde, sondern die ihr vorleuchten in Leben und Wandel.

Nach dieser freimüthigen Erörterung, die ich aber für nothwendig hielt, wenn ich über der Mannigfaltigkeit des historischen Stoffes den höhern sittlichen Zweck dieser Vorträge nicht aus den Augen verlieren wollte, kehre ich nun wieder zur Erzählung der Thatsachen zurück. Sie schließt sich unmittelbar an diese Erörterung an, indem wir dieselben Auftritte, welche wir in Nord- und Süddeutschland gefunden haben, sich in unsrer Nähe zutragen sehen, nur mit dem Unterschiede, daß die Sache dießmal ohne Blutvergießen abging, obwohl sie sonst manche Aehnlichkeit mit Ereignissen darbietet, die uns allen noch lebhaft in der Erinnerung sind.

Es ist schon erwähnt, daß sich der landesflüchtige Thomas Münzer auch einige Zeit in Basel und der Umgegend aufhielt. Selbst Oekolampad hatte ihm anfänglich Freundschaft erwiesen, nachher aber sich gänzlich von ihm losgesagt**). Es war besonders

---

*) Tzschirner u. Schleiermacher in Deutschland, — Heß, Müsli, Lavater in der Schweiz haben in seinem Geiste gewirkt.

**) Hottinger (Joh. v. Müller VII.) S. 5.

auf der Landschaft, namentlich in dem Dorfe Läufelfingen, Homburgergebiets, wo er sein Wesen trieb. Die Wiedertäuferei erhob somit auch bei uns ihr Haupt, und bereitete Oekolampad und seinen Freunden einen harten Stand. Von den theologischen Kämpfen mit dieser Secte werden wir nachher reden. Wie weit nun aber die politischen Unruhen mit ihr zusammenhingen, ist nicht ganz klar, obwohl allerdings wiedertäuferisch Gesinnte, wie der früher genannte Stephan Stör von Liestal, einen entschiedenen Antheil an dem Aufruhr nahmen. Im Allgemeinen scheint es, daß derselbe Revolutionsschwindel, der die Bauern in Elsaß und Schwaben ergriffen, und sich bis in den Sundgau und Schwarzwald verbreitet hatte, auch die des Baselschen Gebiets angesteckt habe, da auch hier im Ganzen dieselben Beschwerden zur Sprache kamen, und die Wuth sich hauptsächlich gegen Stifte und Klöster richtete.

Am Tage der beiden Apostel Philippi und Jacobi, den 1. Mai 1525, verbreitete sich ein Gerücht in der Stadt, als ob ein Complot von Bürgern darauf ausginge, die Klöster zu überfallen*). Die zu Webern, hieß es, wollten mit dem Steinenkloster Maria Magdalena den Anfang machen, hernach würde man hinter das Kloster St. Alban, die Carthaus und die übrigen gerathen. Dieses Complot stehe zugleich in Verbindung mit den aufrührerischen Landleuten, mit welchen man die Abrede getroffen habe, ihnen, so wie sie sich der Stadt näherten, das St. Alban- und Eschenthor zu öffnen. Der Rath der kleinen Stadt, an den sich die über die Nachricht betroffenen Carthäuser wandten, machte sogleich Anstalten zur Sicherheit. Wachen wurden ausgestellt bis an die Rheinbrücke, und die Carthäuser verbrachten die Nacht in Schrecken. Tags darauf versammelte sich der große Rath, um das Gerücht genauer zu untersuchen. Bald zeigte es sich, daß die Sage von einem Complot in der Stadt keinen Grund habe, wohl aber das Gerücht von dem Zusammenrotten der Landleute. Alsbald saßen die Rathsboten auf, um sich in die verschiedenen Districte zu verfügen und dem Grund

*) Wir geben es nach Ochs V. S. 492. ff. und Falkeisen (Ms.). Beide haben vorzüglich Ryff und die Chronik des Carthäusermönches Georg benutzt.

der Unzufriedenheit nachzuspüren. Als sie aber gegen Liestal kamen, fanden sie bereits die Landleute aus den Vogteien Farnsburg, Waldenburg, Homburg in Liestal versammelt. Ein allgemeines Aufgebot war nämlich von Seiten der Insurgenten durch das Land geflogen, daß alle sich auf diesen Tag in Liestal stellen sollten. Den Widerstrebenden ward mit dem Anzünden ihrer Häuser gedroht; manchen ward auch vorgegeben, das Aufgebot geschehe im Namen der Regierung. Mehrere Klöster, wie Schönthal und Olsburg, waren bereits von ihnen angegriffen und geplündert, und die Klosterleute verjagt worden. Der Stiftskeller in Liestal ward geleert. — Nun ließen die Abgeordneten des Raths den folgenden Tag Ausschüsse der versammelten Landleute vor sich kommen und stellten ihnen vor, wie treu die Regierung bisher für sie gewacht, wie viele Wohlthaten sie ihnen in Kriegszeiten, bei Theuerungen, Feuersbrünsten u. s. w. erwiesen, wie sie mit Geld, Korn und allem Nothwendigen die Dürftigen versorgt habe, und ersuchten sie, aus einander zu gehen. Sie versprachen, selbst an die einzelnen Orte zu reiten und sich über die Beschwerden weiter zu erkundigen. Die Ausschüsse entfernten sich ohne bestimmte Antwort. Jetzt ließen sie die Trommel rühren und mahnten jeden, sich beim obern Thore einzufinden. Hier schworen die Versammelten einen Eid und beriethen sich über die zu gebende Antwort. Als sie wieder in das Städtchen kamen, ließen sie den Abgeordneten sagen, sie würden ihnen die Antwort Nachmittags geben. Die Antwort war eine thätliche. Ueber Mittag wurde abermals Alarm geschlagen, und jeder beim Eid ermahnt, sich vor dem untern Thor einzufinden, um auf Basel loszuziehen.

Unter der Zeit hatte man in der Stadt sich der Gesinnung der Bürger versichert. Die Zünfte wurden zusammenberufen und die Umgänge auf denselben gemacht. Man fragte die Bürger, ob sie mit der Obrigkeit ferner Lieb und Leid tragen wollten, oder ob sie sich in etwas zu beschweren hätten. Einstimmig sprach sich in der Stadt eine gute, an Ordnung und Gesetz haltende Stimmung aus. Nun verbreitete sich in allen Straßen der Lärm vom Heranrücken der Bauern. Diese hatten sich in später Dämmerung der Stadt genaht. Sie hatten sich um Mön-

chenstein und Muttenz gesammelt und die Gegend umher durchstreift. Das Kloster Engenthal bei Muttenz wurde in Brand gesteckt und die Nonnen verjagt. Eben so überfielen sie das Kloster Schauenburg und das rothe Haus, raubten und verwüsteten, was ihnen vorkam, und verbreiteten Schrecken vor sich her. Die Thore wurden verschlossen, die Sturmglocke ertönte und jedermann fand sich im Harnisch auf den Alarmplätzen ein. Die Bauern waren bis zur kleinen Kapelle vor dem Eschemerthore vorgerückt. Die jüngere Bürgerschaft verlangte einen Ausfall zu thun. Wenigstens wollten sie von den Wällen herunter den Rebellen einen ernsten Empfang bereiten. Der Rath aber widerrieth jedes Einschreiten der Gewalt, ehe er noch einen Versuch der Güte mit ihnen gemacht hätte. Demnach wurden beide Häupter, Heinrich Meltinger und Adelberg Meier, unter einer Bedeckung bewaffneter Bürger zu ihnen hinausgeschickt, um die Gründe ihres Benehmens zu erfahren. Sie bekamen aber (nach Ryffs Chronik) „nur schlechten Bescheid von den Bauern.“ Bald darauf erschienen Gesandte von Zürich, Bern und Solothurn, welche den Frieden vermitteln sollten. Die Landleute zogen sich auf das Zureden der Vermittler zurück, und bloß ein Ausschuß blieb, um sich über die zu machenden Concessionen zu verständigen. Eine Amnestie wurde gefordert und gegeben, doch nicht eine unbedingte. Die Rädelsführer, und unter ihnen namentlich der Leutpriester von Liestal, Stephan Stör, sollten zur Strafe gezogen werden, doch dieser rettete sich durch die Flucht und kam nach Straßburg. Auch die Uebrigen, welche aufrührerische Briefe geschrieben hatten, fielen der Strafe des Richters anheim. Die streitigen Puncte, welche nun erlesen wurden, betrafen die Leibeigenschaft, die Abgaben, das Recht des Fisch- und Vogelfanges u. a. der Art mehr*). Während der Unterhandlungen und noch mehrere Tage nachher wurden fortwährend fleißig Wachen und Umgänge gehalten in beiden Städten, und nur 3 Thore offen gelassen. Alles Geläute der Glocken, die Rathsglocke allein ausgenommen, wurde 3 Wochen lang abgestellt. Immer fürchtete man noch, daß auch in der Stadt der Zunder der Empörung

*) Siehe die Urkunde in der Note bei Ochs V. S. 500.

im Stillen fortglimme. Mehrere verdächtige Personen wurden auch verhaftet, eine sogar lange inne behalten und gefoltert, doch kam nichts Sicheres auf Stadtbürger heraus. Später (1532) sollen die Landleute ihr Unrecht eingesehen und von selbst wieder auf den Vertrag verzichtet haben.

Ich habe schon bemerkt, daß sich nicht ganz genau ausmachen läßt, wie weit dieser Aufstand mit der Wiedertäuferei in Verbindung gestanden. So viel ist aber gewiß, daß beide Erscheinungen ihrem Princip nach zusammengehören, indem auch die Wiedertäufer die Obrigkeit aus schwärmerischem Dünkel verachteten, die Abgaben verweigerten und eine Zeit der vollkommenen Freiheit und Gleichheit verhießen, wo aller Unterschied von Geistlichen und Weltlichen, von Herrn und Dienern, von Reichen und Armen aufgehoben sein werde.

Wir müssen demnach diese Secte, welche sich von Sachsen aus durch Thomas Münzer nach der Schweiz verbreitet hatte, etwas genauer betrachten*). Die Hauptanführer derselben in unserm Vaterlande sind Ludwig Hetzer, Conrad Grebel und Felix Manz in Zürich, Balthasar Hubmeier, Prediger in Waldshut, der auch eine Zeitlang in St. Gallen sein Wesen trieb, Lorenz Hochreutener, Wolfgang Ulemann, Joh. Brödtlein, Georg Blaurock, der uns schon bekannte Wilh. Röublin u. a. m. Einige dieser Männer, wie Grebel, waren nicht ohne Bildung. Dieser stammte aus einem angesehenen Geschlecht, und hatte sich erst die Freundschaft Zwingli's und Vadians zu erwerben gewußt, ja, er hatte sogar des letztern Schwester zur Frau. Der alte Geschichtschreiber Hottinger**) schildert ihn „als einen gelehrten, aber melancholischen Kopf." Nach andern Nachrichten gehörte Grebel zu den Leuten, die bei vielem Talent, aber bei wenig Moralität, sich da am wohlsten befinden, wo sie die Vorwürfe ihres

---

*) Hauptquellen sind Bullinger, von der Wiedertäufer Ursprung, Secten, Wesen. 1560. 4. Ott, Annales anabaptistici. 1671. Gast, de anabaptismi exordio, erroribus, historiis abominandis u. s. w., womit zu vergleichen mehreres von Zwingli in Schulers u. Schultheissens Ausgabe der deutschen Schriften Bd. I. Abth. 2. u. Hottinger a. a. O.

**) Helv. Kircheng. III. S. 219.

Gewissens im Tumulte der Leidenschaft ersticken und über dem, wozu sie anderes anstiften, sich selbst vergessen können*). Er schien recht eigentlich zum Volksverführer geschaffen, zum Wühler und lärmenden Tonangeber in einer wirrvollen Zeit! Als er vergebens versucht hatte, den besonnenen Zwingli für seine Plane zu bereden, brach er mit ihm und mit Zürich überhaupt. Wie ein Wüthender lief er eines Tages mit Felix Manz durch die Straßen von Zürich und rief das Weh! über die Stadt aus. Zwingli ward als der große Drache ausgeschrien, — Diebe und Mörder wurden die evangelischen Lehrer gescholten, und dagegen an die Stimme des Volkes appellirt, aus der die Stimme Gottes rede.

Die Umtriebe dieser Männer nahmen ihren Anfang in Zollikon bei Zürich. Mit eigenmächtigem Zerschlagen der Bilder und Altäre (auch der Taufstein wurde umgestoßen und zertrümmert) machten sie den Anfang. Als Brödtlein dieser Unfuge wegen entsetzt ward, begehrte bei dem Abschiedsschmause, den er den Seinen gab, ein großer Theil der anwesenden, durch schwärmerische Vorträge erhitzten Gäste die Taufe, und nachdem sie dieselbe erhalten, tauften sie andere wieder. Eben so gingen Manz und Grebel in den Häusern umher und theilten auf ihre eigene Hand das heilige Nachtmahl aus, oder „richteten", wie sie es nannten, „den Tisch Gottes auf." Nächtliche Zusammenkünfte wurden gehalten, in welchen Bibelvorträge und allerlei Weissagungen stattfanden. Aehnliches ereignete sich um dieselbe Zeit in Waldshut, wo Balth. Hubmeier, der einen starken Anhang in der Stadt fand, am Vorabend des Osterfestes von 1525 seine Anhänger zusammenberief, und nachdem er Wasser in einem Melkkübel hatte herbeitragen lassen, dreihundert Personen die feierliche Wiedertaufe ertheilte**).

Solche Erscheinungen machten natürlich großes Aufsehen. Daß katholische Regierungen, wie die österreichische, unter der Waldshut stand, mit aller Macht einschritten, läßt sich denken.

---

*) Tendants dazu haben die Jahre 1830 bis 34 an verschiedenen Orten geliefert.

**) Vgl. Sohm, Geschichte der Stadtpfarrei Waldshut, ein merkwürdiger Beitrag zur Wiedertäufergeschichte. Schaffhausen 820.

Allein auch solchen Regierungen, welche die Reformation begünstigt hatten, wie der Zürcherschen, konnten solche Auftritte nicht gleichgültig sein. Wurde doch eben dadurch das Wesen der Reformation selbst gefährdet, und der einbrechenden Unordnung Thür und Thor geöffnet! Ehe wir jedoch sehen, welche Vorkehrungen gegen die Wiedertäufer in den verschiedenen Gegenden der Schweiz getroffen wurden, müssen wir noch etwas genauer ihr Treiben beobachten, wie es an allen Enden zum Vorschein kam.

Nach dem bloßen Namen zu urtheilen, würde der Irrthum der Wiedertäufer bloß darin bestanden haben, daß sie die Kindertaufe verwarfen und deßhalb die Taufe an allen denen wiederholten, die in ihre Gemeinschaft traten. Allein dieß machte nur einen Theil ihres Irrthums aus, und wäre dieser Irrthum allein gestanden, so ließe sich wohl fragen, ob man sich nicht darüber mit ihnen hätte verständigen können. Ja, wenn wir aufrichtig und unparteiisch sein wollen, so müssen wir gestehen, daß der Zweifel gegen die Zweckmäßigkeit der Kindertaufe an und für sich noch nichts so Schreckliches und Unerhörtes war*); denn hatte man einmal angefangen, alles auf die Bibel zurückzuführen, und nichts zu gestatten, was sich nicht aus ihr beweisen läßt, so mußte wohl natürlich auch die Frage entstehen, ob denn die Kindertaufe in der Bibel geboten sei? Darüber ließe sich wenigstens ein ähnlicher theologischer und exegetischer Streit denken, wie über die Einsetzungsworte des Abendmahls, ohne daß darum alle die Uebertreibungen nöthig geworden wären, die wir bei den Wiedertäufern finden. Wir könnten uns im Gegentheil denken, daß der Zweifel gegen die Kindertaufe auch in ganz klaren, nüchternen Leuten aufsteigen konnte, denen es passender schien, daß erst der das Sacrament der Taufe empfange, der Vernunft genug besitze, um von den göttlichen Geheimnissen doch wenigstens eine Ahnung zu haben, wenn er sie auch gleich nie begreifen kann. Wenigstens ließ sich mancherlei für ein solches Verfahren anführen. Es ließ sich zeigen (und dieß thaten auch die Wiedertäufer), wie Jesus seinen Jüngern den Auftrag gegeben, die

*) Sehr besonnen urtheilt hierin nach seiner Gewohnheit der gelehrte Planck. Man sehe dessen Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs. Bd. II. S. 45. ff.

Völker zu lehren und erst dann sie zu taufen, nachdem sie belehrt worden. Auch sage ja Christus, wer da glaubt und getauft wird, und mache somit die Taufe abhängig vom Glauben. Es konnte aus der biblischen Geschichte angeführt werden, wie die Belehrung der Apostel in der That der Taufe vorausging, und wirklich führten die Wiedertäufer das Beispiel des Kämmerers der Königin Kandace an, welchen Philippus erst taufte, nachdem er ihn belehrt hatte. Zu dem konnte sogar die Geschichte der ersten Jahrhunderte angeführt werden, in welchen wirklich die Taufe der Katechumenen bis auf den Zeitpunct verschoben wurde, wo sie einen ordentlichen Unterricht erhalten hatten. Es konnte das Zeugniß bedeutender Kirchenväter, wie eines Tertullian, gegen die Kindertaufe angeführt werden. — Freilich konnte von der andern Seite auch wieder manches für den bisherigen Gebrauch angeführt werden, und wurde auch von den Reformatoren geltend gemacht. Wenn gleich nicht erwiesen werden konnte, daß Kinder in der apostolischen Zeit seien getauft worden, so konnte es doch einigermaßen wahrscheinlich gemacht werden, da öfter von ganzen Familien die Rede ist, welche getauft worden seien, unter denen also auch wohl Kinder gewesen. Es konnte darauf hingewiesen werden (und das war offenbar eine geistigere Beweisführung), daß Christus von den Kindern gesagt habe, lasset die Kleinen zu mir kommen, denn ihnen ist das Himmelreich. Ein logisch-strenger Beweis war dieß freilich nicht; denn wo stand geschrieben, daß diese Kinder seien getauft worden, man konnte sie ja auch bloß durch die Lehre dem Heiland zuführen und sie später taufen. Allein darin lag doch immer etwas, daß schon die Kinder mit ins Reich Gottes gehören, daß sie schon theilnehmen an den Verheißungen desselben, wenn auch ihr Verstand noch nicht nachkommen kann. Es war zum mindesten ein schöner, trostreicher Gedanke, daß die Kirche wie eine sorgsame Mutter sich des Sterblichen annimmt, ihm entgegenkommt, für ihn sorgt, ehe sein eigenes Bewußtsein noch erwacht ist. Müssen doch auch im physischen Leben liebende Hände anderer sich unsrer annehmen, ehe wir uns selbst helfen können. Warum soll und darf nicht auch eine solche geistige Vormundschaft stattfinden für die Unmündigen? Und

bleibt es denn nicht später dem Täufling, wenn er zu den Jahren reifer Erkenntniß gekommen und den Unterricht erhalten hat, vorbehalten, sich jetzt mit freiem Bewußtsein für das zu erklären, was früher andere für ihn zugesagt haben? Wurde doch schon im alten Testament (und auch das machten die Reformatoren geltend) das Kind durch die Beschneidung in den Bund Gottes aufgenommen; warum sollen wir nicht die Freiheit haben, die Taufe an die Stelle der Beschneidung treten zu lassen als Bundeszeichen?*)

Sie sehen also, daß sich für und wider die Sache auf eine Weise disputiren ließ, die von aller Schwärmerei entfernt bleibt. Allein schon darin dürfte denn doch etwas Schwärmerisch-eigensinniges und Ueberspanntes liegen, wenn jemand um dieser Verschiedenheit der Ansicht willen die Kirchengemeinschaft mit andern aufheben und sich auf keine Weise wollte bewegen lassen, einem Gebrauch sich zu unterziehen, der doch wenigstens in der Bibel nicht gemißbilligt wird, der überhaupt, wenn man ihn richtig faßt und auslegt, nichts Widerchristliches in sich faßt. Es kommt am Ende denn doch nicht auf den Buchstaben der Einsetzung an, sondern auf den Geist und die Bedeutung. Die Verhältnisse der Kirche hatten sich seit der apostolischen Zeit bedeutend verändert. Damals war das Christwerden rein Sache der persönlichen Wahl, weil es noch keine öffentliche Kirche gab, und so konnte auch Annehmen der Taufe jedem überlassen bleiben. Seit aber das Christenthum Staatskirche geworden war, seit jeder mit dem Eintritt in das äußere Leben auch als Glied der Kirche, wenigstens als äußeres Glied derselben, betrachtet wurde, war es anders, und es zeugte von Intoleranz und übertriebenem Puritanismus, sich in diese veränderte Ordnung der Dinge auch dann nicht fügen zu wollen, wenn der innern Bedeutung der Sache dadurch kein Abbruch geschah. Hätten übrigens die Wiedertäufer sich darauf beschränkt, bloß ihre Gründe, die sie gegen den Gebrauch der Kindertaufe zu haben glaubten, ruhig und bescheiden vorzutragen, so würde sich, wenigstens in

*) Damit ist nicht nöthig, die Beschneidung selbst als Sacrament zu fassen oder auch nur als bestimmtes Vorbild für dasselbe. Hierin gingen die reformirten Theologen wieder zu weit.

der reformirten Kirche, leicht ein Ausweg haben finden lassen, der beiden Parteien genügt hätte; denn selbst jetzt noch stellte es die Züricher Regierung, wahrscheinlich auf Zwingli's Rath, bis ins 8. Jahr frei, die Kinder taufen zu lassen, beharrte also nicht mit Eigensinn auf der Taufe ganz neugeborner Kinder *). (Luther, der überhaupt in der Lehre von den Sacramenten strenger das Herkommen bewahrt wissen wollte, hätte sich vielleicht weniger zu solchen Concessionen geneigt gefunden.) Nun aber begnügten sich die Wiedertäufer nicht mit dem Vortrage ihrer Gründe; sie schritten thätlich ein, sie tauften wirklich die zum zweiten Mal, die schon waren getauft worden, sie gaben damit zu erkennen, daß sie die Taufe, welche von der Kirche ausgegangen war, für eine unächte und falsche hielten; sie schlossen sich damit an den Irrthum früherer Secten an (der Donatisten und Novatianer), welche ebenfalls die Taufe an denen wiederholten, die zu ihnen übertraten, und dadurch die Gemeinschaft mit der allgemeinen Kirche recht eigentlich radicaliter aufhoben. Hierin nun unterscheidet sich das wiedertäuferische Princip auf das bestimmteste von dem der Reformatoren. Auch die Reformatoren sahen die Kirche, in der sie lebten, als verderbt an, aber doch nicht als grundverderbbar; sie wollten sie nur reinigen von den Mißbräuchen, nicht eine neue an ihre Stelle setzen. Ja, sie wollten sich auch anfänglich gar nicht einmal von der bisherigen Kirche trennen, sondern erst, als diese sich hartnäckig allen Verbesserungsansprüchen widersetzte, traten sie endlich aus aus dem großen Schiffe und retteten sich in einen Nachen. Aber auch da anerkannten sie noch ein gewisses Band zwischen ihnen und der Mutterkirche. Die Taufe, das Symbol der Gemeinschaft, blieb für beide Kirchenparteien dieselbe, und wird bis auf den heutigen Tag gegenseitig respectirt. Und in diesem Bewahren eines gemeinsamen Symbols und eines gemeinsamen historischen Grundes mit der alten Kirche liegt vieles, das wir oft nur zu wenig beachten. Nicht so die Wiedertäufer. Alles sollte neu werden. Die Kirche, hieß es, sei nicht hie oder da. Das Sicht-

*) Hottinger (Forts. von Joh. v. Müller) Bd. 7. S. 32. (nach einem Mandat vom 17. Jan. 1525.).

bare müsse vergehen. Nicht in Tempeln, sondern überall, im Walde und auf den Bergen, könne man Gott anbeten. Ferner verachteten die Wiedertäufer, als eigentliche Sectirer und Separatisten, nicht nur den regelmäßigen, geordneten und öffentlichen Gottesdienst, sondern auch den Lehrstand und die theologische Wissenschaft, und indem sie auf der einen Seite dem Buchstaben den Krieg ankündeten, hielten sie ihn von der andern Seite wieder auf die lächerlichste Weise fest, so daß sie z. B. Bibeln und Andachtsbücher verbrannten, eben darum, weil es heiße, der Buchstabe tödtet. Sie glaubten also recht eigentlich durch den Buchstaben den Buchstaben auszutreiben, wie immer die Schwärmer zu thun pflegen, die an die dunkle Seite des Buchstabens sich anklammern, während sie für die klare Bedeutung desselben die Augen verschlossen halten. Indem sie sich so bei ihren religiösen Forschungen einem dunklen Gefühl oder vielmehr einer erhitzten und an den bilderreichen Stellen der heiligen Schrift genährten Einbildungskraft überließen, und dabei noch ihre eigenen Träumereien für Offenbarungen und Eingebungen des heiligen Geistes hielten, geriethen sie auf die seltsamsten Grundsätze und Einfälle. Wie im Kirchlichen, so war auch im Politischen ihr Streben ein regelloses, ins Unbestimmte und Unausführbare gehendes. Kein Christ sollte ein obrigkeitliches Amt bekleiden dürfen, nach ihren Vorstellungen. Die Obrigkeit erschien ihnen als ein heidnisches, die christliche Freiheit beschränkendes Institut; ihr den Eid der Treue zu leisten, hielten sie für eben so etwas Unrechtes, als das Eidschwören überhaupt. Eben so widersetzten sie sich dem Kriegsdienste und dem Tragen der Waffen, und zeigten sich auch im geselligen Leben, in Kleidung und äußerm Daherkommen als Sonderlinge. Gemeinschaft der Güter war eine manchen willkommene Lieblingsidee, wodurch sie viele aus der Masse an sich zogen, und in die ehelichen Verhältnisse brachten sie, ihrer fleisch=geistigen Gesinnung nach, die unseligsten Störungen. Im Grunde brachten sie lauter solche Dinge zum Vorschein, wie sie die Schwärmer der ersten Jahrhunderte gebracht hatten, und wie sie unter verschiedenen Modificationen, bis auf den St. Simonismus hinab, auch in den Zeiten nach der Reformation gebracht worden sind. Lassen Sie

uns nur einzelne ihrer Verirrungen noch durch Anführung von Thatsachen anschaulich machen.

Ein armes Weiblein sah man (nach der Erzählung eines Zeitgenossen)*), auf das Geheiß des Engels Gabriel hin, alle ihre Nachbarn zu einer Mahlzeit einladen. Als der Tisch gedeckt war und die Gesellschaft zur bestimmten Stunde sich einfand, fing das Weiblein an, aus allen Kräften zu beten, und tröstete dann die Gäste, welche immer noch keine Anstalt zum Essen wahrnahmen, damit, daß die Engel die Speisen bringen würden, gleich wie der Herr einst Israel mit Manna gespeist habe. Als aber die Gesellschaft bis in den späten Abend mit hungrigem Magen gewartet hatte, gingen die Enttäuschten unzufrieden aus einander.

Wie diese Frau den Spruch des Herrn, „bittet, so wird euch gegeben" wörtlich nahm, so nahmen andere die Ermahnung, zu werden wie die Kinder, gleichfalls im buchstäblichen Sinne. Da sah man denn mehrere auf der Straße springen und in die Hände klatschen, andere zusammen einen Reigen aufführen, oder sich zum Spiel auf die Erde niedersetzen und mit einander im Sande wühlen. Noch andere tändelten mit Puppen, oder zogen Tannzapfen, an einen Faden gebunden, auf der Erde herum **). Ein Wiedertäufer saß einst lange am Ufer des Rheins, wo er kleine Sandhäufchen bildete, dann mit der hohlen Hand Wasser aus dem Strome schöpfte und dieses dann durch die Sandhäufchen rinnen ließ. Als man ihn fragte, was er da mache, sagte er, er bestrebe sich, dem Gebote seines Heilandes nachzukommen, zu werden wie die Kinder, da offenbar nichts kindischer sei, als dieser Versuch, den Rheinstrom auszuschöpfen ***).

Wäre es indessen bei diesen immerhin in ihrer Quelle nur zu traurigen Lächerlichkeiten geblieben. Allein der religiöse Wahn, der oft bis zur convulsivischen Verrücktheit sich steigerte (das sogenannte Zeugen und Sterben), nahm hie und da noch eine gefährlichere Wendung. Daß manche die sündhaftesten Gelüste des

---

*) Gast a. a. O.

**) Hottinger a. a. O.

***) Gast a. a. O.

Fleisches hinter die übergeistige Maske zn verstecken wußten, ist schon erwähnt. Nicht nur aber dieß, auch zum gräulichsten Morde führte eine religiöse Richtung, die aller Vernunft den Abschied gegeben und alles edlere, menschliche Gefühl für das Gute und Schöne als einen vermeintlichen Rest des alten Adam in sich erstickt hatte.

In der Nähe von St. Gallen, wo die Zahl der Wiedertäufer sich schon bis auf 800 vermehrt hatte, wohnte auf einem einsamen Landhause der 80jährige Hans Schucker mit seiner zahlreichen Familie. Alle waren eifrige Sectirer, und mancherlei Unsinn war schon in ihrem Kreise gepredigt und allerlei Tollheiten getrieben worden. Eines Tages (den 8. Febr. 1526) redete der jüngere Bruder Leonhard den ältern, Thomas, mit den Worten an: „Es ist der Wille des himmlischen Vaters, daß du mir das Haupt abschlagest.“ Thomas betete erst mit seinen Geschwistern zu Gott, er möge den Willen für das Werk annehmen, glaubte aber keine Erhörung zu verspüren. Da schrien sie denn beide: „Dein Wille, o Vater! geschehe!“ Leonhard kniete nieder, Thomas ergriff das Schwert, und zu seinen Füßen sank das Haupt des gemordeten Bruders. Nach verrichteter That griff er zu seiner Laute und pries Gott für das Gelingen des Werkes. Dann lieferte er sich selbst den Gerichten aus, blieb aber hartnäckig auf dem Geständniß, nicht er habe die That gethan, sondern der Vater durch ihn*). Wer erinnert sich nicht hierbei der ähnlichen Wildespucher Geschichte, die noch in frischem Andenken bei uns lebt, und wer bleibt dabei nicht einen Augenblick stehen und fragt: ist es denn in der That rathsam, alles, und auch das Absurdeste, so lange gewähren zu lassen, bis es zu solchen Ausbrüchen kommt, oder ist es nicht weiser, vorzubeugen und von oben herab Hemmungen eintreten zu lassen, ehe das Uebel den höchsten Grad erreicht hat? Es ist dieß eine Frage, die unsere Zeit vielfach beschäftigt, wie weit nämlich den verschiedenen religiösen Richtungen und Bestrebungen volle Duldung und Freiheit gesichert werden solle, oder nicht, wie weit der Staat

*) Vgl. Franz, schwärmerische Scenen der St. Galler Wiedertäufer zu Anfang der Reformation. Ebnat 824. Mehreres giebt auch das Appenzellischer Monatsblatt.

sich hier Eingriffe zu erlauben, wie er sich überhaupt in Beziehung auf solche Erscheinungen zu benehmen habe? Erwarten Sie von mir hier keine ausführliche Beleuchtung des Gegenstandes, die Zeit würde uns auch dazu fehlen. Ich begnüge mich, nur noch ganz kurz geschichtlich anzuführen, was damals gethan wurde, und erlaube mir nur einige Winke zum Schlusse beizufügen.

Wie überhaupt die Formen der peinlichen Rechtspflege rauh, die Strafen hart und unmenschlich waren, so kommen auch hier ähnliche Urtheile vor, wie man sie gegen die aufrührerischen Bauern erlassen hatte. Mehrere der Anführer dieser Secte sehen wir auf dem Schaffot sterben. So endete Felix Manz in Zürich, so Balthasar Hubmeier in Wien. Gewöhnlich wurden die hingerichteten Leichname noch verbrannt, und auch das Ertränken war eine bei den Wiedertäufern häufig angewandte Strafe; nicht zu gedenken der Absetzungen, Gefängnisse, der Geldstrafen, der öffentlichen Ausstellungen und körperlichen Züchtigungen. So erließen denn auch, um etwas in der Chronologie vorzugreifen, im Sept. 1527 die Stände von Zürich, Bern und St. Gallen einen Abschied gegen die Wiedertäufer, der die härtesten Leibes- und Lebensstrafen gegen die Sectirer androht. Man dachte allerdings damals nicht genug daran, daß der Wahn des Menschen, wenn er einmal des Gemüthes sich bemächtigt hat, so wenig, als die bessere Ueberzeugung, sich mit dem Staupbesen austreiben, mit Kerker und Banden sich einengen oder mit Feuer und Schwert vertilgen lasse, und erst die Erfahrung mußte es lehren, wie durch solche Maßregeln nur der Irrthum bestärkt und der Eigensinn zum Märtyrerthum erhoben wird. Aber von der andern Seite muß man auch bedenken, daß manche von denen, welche auf so traurige Weise endeten, sich in der That auch wirklicher Verbrechen schuldig gemacht hatten, die in bürgerlicher Hinsicht strafbar waren. Man muß sich hineinversetzen in eine Zeit, in welcher Ketzergerichte noch nicht ganz vergessen waren, und in welcher die bessere reformatorische Einsicht sich noch nicht zur vollen Klarheit entwickelt und durchgebildet hatte. Die damaligen Regierungen, welche dem Protestantismus huldigten, befanden sich in der That in einer schwierigen Lage. Auf der einen

Seite mußten sie das Verfahren des Papstes und Kaisers gegen die Evangelischen und die Verfolgungen der neuen Lehrer verabscheuen, da sie ja selbst das Aufkommen derselben begünstigten; auf der andern konnten sie aber auch die Wiedertäufer und Schwärmer nicht gewähren lassen, theils weil sie dadurch mit Recht die Vorwürfe katholischer Herrschaften und Stände sich zugezogen hätten, als ob sie alle Unordnungen begünstigten, theils weil ihnen selbst vor dem Unwesen bange war. Die Sache war ihnen zu neu, als daß sie gleich ein sicheres Urtheil hätten fassen können; denn in manchem stimmten ja wieder die Reden dieser Leute zusammen mit den Lehren der Reformatoren, nur daß sie dieselben übertrieben faßten, ihnen eine größere Ausdehnung, eine falsche und unbesonnene Anwendung gaben. Wollte man sich z. B. darauf berufen, die sectirerischen Lehrer seien keine ordnungsmäßig geweihten Geistlichen, so konnte man sich nicht verhehlen, daß auch Zwingli gesagt hatte, es werde eine Zeit kommen, wo Glaser, Müller, Hafner, Schuster und Schneider das Evangelium lehren werden*); man hatte noch nicht vergessen, wie Luther und seine Genossen das Priesterthum in der That nicht in die äußere Weihe setzten, sondern in die Geistesfülle, die sich im Innern der Gläubigen, oft der Ungelehrten, offenbart. Erst später machten sich gewisse nothwendige Beschränkungen und Forderungen wieder geltend, als die Mißbräuche zum Vorschein kamen. Eine Kirchenordnung konnte sich erst zu bilden anfangen, nachdem schon Unordnungen vorgefallen waren, und in dieser Hinsicht kann man es nicht verkennen, daß sich die Vorsehung auch der Wiedertäuferei als eines läuternden Elementes bedient hat, um den reformatorischen Geist zu seiner eigenen Besinnung zurückzubringen, daß sie ihm das Schreckbild eines bodenlosen Fanatismus vorgehalten, um ihm mit vernehmlicher Stimme zuzurufen: „bis hieher und nicht weiter!“ In dieser Hinsicht haben immer gewisse abnorme Erscheinungen auf dem religiösen, wie auf dem politischen Gebiet wenigstens den Werth, daß sie die Geister wach erhalten und einen heilsamen Kampf hervorrufen. Dieser Kampf muß wie im Staate, so auch in der

*) Hottinger (Joh. v. Müller VII.) S. 378.

Kirche sein. Aber in der Kirche darf er nicht geführt werden mit leiblichen, sondern mit geistigen Waffen, nicht mit Feuer und Schwert, sondern mit dem Worte, wie Luther gleich im Anfang es so herrlich und kräftig ins Licht gestellt, als die Wittenberger Unruhen begonnen hatten. Dieses Schwert des Geistes zu führen gegen jede Art von religiöser Verirrung, den Irrthum der einen, wie der andern Art zu bekämpfen, den Unglauben, wie den Aberglauben, die Gleichgültigkeit, wie die Schwärmerei in ihren innersten Schlupfwinkeln zu verfolgen und ihnen das reine Licht der Wahrheit entgegenzuhalten, das ist die Pflicht evangelischer Lehrer. Und diese Pflicht haben denn auch Zwingli und Oekolampad treu geübt in einer schweren Zeit. Da galt es, mit Hintansetzung aller persönlichen Rücksichten, auf Gefahr hin, rechts und links verkannt zu werden, auf das klar erkannte Ziel loszugehen. Mit Liebe und Ernst, mit Selbstverläugnung und Nachdruck bekämpften sie den emporwachsenden Irrthum, und ließen sich nicht irre machen durch die verkehrten Auslegungen, die man ihren Bemühungen gab, durch die lieblosen Urtheile, die ihren Eifer trafen. Und zur Ehre der damaligen Regierungen muß es denn auch gesagt werden, daß sie nicht gleich mit jenen harten Mitteln einschritten, sondern im Vereine mit den erleuchteten Männern, denen sie ihr Vertrauen geschenkt hatten, die Irrenden wieder auf den rechten Weg zu bringen suchten. Nicht nur predigten und schrieben die Reformatoren gegen die sectirerischen Schwärmer, sondern auch hier wurde der schon früher versuchte Weg der Disputationen und Religionsgespräche wieder eingeschlagen. Ein solches Gespräch fand statt im Juni 1525 in Zürich, und dauerte 3 volle Tage, indem Zwingli, Leo Judä, Heinr. Großmann mit Ernst und Würde auf die bald plumpen, bald spitzfindigen Fragen ihrer Gegner antworteten, deren Blick, Ton und Sitte schon wider sie einnahmen*). Unsägliche Mühe gab sich aber auch Oekolampad in unserer Gegend, den Frieden herzustellen. Er suchte die Irrenden auf, ließ sich

*) „Entscheidend" sagt Prof. Hottinger a. a. O., „mußte auf „jeden Denkenden der bloße Gegensatz wirken: Hier in ernster Würde „die oberste Landesbehörde, und als Vertheidiger der Ordnung u. gründ„lichen Wissenschaft, Männer, für deren Kenntniß und reinen Willen „ihr ganzes Thun und Leben zeugte; dort hingegen in anstößiger Bru-

zu ihren schwachen Begriffen herab, ertrug die gröbsten Beleidigungen mit unüberwindlicher Geduld, setzte sich sogar der Lebensgefahr aus, aber alles meistentheils umsonst. Selbst Leute, die er schon glaubte gebessert zu haben, für die er die Obrigkeit um Schonung gefleht hatte, kehrten sich, nachdem sie von der Strafe freigesprochen worden, wieder gegen ihn und ließen ihn ihren Haß fühlen.

Noch etwas früher, als in Zürich, ward in Basel (Pfingstmontag 1525) ein Gespräch mit den Wiedertäufern veranstaltet, in der St. Martinskirche, bei welchem wir Oekolampad und seine Collegen thätig finden. Aehnliche Disputationen wurden auf der Landschaft (in Läufelfingen und Pratteln) gehalten. Das Ergebniß war ohne weitere Frucht.

Um den weitern Verlauf unserer Erzählung nicht zu unterbrechen, will ich gleich hier die fernern Schicksale der Wiedertäufer angeben. Längere Zeit hielten sie sich, ungeachtet der Drohungen und Strafen, in unserer Gegend auf. Auch in Baiern trieben sie ihr Wesen. Später zogen sich die meisten nach Westphalen und in die Gegenden des Niederrheins. Münster ward der Sammelplatz. Hier stieg der Fanatismus aufs höchste, indem der Prediger Rothmann, der Schneider Johann Bockhold von Leyden und Bernhard Knipperdolling die Regierung des neuen Jerusalems aufrichteten. Nach einer langen und ernstlichen Belagerung durch den Bischof von Münster, die Truppen Ferdinands und des Landgrafen Philipp von Hessen ward der Aufruhr gestillt. Nach langen Anstrengungen der aufs äußerste erhitzten, durch Terrorismus gesteigerten Tollheit fiel die Stadt durch Verrath in die Hände der Belagerer. Grausame Rache ward genommen (1536). Erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts ging eine wohlthätige Veränderung mit der Secte vor, indem Menno Simonis, ein Friesländer, als Reformator unter ihnen auftrat, vieles von dem Schwärmerischen entfernte, und eine mildere religiöse Gesinnung unter sie verpflanzte. Von

---

„derschaft mit Schwachköpfen, mit bekannten Unruhstiftern, mit Klatsch„weibern und zweideutigen Betschwestern mehrere, zwar fein gebildete, „doch keineswegs tadelfreien Rufes, bald gehemmt, bald gestoßen durch „ihren Anhang, und die innere Unruhe und Beschämung durch geheu„chelte Zuversicht und anmaßenden Ton mühsam verbergend.“

da an kommen sie unter dem Namen der Mennoniten oder Friesländer vor, auch wohl der Taufgesinnten. So wie sich die Secte selbst gemildert hatte, wurde man auch von Staatswegen allmählig duldsamer gegen sie. Zwar geschah es noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Basel, daß die Leiche des hier verstorbenen David Joris, eines Wiedertäufers, der sich aber unter einem andern Namen hier aufgehalten und ein großes Ansehn in der Bürgerschaft erlangt hatte, wieder ausgegraben und mit dessen Schriften unter dem Galgen verbrannt wurde; wie denn überhaupt die starke Stelle gegen die Wiedertäufer in unserer Basler Confession zu erklären ist aus den damaligen Verhältnissen. Später aber, 1783, wurde mehreren Wiedertäuferfamilien die Niederlassung in unserm Gebiete gestattet, und seither haben sie sich als ruhige, fleißige, großentheils sittsame Leute erwiesen. So sehr kann auch der Geist einer Secte sich ändern, wenn die Vernunft ihr wiederkehrt, nach bitter gemachten Erfahrungen. Und so könnte man denn überhaupt aus dieser Geschichte der Wiedertäufer den Schluß ziehen, daß es besser sei, gewisse Schwärmereien austoben zu lassen, als ihnen gewaltsam zu begegnen. Ja, es kann überhaupt gefragt werden, ob dieß gerecht, ob es erlaubt ist, so lange die Irrenden nichts unternehmen, was gegen die Gesetze des Staates läuft. Auch hierin hat unsere Zeit unbestreitbare Fortschritte gemacht, in Beziehung nämlich auf Toleranz. Wenn wir aber von der andern Seite es wünschenswerth finden müssen, daß, wie wir zu Anfang dieser Stunde gesehen haben, Kirche und Staat in Wechselbeziehung stehen, weil dieß den reformatorischen Principien angemessen und in der geschichtlichen Entwicklung der europäischen Völker gegründet ist, so stellt sich dann freilich auch wieder die Frage, wie weit dennoch eine weise Beschränkung in Cultussachen eintreten dürfe und solle, ohne daß dadurch den Rechten des Einzelnen zu nahe getreten werde; denn eben so unzweideutig lehrt uns auch die Geschichte der Reformation, und noch bestimmter zeigt es uns das Schicksal von Nordamerika, daß ohne die Einrichtung eines geordneten Lehrstandes in der Kirche, ohne eine gesetzlich organisirte Kirchenverfassung und Kirchenordnung der religiösen Schwär-

merei Thür und Thor geöffnet, und eine jämmerliche Zerstückelung der Kirche in Secten und Parteien unvermeidlich ist. Ich glaube, die Sache läßt sich einfacher dahin entscheiden, daß zwar die Gewalt nur gegen Verbrechen, nie gegen Irrthümer gerichtet sein darf, daß aber die Macht des Wortes auch hier ohne Scheu und falsche Schonung sich Bahn machen muß in die Geister und Herzen der Menschen. Sache der evangelischen Prediger ist es, eine gründliche, religiöse Ueberzeugung zu pflanzen durch einen dem Verstande, wie dem Herzen sich gleichmäßig empfehlenden Volks- und Jugendunterricht; Sache der Regierung aber, die gesunde und heilsame Lehre durch ihr Ansehen zu fördern. Wo nämlich der Staat durch Unterstützung wissenschaftlicher Anstalten und durch zweckmäßige Einrichtung des öffentlichen Studienganges und der damit verbundenen Prüfungen dem Eindringen der Unberufenen wehrt (und dazu hat er das volle Recht)*), wo die in ihrer öffentlichen Stellung gesicherten Diener der Kirche nach nichts anderm streben, als nach dem, was Christi ist, wo die Gemeinden endlich mit gesundem Blicke das Wahre vom Falschen, das Widrige und Geschmacklose vom Gotteswürdigen und Gediegenen unterscheiden lernen, da ist die Idee des Protestantismus verwirklicht, da ist die Mitte gefunden zwischen dem alles eigenthümliche Leben ausschließenden Erstarrungsprincip des Katholicismus und dem alle einheitliche Form auflösenden Bewegungsprincip der Wiedertäufer, Puritaner und ihrer Geistesverwandten. Allzuwahr ist es, daß die Lauigkeit in der herrschenden Kirche und die Entfernung vom christlichen Lebensquell nicht selten die Uebertreibungen hervorgerufen hat. Nur durch den guten Geist aber ist der böse auszutreiben. Möge Gott diesen guten Geist auch uns schenken und unsere vaterländische Kirche wieder zu Ehren bringen!

---

*) Wenigstens bin ich noch immer der Meinung, daß zwischen Gewissensfreiheit und unbedingter Lehrfreiheit (so daß z. B. jeder Ungeprüfte die Masse öffentlich haranguiren darf) ein großer Unterschied ist. Auch fragt sich noch sehr, wie weit religiöse Privatversammlungen zu dulden sind und ob, wo sie den Charakter der Oeffentlichkeit annehmen, man nicht mindestens zu ihrer Beaufsichtigung berechtigt sei. Will man sagen, die Schranke zwischen der jedem gestatteten Hausandacht und der ans Oeffentliche streifenden Versammlung sei schwer zu bestimmen, so ist dieß der Rede jenes Sophisten ähnlich, der fragte, wie viel Sandkörner nöthig seien, um einen Haufen zu bilden? Jedem sagt dieß seine Vernunft und sein Gewissen.

Neunzehnte Vorlesung.

Blicke in das häusliche Leben der Reformatoren. Die Verehelichung Melanchthons, Zwingli's, Luthers u. Oekolampads. Luther als Mensch. Anekdoten. Weitere Schicksale der deutschen Reformation. Kirchenvisitation und Katechismen. Erster Reichstag zu Speier 1526. Politische Händel. Die Deutschen in Rom. Das Packische Bündniß. Der Türkenkrieg. Zweiter Reichstag zu Speier 1529. Die Protestanten (woher ihr Name?). Trennung zwischen den Lutheranern u. Reformirten. Landgraf Philipp von Hessen.

Mitten aus den Stürmen des Sacramentstreites, des Bauernkrieges, der Wiedertäuferei, womit wir uns in den beiden vorigen Stunden beschäftigt haben, versetzen wir uns nun in das stille, häusliche Leben der Reformatoren; denn auch in diesem Kreise müssen wir den reformatorischen, d. h. den christlichen Geist in seiner freien Entfaltung, in seiner umbildenden Thätigkeit kennen lernen *).

Wenn der Apostel sagt, wer die Seinen nicht zu versorgen, seinem eigenen Hause nicht vorzustehen wisse, der habe den Glauben verläugnet und sei ärger, als ein Heide **), so sagt er dieß namentlich von solchen, welche die Kirche leiten, welche auf ihre Verbesserung wirken, welche die Reinheit des Glaubens und Lebens in ihr bewahren sollen. Und in der That muß der ächt reformatorische Geist sich auch im häuslichen Leben zeigen. Einer, der die Welt reformiren will, und bei sich keine Ordnung hat, ist gewiß ein zweideutiger Reformator; so wie diejenigen Libe-

*) Es sind hier besonders benutzt: Keils Lebensumstände Luthers, Müllers Reliquien Bd. 4. von Anf.; der Reformationsalmanach, und vor allem die Tischreden und die Briefe Luthers.

**) 1 Tim. 3, 5. u. 5, 8.

ralen, die aller Welt die Freiheit bringen wollen, bei sich aber nicht selten die unerträglichsten Haustyrannen spielen, den reformatorischen Geist eben dadurch verläugnen und sich als revolutionäre, radicale Despoten zu erkennen geben. Was ist der Staat denn anders, als eine organische Verbindung von Familien zu einer großen Familie, und wo findet das Leben in der christlichen Gemeinde seinen schönsten und natürlichsten Anfang, seine lieblichste Pflege, als in einem christlichen Hausstande?

Von dieser Seite betrachtet, ist es allerdings wünschenswerth, daß jeder, der im Staat oder in der Kirche vorzuleuchten berufen ist, ein eigenes Hauswesen habe, und als Haupt einer Familie alles das mitfühle und miterlebe, was den Staat und die Kirche berührt. Doppelt wünschenswerth somit für den Geistlichen, der, wie die vorige Stunde uns gezeigt hat, nicht Mitglied einer isolirt stehenden Priesterkaste, sondern ein lebendiges Glied der geselligen Verbindung der Menschen im Staate sein soll. Immerhin aber bloß wünschenswerth, sage ich, denn ein Gesetz daraus machen, ist wider die Freiheit. Es kann Zeiten und Verhältnisse geben, wo für eine gewisse unabhängige Wirksamkeit der ehelose Stand vorzuziehen ist. Da, wo es galt, das Christenthum erst zu gründen in der Welt, wo es galt, sich loszumachen von allen Banden des Irdischen, um allein das Himmlische in die Herzen zu pflanzen, da konnte Paulus auch zu den Christen sagen, heirathen sei zwar gut, aber unverheirathet bleiben noch besser. Wo es aber gilt, zu erhalten, zu pflegen, zu erbauen — da beweist sich die Ehe im wahren Sinne als ein göttliches Institut, da bewähren sich die Worte des Schöpfers in der ehrwürdigen, ältesten Urkunde unsers Geschlechts, wenn er spricht: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehülfin geben, die um ihn sei.“

Mehrere Jahrhunderte hatte die christliche Welt kein Beispiel mehr gesehen von dem patriarchalischen Hausstande eines Predigers, indem besonders seit den Zeiten Gregors VII. die Priesterehe aufs strengste untersagt, aber, wie wir seiner Zeit gesehen, auch schon weit früher in Mißcredit gerathen war. Erst mit dem Reformations-Zeitalter wird diese Priesterehe, als ein den Geistlichen entzogenes Recht, wieder begehrt und als eine

heilige Pflicht vollzogen. Auch hier sahen wir indessen verschiedene Ansichten und Handlungsweisen sich geltend machen, indem auch hier das voreilige, stürmische Wesen der Wiedertäufer und ihrer Geistesgenossen zu mancherlei Aergerniß Anlaß gab, das bei größerer Klugheit und Schonung hätte vermieden werden können. Wollten doch einige die Priesterehe nun selbst wieder zum Gesetze machen, die nur als Sache der Freiheit ihren ächten Werth haben konnte. Ich habe nun schon früher bemerkt, wie im Gegensatz gegen diese Voreiligen ein Luther, Zwingli, Oekolampad erst später in die Ehe traten, nachdem sie den Grund zu ihrem Werke sicher gelegt hatten. Und auch darin zeigten sie sich den Aposteln würdig. Erst galt es, zu gründen, dann zu erhalten. Im erstern Falle konnte die Ehe stören, im letztern mußte sie förderlich sein. Zudem erforderte auf der einen Seite die Klugheit, nicht mit einem Schritte zu beginnen, den man leicht aus persönlicher Selbstsucht herleiten konnte; von der andern Seite erforderte es aber auch die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, nicht heuchlerischer Weise das mit eigenem Beispiel länger zu verläugnen, was man andern als unschädlich, ja als Gott wohlgefällig anpries.

Die drei Männer, die uns bisher am meisten beschäftigt haben, Luther, Zwingli und Oekolampad, haben bald nach einander geheirathet. Melanchthon, der übrigens, obwohl Theolog, nie die geistliche Weihe erhalten hatte, und darin also auch nach den Rechten der alten Kirche nicht gebunden war, trat bedeutend früher in die Ehe. Er verheirathete sich bereits 1520 mit einer christlich gesinnten Jungfrau, Catharina Crapp, mit der er 37 Jahre in großem Frieden lebte, und von der er vier Kinder hatte. Der gute Mann ließ sich sogar das Wiegen nicht verdrießen, indem er mit der einen Hand das Buch hielt, mit der andern schaukelte. Dieser doppelten Stellung schämte er sich auch dann nicht, wenn er gelehrte oder vornehme Besuche erhielt. — Von den eben genannten Geistlichen verheirathete sich Zwingli zuerst, im April 1524. Er ehelichte eine Wittwe, Anna Reinhart, die früher an Johann Meier von Knonau verheirathet gewesen, von dem sie einen Sohn und zwei Töchter hatte. Sie soll sehr schön gewesen sein. Die Neider jedoch warfen Zwingli

vor, er habe sie um ihres Reichthums willen geheirathet. Und doch brachte sie ihm außer ihren prächtigen Kleidern, Ringen und Kostbarkeiten, die sie besaß, von denen sie aber als Frau des schlichten Pfarrers keinen Gebrauch mehr machen wollte, nur 400 Fl. baares Geld. Zwingli erklärte sich indessen, daß er ihr Vermögen rein als etwas ansehe, das ihn weiter nicht berühre. Was ihm mehr galt, als Reichthum, war der Schatz eines frommen Herzens. Diese fromme, Gott vertrauende Gesinnung hatte er in der Wittwe achten gelernt, und auch zu seinem Stiefsohne, dem hoffnungsvollen Gerold Meier von Knonau, hatte er schon früher väterliche Zuneigung gefaßt, und er war es denn auch, der für seine weitere Bildung wie ein leiblicher Vater sorgte. Von Kindern aus eigener Ehe blieben bloß der Sohn Ulrich und die Tochter Regula am Leben, die andern starben sehr früh. Aber Zwingli konnte die Freuden des häuslichen Lebens nicht lange genießen. Als er auf dem blutigen Schlachtfelde zu Kappel (1531) seinen Geist aufgab, da blieb die hart geprüfte Wittwe, die in derselben Schlacht auch ihren hoffnungsvollen Sohn erster Ehe, ihren Tochtermann, ihren Schwager und ihren Bruder verloren, mit ihren beiden Kindern trostlos zurück, und erst später ward ihr noch die Freude, ihre Regula an den frommen Theologen Rud. Gualter verheirathet zu sehen, der auch in der Folge Zwingli's Schriften herausgegeben hat. Die Empfindungen der schwer geprüften Frau zu schildern, wäre überflüssig. Der gemüthliche Dichter M. Usteri hat die Trauer der Wittwe in einem schönen Gedichte gefeiert, „der armen Frouwen Zwingli Klag',“ das Ihnen wohl allen bekannt ist.

Ungefähr ein Jahr nach Zwingli, im Juni 1525, mitten unter den Stürmen des Sacramentstreites und Bauernkrieges, ließ sich Luther mit Catharina von Bora trauen*). Catharina von Bora (Bore) war aus dem altadeligen Geschlechte derer von Hugewitz, und wurde in früher Jugend in das dem Cistercienserorden gehörige adelige Frauenkloster Nimtschen, un-

*) Vgl. über sie wie über Regula den Reformationsalmanach. — Das ausführliche Werk von Walch hatte ich nicht bei der Hand.

weit Grimma in Sachsen, gebracht. Nicht ohne Vorwissen Luthers geschah es, daß diese Catharina mit noch 8 andern Fräulein, denen sämmtlich der Schleier zu lästig geworden, durch einen Bürger von Torgau, Leonhard Koppe, und einige seiner Gesellen aus dem Kloster entführt wurde, den 4. April 1523, in der Nacht vom Charfreitag auf den Ostersonnabend. Von Torgau kamen die Entflohenen nach Wittenberg, wo Luther für ihr Unterkommen sorgte. Catharina kam in das Haus des Bürgermeisters Philipp Reichenbach. Luther hatte anfänglich so wenig Absichten auf sie, daß er sich vielmehr selbst alle Mühe gab, ihr einen würdigen Gatten zu finden. Es meldete sich auch in der That bald ein Nürnbergischer Patricier, Heinr. Baumgärtner, als Freier. Dieser änderte aber in der Folge seinen Entschluß, und da ihn Luther vergeblich hatte mahnen lassen, wenn er die Bora heirathen wolle, so möge er sich spuden, weil sich seither ein andrer Bewerber eingefunden, so ließ Luther durch seinen Freund Amsdorf für einen Prediger aus Orlamünde, Namens Glatz, der sich unter der Zeit gemeldet hatte, um Catharinens Hand anhalten. Diese erklärte aber ganz offen, sie könnte sich nur entschließen, Nic. Amsdorf oder Luthern selbst Herz und Hand zu geben. Luther, der schon ein Jahr, 1524, die Mönchskleidung abgelegt und dadurch sich deutlich als des Gelübdes der Ehelosigkeit entbunden erklärte, nahm die Sache in Bedacht und betete darüber zu Gott. Als er nun in seinem Gewissen fest geworden, da schritt er auch unverweilt zur Ausführung. Am Dienstag nach Trinit., den 13. Juni 1525, begab er sich mit seinen Freunden, dem Doctor Bugenhagen, dem Maler Lucas Kranach und einem Rechtsgelehrten, Apell, in Reichenbachs Haus, und hielt um Catharinens Hand an. Diese nahm Anfangs die Bitte für Scherz, doch bald verrieth sie den Ernst ihres eigenen Wunsches. Freund Bugenhagen legte die Hände zusammen und verrichtete sogleich die Trauung. Vierzehn Tage nachher richtete Luther ein festliches Hochzeitmahl an, dem auch seine Eltern beiwohnten. Der Wittenberger Stadtrath überschickte ihm ein Hochzeitgeschenk aus 14 Maß verschiedener Weine, worunter auch Malvasier und Rheinwein. Catharina war damals 26 Jahr alt, Luther 42. Nach ihrem Bildniß von Luc. Kranach (das sich

neben dem von Luther auf unserer öffentlichen Bibliothek befindet) muß sie nicht gerade ausgezeichnet schön, aber von heiterer, einnehmender, gutmüthiger Physiognomie gewesen sein. Sie macht den Eindruck einer guten, deutschen Hausfrau. Die Feinde Luthers wollten ihr Stolz vorwerfen, und manche wollen sogar behaupten, sie habe den großen Mann, welchen Kaiser und Papst nicht bezwingen konnten, ihre Herrschaft fühlen lassen. Allein, wenn auch Luther in seinen scherzhaften Briefen sie bisweilen „Herr Käthe" nennt, und auch in seinen Tischreden hie und da sich einige Klagen über Hauskreuz erlaubt*), so beweist gerade diese gutmüthige und offene Anerkenntniß ihrer Herrschaft, daß es nicht so gefährlich damit gewesen sei. Er giebt ihr vielmehr noch in seinem Testamente das Zeugniß, „sie habe ihn als ein frommes, treues, eheliches Gemahl allezeit lieb, werth und schön gehalten, und ihm gedient, nicht bloß wie eine Ehefrau, sondern wie eine Magd." — Eine gelehrte Frau war Catharina nicht, denn ihre Klosterbildung gab ihr nicht einmal die gewöhnliche Kenntniß der Dinge, die um sie in der Welt vorgingen. So erzählt Luther, wie sie im ersten Jahre seiner Ehe oft bei ihm gesessen, wenn er studirte, und da sie verlegen war, was sie reden sollte, fing sie an und fragte ihn: „ei, Doctor, ist der Hochmeister in Preußen des Markgrafen Bruder**)?" — Doch scheint ihr Luther von seinen Schriften mehreres mitgetheilt zu haben, so z. B. von den Streitschriften mit Erasmus, bei welchem Anlaß sie sich äußerte, „dieser Erasmus müsse eine rechte giftige Kröte sein." Daß sie bei all ihrer vernachlässigten Bildung keine gewöhnliche Frau war, zeigte übrigens schon die bestimmte

---

*) So sagt er z. B., wenn er noch einmal zu freien hätte, so würde er sich ein gehorsam Weib aus Stein hauen, denn in der Wirklichkeit seien sie nicht zu finden.

**) Beide waren ein und dieselbe Person. Albrecht, Markgraf von Brandenburg, ein Sohn des Markgrafen Friedrich, war im Jahre 1511 Hochmeister des deutschen Ordens geworden. Auf dem Reichstag zu Nürnberg, wo er Osiander predigen hörte, wurde er für die Reformation gewonnen, und auf Luthers Zureden heirathete er, kurze Zeit vor Luthern selbst, und verwandelte in dem Frieden, den er mit dem König Sigismund zu Krakau schloß, das bisherige Ordensland in ein von Polen lehnbares, für Albrecht und seine männlichen Nachkommen erbliches, weltliches Herzogthum. Vgl. Schröckh II. S. 674. u. Raumer I. S. 384.

Aeußerung, daß sie nur einen Amsdorf oder Luther zum Gatten wolle, und wenn sie denn dahinein einigen Stolz gesetzt, die Gattin Luthers zu sein, so war dieser Stolz verzeihlich bei ihrer übrigen Demuth.

Ein Jahr nach Luther, 1526, heirathete nun auch Oekolampad. Das schnelle Aufeinanderfolgen dieser Verheirathungen der größten Reformatoren veranlaßte Erasmus zu der bittern Bemerkung, die Lutherische Tragödie scheine ihm eine Komödie zu werden, da jede Verwicklung sich am Ende in eine Hochzeit auflöse*).

Vibrandis Rosenblatt war die Gattin Oekolampads. Sie war eine Tochter des Ritters und Feldobersten Kaiser Maximilian I., Johannes Rosenblatt. Auch sie heirathete den Oekolampad als Wittwe, da sie früher mit einem andern Gelehrten, Ludw. Cellarius, verehelicht gewesen. Ueberhaupt hatte diese Frau das eigene Schicksal, vier gelehrte Männer nach einander zu Ehegatten zu haben, was Wurstisen „als ein ganz besonderes Glück" preist**); denn nach Oekolampads Tode heirathete sie den Wolfgang Capito und zuletzt den Martin Bucer. Den letztern begleitete sie in der Folge nach Cambridge, starb jedoch zu Basel den 1. Nov. 1564, und ist hier im Münster bei ihrem Gatten Oekolampad begraben. Ueber ihre Persönlichkeit wissen wir wenig***), außer dem, was Oekolampad selbst über sie schreibt in einem Briefe an Farel: „Sie ist eine gute Christin, ohne „Glücksgüter zwar, aber von guter Herkunft und Wittwe. Auch „hat sie bereits eine mehrjährige Schule von Leiden durchgegan„gen. Lieber würde es mir freilich sein, wenn sie etwas mehr „bei Jahren wäre; indeß habe ich bis jetzt noch nicht die min„deste Spur von jugendlichem Muthwillen und Leichtsinn an ihr „wahrnehmen können." Drei Kinder, ein Sohn und zwei Töchter, entsprangen aus ihrer Ehe, welchen allen Oekolampad be-

---

*) Einige Reformatoren heiratheten noch in sehr hohem Alter. So Wilh. Farel im 69. Jahre; nach sechs Jahren erhielt er noch einen Sohn. S. Kirchhofer II. S. 152. 53.

**) Epitome p. 92. Ochs V. S. 554.

***) Vgl., außer dem Reform.-Almanach, von Brunn's kurze Biographie derselben.

deutsame Namen in der Taufe beilegen ließ. Der Sohn hieß Eusebius, die Töchter Aletheia und Irene. Frömmigkeit, Wahrheit und Friede sollten also den Kranz schlingen um den Hausaltar, wie er denn auch noch sterbend zu den hinterlassenen Verwandten sagte: „sorget, daß sie werden, wie sie heißen, fromm, friedfertig und wahr*).

Wenn wir nun gern bei dieser Nachricht über die Verehelichung der Reformatoren etwas länger verweilen, und zugleich überhaupt Blicke in ihr häusliches Leben thun wollen, so finden wir uns bei dem Mangel an Nachrichten in Beziehung auf die schweizerischen Reformatoren darauf beschränkt, vorzüglich aus Luthers Leben noch einige Züge aufzuführen, die wir, ohne uns an das Chronologische zu binden, hier, als an einem schicklichen Ruhepuncte, zusammenstellen wollen.

Daß seit dem Aufenthalt auf der Wartburg Luthers Gesundheit angegriffen und sein Geist häufig mit düstern Bildern erfüllt war, ist schon bemerkt. Der Sacramentstreit und Bauernkrieg kamen nun dazu, ihm das Leben recht bitter zu machen, und öfter sah man ihm die hellen Thränen über die Wangen laufen. Zwei Jahre nach seiner Verehelichung, im Jahre 1527, fiel Luther in eine heftige Krankheit, aus der er nicht wieder zu genesen glaubte. Da sprach er zu seiner Frau: „Meine aller„liebste Käthe! ich bitte dich, will mich unser lieber Herr Gott „auf dießmal zu sich nehmen, daß du dich in seinen gnädigen „Willen ergebest. Du bist mein ehelich Weib, dafür sollt du „es gewiß halten und gar keinen Zweifel dran haben. Laß die „gottlose, blinde Welt dawider sagen, was sie will; richte du „dich nach Gottes Wort und halte fest daran, so hast du einen „gewissen, beständigen Trost wider den Teufel und alle Läster„mäuler.“ Dann fragte er nach seinem Söhnchen. „Wo ist denn mein allerliebstes Hänschen?“ Als das Kind ihm gebracht wurde, lachte es den Vater an. Da sprach Luther: „O, du gu„tes, armes Kindlein! Nun befehle ich meine allerliebste Käthe „und dich armes Waislein meinem liebsten, frommen und treuen

*) Eusebius starb in der Folge zu Straßburg in Capito's Hause, 1541. Aletheia ward an einen Prediger in Straßburg verheirathet, Christ. Sorlius, und Irene an J. L. Iselin von Basel, 1569.

„Gott. Ihr habt nichts; Gott aber, der ein Vater der Waisen „und Richter der Wittwen ist, wird euch wohl ernähren und „versorgen.“ Weiter betete Luther für die Seinen und sprach: „Mein allerliebster Gott, ich danke dir von Herzen, daß du ge= „wollt hast, daß ich auf Erden soll arm und ein Bettler sein. „Kann derohalben weder Haus, Acker, liegende Gründe, Geld „noch Gut meinem Weibe und Söhnlein lassen. Wie du sie „mir gegeben hast, so bescheide ich sie dir wieder. Du reicher „Gott! ernähre sie, lehre sie, erhalte sie, wie du mich bisher er= „nähret hast, o Vater der Waisen und Richter der Wittwen!“ Dann sprach er noch mit seiner Hausfrau von einigen silbernen Bechern, worin sein ganzer Reichthum bestand. Darüber war die Frau augenblicklich etwas niedergeschlagen, ließ sich aber nichts merken, überwand sich vielmehr selbst und sprach dann mit ru= higer Fassung: „Mein liebster Herr Doctor! ist es Gottes Wille, „will ich euch bei unserm lieben Herrn Gott lieber, als bei mir „wissen. Es ist nicht allein um mich und mein Kind zu thun, „sondern um viele frommen, christlichen Leute, die euer noch „bedürfen. Ihr wollet euch, mein allerliebster Herr, meinethal= „ben nicht bekümmern; ich befehle euch seinem göttlichen Willen; „ich hoffe und traue auf Gott, er wird euch gnädiglich erhalten.“ Catharina's Hoffnung ward nicht zu Schanden. Gott erhielt den theuern Mann noch am Leben. Nach einem wohlthätigen Schweiße erholte er sich wieder. Jedoch hatte er öfter beängsti= gende Zufälle. So fiel er mit Ausgang desselben Jahres plötz= lich in Ohnmacht. Als er sich wieder erholt hatte, sah er seine Frau mit mildem, aber bedeutungsvollem Lächeln an und sagte: „Käthe! wie? wenn mir das Wetterleuchten gegolten hätte? Des Herrn Wille geschehe, o Herr Gott! der Tod ist den Chri= sten nicht bitter; denn sie haben Christum zu einem Gnaden= stuhl und in ihm das Leben.“ — Auch dieses Wetterleuchten ging indessen vorüber, und Luther hatte von da fast noch ein Drittel seiner Laufbahn zu durchwallen.

Fragen wir nun, was war es, das den Mann ausfüllte, beschäftigte, erheiterte in all den Momenten, da er nicht im öf= fentlichen Wirkungskreise, nicht auf dem Kampfplatze stand? so werden wir finden, daß er auch hier noch ein reiches Leben gelebt

hat, ein Leben voll Glaubens, voll Liebe, voll herzlicher Theilnahme an allem Großen, Guten und Schönen.

Unter den täglichen Beschäftigungen stand ihm oben an das Gebet. Obwohl ein Gegner aller mechanischen Gebetsverrichtungen, wie sie in der römischen Kirche üblich waren *), hielt er doch auf eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit in der Ausübung dieser christlichen Pflicht, und es ist rührend, den großen Mann mit dieser reinen Kindlichkeit eine so heilige Pflicht erfüllen zu sehen. „Alle Morgen und Abend, und oftmal unter dem Essen (so wird uns erzählt **), verrichtete er sein Gebet, wie er solches im Kloster von Jugend auf gewohnt war. „Darneben sagte er seinen kleinen Catechismum her, wie ein „ander Schülerlein, und hält immer an im Lesen. Sein Psalterlein war sein Gebetbüchlein, und Catechismus war sein „Handbuch; daraus tröstet, lehret und vermahnet er sich selbst. „In allen wichtigen Geschäften war das Gebet Anfang, Mitte „und Ende." „Ich halte," sagt er wo, „mein Gebet stärker, denn „den Teufel selbst, und wo das nicht wäre, sollte es längst anders um den Luther stehen... Wenn ich das Gebet einen Tag „lasse anstehen, so verliere ich ein groß Stück vom Feuer des „Glaubens ***)." Es wäre unmöglich, hier alle die vielen, herrlichen Stellen über die Kraft des Gebets anzuführen, die wir in seinen Schriften zerstreut finden, so wie alle die Aeußerungen über die rechte Art zu beten. Merkwürdig ist unter anderm die schriftliche Anleitung, die er einem Barbier, Meister Peter, im Jahre 1534 gegeben hat, worin die ganze Auslegung des Unservaters enthalten ist, über dessen gedankenloses „Zerplappern und Zerklappern" er sich nicht genug entrüsten konnte. Daß die Gedanken immer bei dem Gebete sein müssen, macht er unter anderm dem Barbier sehr anschaulich. „Gleich als ein „fleißiger, guter Barbier," sagt er, „seine Gedanken, Sinne und „Augen gar genau muß auf das Scheermesser und auf die

---

*) Vergl. oben Vorl. 5. S. 97. Note.

**) Keil nach Matthesius.

***) Auch von W. Farel wird uns erzählt: „er konnte mit solcher Inbrunst beten, daß alle, die ihn hörten, himmelan gezogen wurden." Kirchhofer a. a. O. Bd. II. S. 169.

„Haare richten, und nicht vergessen, wo er sei im Strich oder „Schnitt; wo er aber zugleich will viel plaudern oder anders „wohin denken oder gucken, sollte er wohl einem Maul und „Nasen, die Kehle dazu abschneiden. Also gar will ein jegliches „Ding, so es wohl gemacht soll werden, die Menschen ganz „haben, mit allen Sinn und Gliedern... Wie viel mehr will das „Gebet das Herz einig, ganz und alleine haben, soll's anders „ein gut Gebet sein." — Von sich selbst gesteht Luther, daß er noch immer an dem Paternoster sauge, wie ein Kind, trinke und esse, wie ein alter Mensch, und sein nicht könne satt werden.

Nicht nur aber an die gewöhnlichen Gebete des Tages hielt sich Luther. Oefter, wenn ihn sein Herz trieb, sah man ihn aufstehen, unter das Fenster treten, Augen und Hände gen Himmel heben, und bei einer halben Stunde beten. Besonders in verhängnißvollen Momenten des Lebens sehen wir ihn seine Gebetszuversicht auf erhebende Weise an den Tag legen. Nur zwei Beispiele will ich anführen, beim Tode seines Vaters, und bei der Krankheit seines Freundes Melanchthon. In dem einen tritt das Rührende der Ergebung, in dem andern das Mächtige des Glaubens entgegen.

Als Luther eben in Coburg war, während des Augsburger Reichstages (1530), erhielt er die Trauerbotschaft von dem Tode seines Vaters. Seine Frau bewies auch hierin einen zarten Tact, daß sie ihm den Schmerz versüßte durch die Uebersendung des Bildnisses seiner geliebten Tochter Magdalena, welches sie dem Briefe, den ein Freund schreiben mußte, beilegte. Als Luther den Brief gelesen, sagte er nur zu seinem Freunde Dietrich: „Wohlan, mein Vater ist auch todt!" Rasch nahm er seinen Psalter, ging in seine Kammer, weinte sich aus, betete so lange, bis sein Herz sich wieder gefaßt, und ließ sich dann nichts weiter merken. Wie sehr sticht dieses männlich schöne Benehmen ab gegen eine erkünstelte Sentimentalität*)! Das theure Kind Magdalena, deren Bildniß ihn trösten sollte, starb

---

*) So wirft auch wohl Ochs (V. 659.) mit Unrecht Oekolampaden Kälte vor, wenn dieser von seinem kranken Sohne Eusebius schreibt: „mein Eusebius ist nicht so stark, als groß. Er erstickt fast vor Husten. Vielleicht wird der Herr diesen Knaben noch zu sich berufen."

indessen einige Zeit darauf auch, und da war es denn Luther, der seine jammernde Frau trösten mußte, indem er sie bei der Hand faßte und sagte: „Liebe Käthe! bedenke doch, wo sie hinkömmt, sie kömmt ja wohl!“ — Das andere Beispiel von Melanchthons Krankheit ist bekannt. Im Jahr 1540 erkrankte Melanchthon auf der Reise, und lag in Weimar darnieder. Der Kurfürst ließ Luthern in seinem Wagen herbeiholen. Als er ankam, traf er den Freund in den letzten Zügen, die Augen waren gebrochen, die Besinnung gewichen, Sprache und Gehör verloren, das Angesicht entstellt, die Schläfe eingefallen. Der Kranke aß und trank nichts, und lag bewußtlos da. Luther erschrak gewaltig und sprach zu seinen Freunden: „Behüte Gott, wie hat nicht der Teufel dieses Organon geschändet.“ Dann wandte er sich nach dem Fenster, indem er der Gesellschaft den Rücken zukehrte, und flehte inbrünstig zu Gott. „Allhier“, bezeugt dann Luther von sich, „mußte mir unser Herr Gott herhalten; denn ich warf ihm den Sack vor die Thüre, und rieb „ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebets, das da „müßte erhört werden, die ich aus der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich mußte erhören, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte.“ Darauf nahm er Melanchthon zuversichtlich bei der Hand und sprach: „Seid getrost, Philipp! ihr werdet nicht sterben,“ und noch einiges andere redete er zu ihm aus der Fülle des Herzens, und siehe, da fing Melanchthon an, wieder Athem zu schöpfen; allmählig kehrte ihm die Besinnung wieder, und in wenigen Tagen war er auf der Besserung. Ich führe dieß Beispiel nicht an, weder um den Wunderglauben zu befördern, noch um den allzuvertraulichen und merklichen, ans Anstößige streifenden Gebetston damit zu rechtfertigen. Wie schon früher bemerkt, ist manches von großen Männern, und im Zusammenhange mit ihrer Zeit und ihrem übrigen Leben, gar wohl zu ertragen und zu begreifen, was, wenn es von andern nachgeahmt werden sollte, mit Recht allen Tadel verdient und ins Abgeschmackte fällt. Gewisse Dinge sind

---

Es ist freilich die Sprache männlicher Kürze, aber auch Sprache der Wehmuth und Ergebung. Unsere Zeit ist hierin verwöhnt, man meint, die Worte machen's, und das Jammern soll den Glauben ersetzen.

eben nur einmal schön, an ihrem Orte, und eben deßhalb unnachahmlich. Eben so wenig möchte ich Luthers äußere Gebetsweise, wenn ich so sagen soll, seine Gebetsmanier zur allgemeinen Regel aufstellen. Er würde dieß selbst am wenigsten billigen. Jeder bediene sich hier seiner christlichen Freiheit als Protestant, dem die Kirche weder Gebetszeiten, noch Gebetsformen und Geberden vorschreibt. Aber gewiß ist denn doch das, daß jener wahre Geist des Gebets, der einen Luther beseelte, allein der ist, aus welchem wahre und heilsame reformatorische Früchte hervorgehen können, und allerdings ist vieles dem Mangel an der rechten Gebetsweihe zuzuschreiben, wenn es mit den Verbesserungen in Staat und Kirche nicht so recht vor sich will, und so viele, selbst gemeinnützige Unternehmungen des rechten Segens verlustig gehen. Nächst dem Gebet war die Arbeit und namentlich das Forschen in der Schrift Luthers tägliche Speise. Er wußte zwar wohl, daß der Mensch nicht zu angestrengt arbeiten könne, und daß er auch der Erholung bedürfe, weßhalb er denn einst seinem Freunde Melanchthon, der gar zu eifrig an der Widerlegungsschrift seiner Gegner arbeitete, und selbst das Essen darüber vergaß, die Feder aus der Hand nahm und sprach: „man kann nicht alle Zeit mit der Arbeit, sondern auch mit Feiern und Ruhen Gott dienen, darum hat er das dritte Gebot gegeben und den Sabbath geboten.“ Und in der That sorgte Luther für eine zweckmäßige Erholung und Leibesstärkung, indem er sich eine Drehbank hielt, und in seinen Mußestunden allerlei darauf arbeitete, auch sich die Gartenarbeit sehr angelegen sein ließ (Mehrere seiner Briefe beziehen sich unter anderm auf solche Geschäfte, wo er sich bald Werkzeuge ausbittet, bald allerlei Sämereien). Allein bisweilen vergaß er denn doch die goldene Regel der Mäßigkeit, die er andern gab.

Als er einst mit der Auslegung des 22. Psalmes beschäftigt war, der ihm wegen der darin enthaltenen messianischen Verheißungen sehr wichtig war, schloß er sich mit etwas Brot und Salz in sein Studierzimmer ein, und blieb 3 Tage und 3 Nächte unbeweglich an seinem Arbeitstische. Vergebens suchten ihn die Seinen im ganzen Hause und in dem anstoßenden Garten. Endlich wagte man es, die Thür seines Studierzim-

mers, die verschlossen war, mit Gewalt aufzusprengen. Erst jetzt erwachte Luther, der sich in einem Zustande von völliger Abwesenheit befunden, wieder aus seinem Traume. Er wollte erst den Eintretenden Vorwürfe machen, allein bald gab er sich zufrieden und kehrte in den Schooß der Familie zurück *). Dieses Leben in dem Familienkreise, das Weilen unter seinen Kindern, das heitere Zusammenleben mit Freunden war es denn, was Luthern manche Stunde versüßte. Hören wir ihn selbst über die Schönheiten und Freuden des häuslichen Lebens: „So „du ein Weib siehest," sagt er, „treu und fleißig sein mit ihren „Kindlein, und du bist ein wackrer, guter Mann, so wird dir „das Herz bewegt zu ihr, fühlest aber gar wohl, daß das nicht „sei irdische Gedanken, noch Freude, noch Gelüst. Siehe, so „erkennest du innerlich Gottes Werk in ihr, und seines Geistes Kraft ist es selbst, die dich erkennen läßt und anreget, und „du kannst nicht anders, sondern mußt freundlich zu ihr sein, „und keinen Dank dafür wollen."

Kinder hielt Luther für den größten Segen der Ehe. „Sie binden und erhalten das Band der Liebe," sagte er. Herrliche, tiefe Blicke that er in die Kinderwelt und Kindesnatur; er, der reine, kindliche Mann, wie konnte er anders! Der Glaube der Kinder und ihr Gebet wurde von ihm oft bewundert. „Sie sind viel gelehrter im Glauben," sagte er von den Kindern, „als wir alte Narren!" Oft sah er mit still gerührtem Vaterblick seinen Kindern zu, wenn sie spielten, wenn sie über Tische saßen, wenn sie lernten, wenn sie beteten, oder auch — wenn sie sich zankten. Aus allem zog er eine weise, christliche Lehre und Nahrung für sein Herz. Einst schaukelte er eins seiner Töchterchen auf seinem Schooße und fragte: Lenchen, was wird dir der heilige Christ bescheren? und als das Kind ihm seine kindischen Hoffnungen vertraut hatte, sagte er: die Kinderlein haben

---

*) Siehe Müller Reliquien IV. S. 26. aus Moz, Leben Luthers und (Hirschfeld) unterhaltendes Historienbuch. Ulm 833. Auch alle übrigen Reformatoren waren fleißige Arbeiter. Zwingli hielt besonders auf Regelmäßigkeit in der Eintheilung des Tagewerkes, und mochte sich auch hierin von Luthern unterscheiden, der sich mehr vom Impuls leiten ließ. Ueber die Eintheilung seiner Zeit siehe Rüscheler S. 123. Wie angestrengt Calvin arbeitete, ist bekannt.

so feine Gedanken von Gott, daß er im Himmel und ihr Gott und lieber Vater sei. Bald darauf bemerkte er, er wollte, er wäre im Kindesalter gestorben, und gern alle Ehre darum geben, die er in der Welt gehabt und noch erhalten werde. Als sich seine Kinder einst unter einander zankten und bald wieder versöhnten, sprach er: „lieber Herr Gott, wie wohl gefällt dir doch solcher Kinder Leben und Spielen, ja alle ihre Sünden sind nichts, denn Vergebung der Sünden.“ Ein anderes Mal, als die harrenden Blicke seiner Kinder mit Vergnügen auf einen Teller mit schönem Obst gerichtet waren, sagte er: „Wer da sehen will ein Bild eines, der sich in Hoffnung freut, der hat hie ein rechtes Conterfei. Ach, daß wir den jüngsten Tag so fröhlich in Hoffnung könnten ansehn.“ Noch will ich Ihnen ein Briefchen mittheilen, das Luther an seinen ältesten Sohn schrieb von Coburg aus *).

---

*) Bei de Wette IV. No. 1228.

„Gnade und Friede in Christo, mein liebes Söhnchen! Ich sehe „gern, daß du wohl lernest und fleißig betest. Thu' also, mein Söhnchen, und fahre fort; wenn ich heim komme, so will ich dir einen „schönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen „Garten; da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklein an, „und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen, „Spilling und Pflaumen; singen, springen und sind fröhlich; haben „auch schöne, kleine Pferdlein mit güldnen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragt' ich den Mann, deß der Garten ist, weß die Kinder wären? Da sprach er: es sind die Kinder, die gern beten, „lernen und fromm sind. Da sprach ich: lieber Mann, ich hab' auch „einen Sohn, heißt Hänschen Luther, möcht' er nicht auch in den „Garten kommen, daß er solche schöne Aepfel und Birn essen möchte, „und solche feine Pferdlein reiten, und mit diesen Kindern spielen? „Da sprach der Mann: wenn er gern betet, lernt und fromm ist, so „soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost auch, und „wenn sie alle zusammen kommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit „kleinen Armbrüsten schießen. Und er zeigt' mir dort eine feine Wiese „im Garten, zum Tanzen zugericht; da hingen eitel güldene Pfeifen, „Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß „die Kinder noch nicht (ge)gessen hatten; darum konnte ich des „Tanzes nicht erharren und sprach zu dem Mann: Ach, lieber Herr! „ich will flugs hingehen und das alles meinem lieben Söhnlein Hänschen schreiben, daß er ja fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, „auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme „Lehne, die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: es soll ja „sein, gehe hin und schreibe ihm also. Darum, liebes Söhnlein Hänschen, lerne und bete ja getrost, und sage es Lippus und Josten auch,

So sehr Luther die Kinder liebte, so scharf hielt er auf Zucht, und so sehr er die allzugroße Strenge mißbilligte, die er seiner Zeit erfahren hatte, eben so sehr mißbilligte er die Schwäche, welche den Eigenwillen und die Sünde in den Kindern aufkommen läßt. Man müsse so strafen, war seine einfache Maxime, daß immer der Apfel bei der Ruthe sei. Einst hatte sich einer seiner Söhne vergangen und durfte drei Tage nicht wieder vor ihn kommen, bis er ihn um Verzeihung gebeten. Als seine Frau und mehrere Freunde für ihn baten, sagte er: „Ich wollte lieber einen tödten, denn einen ungezogenen Sohn haben. St. Paulus hat nicht vergebens gesagt, daß ein Bischof soll ein solcher Mann sein, der seinem Hause wohl fürstehe, der gehorsame Kinder habe, auf daß andere Leute, davon erbauet, ein gut Exempel nehmen und nicht geärgert werden. Wir Prediger sind darum so hoch gesetzt, daß wir andern gute Exempel geben sollen. Aber unsere ungerathenen Kinder ärgern andere; so wollen die Buben auf unsere Privilegia sündigen. Ja, wenn sie gleich oft sündigen und allerlei Büberei treiben, so erfahre ich's doch nicht, man zeiget mir's nicht an, sondern man hält's heimlich für mir, und gehet uns nach dem gemeinen Sprichwort: Was Böses in unsren eignen Häusern geschieht, das erfahren wir am allerletzten; wenn's alle Leute durch alle Gassen getragen haben, so erfahren wir's erst. Darum muß man ihn strafen und gar nicht durch die Finger sehen, noch es ihm also ungestraft lassen hingehen."

Wie alle reinen Gemüther, hatte Luther auch Sinn für die Schönheiten der Natur, in deren Tempel er gern verweilte und auch hier seine theologischen Gedanken walten ließ. Da sah man ihn vor einem schönen Obstbaume in stiller Bewunderung vertieft, dort eine Rose in der Hand wiegen *) und über deren wunderbaren Bau den Schöpfer loben, dort dem Vögelein zu-

---

„daß sie auch lernen und beten: so werdet ihr mit einander in den „Garten kommen. Hiemit bis (sei) dem allmächtigen Gott befohlen, „und grüße Muhmen Lehne, und gieb ihr einen Kuß von meinetwe„gen. Anno 1530.

Dein lieber Vater
Martinus Luther."

*) Alles genau nach den Tischreden; vergl. besonders die beiden Abschnitte von Gottes Werken und von der Schöpfung.

sehen, das sein Nest baut, und an ihm den Glauben stärken an den Vater, der die Vögel des Himmels nährt; dort wieder das fromme Auge zum gestirnten Himmel erheben und sich in Gedanken verlieren über der Gestirne wunderbaren Lauf. Und wenn er gleich überall mit dieser Wehmuth den Fall des Menschen bedauerte, der aus dem Paradiese nun verstoßen, so bauete sich sein Glaube doch selbst wieder ein neues Paradies aus den Bruchstücken der vor ihm liegenden Schöpfung. „Ach, wie würde ein Mensch (so seufzte er einst mitten unter den duftenden Blüthenbäumen eines schönen Frühlings), ach, wie würde ein Mensch, wenn Adam nicht gesündigt hätte, Gott in allen Creaturen erkannt, gelobt, geliebt und gepriesen haben; also daß er auch in den kleinsten Blümlein Gottes Allmacht, Weisheit und Güte bedacht und gesehen hätte! Denn wahrlich, wer kann das ausdenken, wie Gott aus dürrem Erdreich schaffet so mancherlei Blümlein von so schönen Farben, lieblichen Geruchs, die kein Maler noch Apotheker also machen könnte. Noch kann Gott grüne, gelbe, rothe, blaue, braune und allerlei Farbe aus der Erde bringen. Das alles hätte Adam und die Seinen zu Gottes Ehre gewandt, ihn gelobet und gepreiset und aller Creatur mit Danksagung gebrauchet, deren wir jetzund mit einem Ekel und Unlust brauchen, ja mißbrauchen, ohne alle Erkenntniß, gleich als wenn eine Kuh und unvernünftig Thier die allerschönsten und besten Blumen und Lilien mit Füßen treten *)."

Auch die Gaben der Natur wußte Luther bekanntlich mit Dank und weiser Mäßigung zu genießen und sich ihrer im heitern, geselligen Kreise zu freuen. Reifes, geschmackvolles Obst zog er allen Leckerbissen vor, und er meinte, auch Adam, bei seinem noch unverdorbenen Geschmack, hätte dieß gewiß lieber gegessen, als Rebhühner; das Obst sei aber auch damals viel besser gewesen; unsere schönsten Pfirsichen seien dagegen nur elende Holzäpfel. Aber auch die Gabe des Weinstocks verschmähete der Doctor Luther bekanntlich nicht, obwohl seine Autorität hierin von vielen mag sehr mißbraucht worden sein. Was es mit dem bekannten Sprüchlein auf sich habe: „Wer nicht liebet Wein, Weib und Gesang," weiß ich nicht; ich habe es in keiner aktenmäßigen

*) Tischreden (Frankf. Ausg.) S. 41.

Nachricht verbürgt gefunden. Wohl aber pflegte er zu sagen, „man soll den Gästen einen guten Trunk geben, daß sie fröhlich werden, denn die Schrift sagt, „das Brot stärket des Menschen Herz, der Wein aber macht ihn fröhlich.“ Und wie sein gelehrter Amtsbruder Philipp, so hielt auch er auf die verschiedenen Sorten edler Weine, die ihm bei Gelegenheit von Hochzeiten und andern Feierlichkeiten waren verehrt worden. Wenn er denn so an einem Ehrentage als freundlicher Wirth und ernster Hausvater an dem mit den Kindern besetzten Tische saß, und zu Ehren einiger Freunde, eines Jonas, Bugenhagen, Amsdorf oder eines fremden Gastes, neben den selbst gezogenen Gartengewächsen eine Martinsgans oder gar ein Wildpret, das ihm der Kurfürst aus seiner herrschaftlichen Küche geschickt, oder einige Karpfen und Forellen, die er im eigenen Fischteich gezogen *), vorsetzen konnte, da war er, nach seinem eigenen Geständniß, seliger, als mancher Fürst und Edelmann, da floß Ernst und Scherz in holdem Wechsel von seinen Lippen **), und emsig sammelten dann die Gäste die geistigen Brosamen, welche vom Tische fielen, auf daß nichts umkomme. So entstand der größte Theil jener von Aurifaber veranstalteten Sammlung denkwürdiger Sprüche und Handlungen (Memoiren), die wir unter dem Namen der Tischreden besitzen, wovon freilich nicht immer alles genau verbürgt sein dürfte.

Vor allem, nächst dem, was ihm das Höchste und Heiligste war, liebte Luther die Musik. Sie war es, die das frohe Mahl ihm würzte, und die manche düstre Stunde ihm verscheuchte. Ueber und nach Tische sang er öfter oder schlug die Laute, und wenn er sich müde gearbeitet und seinen Gedanken

---

*) S. Tischreden. S. 41. b.

**) Nur eine Anekdote. Einst wetteiferten, als sie bei Camerarius versammelt waren, die Freunde Luther, Melanchthon und Bugenhagen mit einander, wer das kürzeste Tischgebet zu halten im Stande sei. Luther sagte: Dominus Iesus sit potus et esus; Bugenhagen auf plattdeutsch: dit und dat, trocken und nat, gesegn' uns Gott; Melanchthon kurz und gut: Benedictus benedicat. Solche und ähnliche Züge zeigen, wie Männer, denen die wichtigsten Angelegenheiten oblagen, dennoch auch in trauter Freunde Mitte Raum hatten für die Fröhlichkeit und die unschuldigen Scherze des geselligen Lebens. Ziet, Bugenhagen S. 218.

Einhalt thun wollte, dann richtete er eine Cantorei auf, d. h. stellte ein kleines Hausconcert an, wobei ihn die Freunde unterstützten. — Der bairische Componist Senfel, der damals mehrere Psalmen in Musik brachte, war besonders von ihm hochgeschätzt. Luther selbst spielte mehrere Instrumente, und that sich nicht wenig auf die Fortschritte zu gut, welche die Musik zu seiner Zeit gemacht hatte. Er meinte, der König David würde sich wundern, wenn er diese Fortschritte sähe *). Er drang daher auch darauf, daß alle jungen Leute Musik lernten; namentlich wollte er, daß Schullehrer und Prediger in dieser heiligen Kunst gebildet würden. „Wer die Musicam verachtet," sagt er, „wie denn „alle Schwärmer thun, mit denen bin ich nicht zufrieden; denn „die Musica ist eine Gabe und Geschenk Gottes, nicht ein „Menschengeschenk. So vertreibet sie auch den Teufel und macht „die Leute fröhlich. Man vergißt dabei alles Zornes, Unkeusch„heit, Hoffarth und andere Laster. Ich gebe nach der Theologia „der Musica den nächsten locum und höchste Ehre."

Hierin war er ganz mit Zwingli übereinstimmend, wie schon früher ist bemerkt worden. Auch die weltliche Musik wußte er an ihrem Orte zu schätzen, und eben so urtheilte er mild über den Tanz. „Es fraget sich, ob das Tanzen, aus welchem die „meisten Uebel zu entstehen pflegen, unter die Sünden zu rech„nen? Ob bei den Juden das Tanzen im Gebrauch gewesen, „oder nicht, weiß ich zwar nicht. Weil es aber bei uns bräuch„lich ist, Gäste zu bitten, sich zu putzen, zu essen und fröhlich zu „sein, und also auch zu tanzen, so sehe ich nicht, auf was Weise „diese Gewohnheit könne verworfen werden. Bloß der Miß„brauch muß vermieden werden. Daß Sünde und Böses be„gangen wird, ist nicht den Tänzen zuzuschreiben. Wenn alles „ehrlich zugeht, wirst du mit den übrigen Gästen wohl tanzen „können. Glaube und Liebe wird durch's Tanzen nicht ver„trieben, sonst würde den Kindern der Gebrauch des Tanzens „nicht können erlaubt werden **)."

---

*) Was würde er erst zur heutigen Musik sagen? Es ist indessen die Frage, ob das geschnörkelte Wesen mancher der neuesten Tonstücke seinem einfachen Sinne zugesagt hätte.

**) Siehe Keil, Lebensumstände Luthers. S. 46.

Bei einem so reichen Gemüthe, wie das unsers Luthers war, konnte er die irdischen Glücksgüter wohl entbehren. Nach ihnen hat er nie gestrebt. Als einem Prediger, schreibt er an den Kurfürsten, der ihm Tuch zu einem Kleide geschenkt hatte, gebüret mir nicht Ueberfluß zu haben, begehre es auch nicht. Er schämte sich zwar nicht, solche Liebesgaben und Geschenke anzunehmen, wenn sie ihm aus einem guten Herzen zu fließen schienen; dennoch aber blieb er lieber unabhängig und nahm nur dann etwas an, wenn er's nöthig hatte. So hatte ihm der Churfürst einen kleinen Antheil an einem Bergwerk (einen Kux) für seinen Sohn, angetragen, was er ausschlug. Sein Freund Bugenhagen brachte ihm einst von einem Herrn 100 Fl. zum Geschenk. Luther wollte es durchaus nicht annehmen, sondern gab die eine Hälfte dem Melanchthon, die andere dem Bugenhagen selbst, woraus sich ein edler Wettstreit der Großmuth unter den Freunden entspann. Indessen gelangte Luther doch zu einiger Wohlhabenheit. Nicht nur besaß er in und um Wittenberg Gärten und liegende Gründe, sondern verschaffte sich in der Folge auch zwei kleine Bauerngüter, Wachsdorf und Zeilsdorf, letzteres um 610 Fl. Catharina besorgte auch dort die Wirthschaft, weßhalb er sie scherzhaft die Frau Doctor Zeilsdorferin nannte.

Bei seinem geringen Einkommen war Luther höchst gastfrei und wohlthätig. Armen Studierenden gab er freien Tisch. Sein Haus stand allen Bedrängten, wie jedem Fremden, jedem Freunde offen. Nicht nur empfahl er häufig Arme dem Kurfürsten und andern wohlthätigen Leuten, sondern er ging selbst mit seinem Beispiel voran. So kam einst ein armer Mann zu ihm, und klagte ihm seine Noth. Luthers Baarschaft war zu Ende, die Frau lag in den Wochen. Da gerieth ihr Luther hinter das Pathengeld ihrer Kinder und gab es dem Manne. Als die Frau dazu sauer sehen wollte, sagte er: „liebe Käthe, Gott ist reich, er wird anderes bescheren.“ Wo er überhaupt Thränen trocknen, Freude stiften, heitere Gesichter um sich schaffen konnte, da that er's, und that es ohne Rücksicht auf Lohn und Dank, meist im Stillen. Als er einst mit Doctor Jonas und einigen Freunden eine Spazierfahrt machte, gab Luther ein

Almosen und Jonas gab auch eins. „Wer weiß," sagte der letztere, „wo mir's Gott wieder beschert." Luther aber lachte ihm frei ins Gesicht, und sprach: „Gleich, als hätt' es euch Gott nicht zuvor gegeben! Frei, einfältig soll man geben, aus lauter Liebe, willig!" — Von derselben Uneigennützigkeit, ja fast von einer zu weit getriebenen Freigebigkeit war auch Philipp Melanchthon erfüllt, der öfter goldne und silberne Gefäße verkaufte, um Armen wohlzuthun. Aehnliches wird auch von unsern Schweizer-Reformatoren erzählt. Zwingli's Freund, Leo Judä, war ein Vater der Armen, während seine Frau am Webstuhle saß, das tägliche Brod zu gewinnen.

So haben wir denn die Reformatoren auch in ihrem häuslichen Kreise, und unter ihnen vorzüglich den Mann Gottes, Luther, gesehen in seinem häuslichen Walten, in seinem Gebet, an seiner Arbeit, in seiner Erholung, im Kreise der Seinen, auf dem Krankenlager und an der heitern Tafelrunde, mitten in der freien Natur, unter Sang und Klang, unter Weh und Ach, unter traurigen und fröhlichen Menschen, und überall haben wir eine große, edle Natur gefunden, ein treues, deutsches Herz, ein christliches Gemüth, einen tapfern, biedern Mannessinn bei kindlicher Einfalt und Demuth. Wir haben auch hier Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie ein tüchtiges Leben überall dasselbe ist, in welchem Scherz und Ernst sich begegnen, wie freundliche Geschwister, also daß auch aus dem Niedrigsten das Höchste hervorleuchtet, wie aus dem reinen Demant der Strahl der flammenden Sonne. Wir treten jetzt aus dem friedlichen Hause wieder heraus auf den offenen Kampfplatz. Wir wenden uns nun von der Person zu der Sache, und nehmen den Faden der allgemeinen Geschichtserzählung wieder auf, wo wir ihn gelassen haben.

Die Jahre unmittelbar nach dem Bauernkriege in Deutschland waren der Reformation günstig. Mehrere gute Einrichtungen konnten im Innern der Kirche vorgenommen werden. In diese Zeit fällt eine von Luthern, im Auftrag des Kurfürsten, Johann des Beständigen, unternommene Kirchenvisitation und die Abfassung seiner Katechismen, wodurch er dem christlichen Jugendunterrichte, der damals aufs schrecklichste darniederlag,

aufzuhelfen suchte. Dieser ruhigen Entwicklung der Reformation in Deutschland waren die politischen Verhältnisse günstig. Der Reichstag zu Speier, 1526, auf welchem abermals die Beschwerden gegen den päpstlichen Stuhl zur Sprache gebracht wurden, hatte bloß den Abschied gegeben, daß in Sachen des Wormser Edicts sich jeder so verhalten sollte, „wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten könne." Der Kaiser aber hatte um diese Zeit anderes zu thun, als die Lehre der Evangelischen zu unterdrücken. Er selbst war jetzt mit dem Papst zwar nicht in einer kirchlichen, aber politischen Fehde. Nachdem nämlich lange das Glück zwischen den beiden Mächten von Frankreich und Deutschland geschwankt hatte, hatte Karl V. in der Schlacht bei Pavia, den 23. Febr. 1525, den Sieg über seinen Nebenbuhler davon getragen und den König selbst in seine Gewalt bekommen, aus welcher er ihn auch erst dann entließ, nachdem Franz den Madrider Frieden (14. Jan. 1526) unterzeichnet hatte, in welchem er auf Mailand verzichten und andere harte Bedingungen sich mußte gefallen lassen. Nun aber nahm sich der Papst Clemens VII. des Königs von Frankreich an und entband ihn seines Versprechens. Zugleich trat England mit Frankreich und dem Papste in ein Bündniß gegen Karl, die heilige Ligue genannt, und Karl sah sich genöthigt, in Verbindung mit dem den Päpsten feindlichen Hause der Colonna, so wie mit dem vom französischen Hofe entflohenen Connetable von Frankreich, Karl von Bourbon, den Kirchenstaat mit Krieg zu überziehen. Wirklich kam es im Jahre 1527 dahin, daß Rom von den deutschen Heeren eingenommen und geplündert, der Papst aber in der Engelsburg gefangen gehalten wurde. Aerger, als je die protestantischen Bilderstürmer es getrieben hatten, trieben es hier die kaiserlichen Soldaten mit Zerstörung der herrlichen Kunstschätze des Vatikans. Katholiken und Lutheraner zeichneten sich gleich aus durch rohe Excesse. Die Italiener waren dabei die Aergsten. Mitten unter den schwelgenden Gelagen wurden die Kirchengebräuche verspottet, und in einem Anfalle von lärmender Tollheit Luther zum Papste ausgerufen, dicht vor den Fenstern der Engelsburg.

Unterdessen verbreiteten sich in Deutschland beunruhigende

Gerüchte über ein zu Breslau zu Stande gekommenes Bündniß der katholischen Stände gegen die Anhänger der neuen Lehre; und obwohl sich nachher zeigte, daß das Gerücht auf der Erdichtung eines habsüchtigen Rathes des Herzogs Georg von Sachsen, eines gewissen Otto v. Pack, beruhe: so war doch das Mißtrauen von beiden Seiten sehr hoch gestiegen, und schon ward auch lutherischerseits viel darüber geredet, wie weit man sich im Nothfall mit dem Schwert vertheidigen dürfe, wenn es zum Ausbruch eines Religionskrieges kommen sollte. Luther und Melanchthon mißbilligten jedes gewaltsame Eingreifen. Der Türkenkrieg war unterdessen ernster geworden, als je. Große Fortschritte hatte Soliman gemacht*), und zum Schrecken Europa's sah man ihn bald darauf, im Herbst 1529, vor den Thoren Wiens. Unter solchen gefahrvollen Auspicien versammelte sich im Frühling 1529 der Reichstag zu Speier, welchen Karl im August 1528, von Valladolid aus, ausgeschrieben hatte. Die katholischen Stände, in Verbindung mit dem päpstlichen Legaten, Grafen Picus von Mirandola, boten alles auf, den früher zu Speier erlassenen Beschluß ungültig zu machen und auf eine schärfere Verordnung zu dringen in Betreff des Wormser Edicts. Sie trugen darauf an, daß in all den Landen, wo die neue Lehre noch nicht eingedrungen, des Kaisers Befehle streng befolgt würden; wo aber die neue Lehre schon eingeführt, und ohne Gefahr des Aufruhrs nicht mehr auszurotten sei, da sollte man sich bis zur Zeit der Kirchenversammlung aller weitern Aenderungen und Neuerungen enthalten, die Irrlehrer vom Abendmahl und die Wiedertäufer nicht dulden, die Messe nicht weiter abschaffen und sie für die, welche ihre Fortdauer wünschten, ungestört beibehalten. Auch sollte niemand der Religion halben andere verfolgen, noch fremde Unterthanen bei sich aufnehmen und schützen.

Die evangelischen Stände, welche bei der Verhandlung selbst nicht hatten zu Wort kommen können, gaben gegen diesen Abschied eine schriftliche Verwahrung ein, deren Hauptinhalt dahin ging, daß sie sich in Sachen des Gewissens nicht der Mehrheit von Stimmen unterwerfen könnten. Von dieser Pro-

---

*) Unterstützt von dem aus Ungarn vertriebenen König Johann von Zapolya.

testation erhielten sie zuerst — was geschichtlich von Bedeutung ist — den Namen Protestanten *).

Wir haben diese Namen zwar schon früher hie und da gebraucht, weil er bezeichnend ist für die Sache, abgesehen von seinem geschichtlichen Ursprung. Nicht, als ob wir das Wesen des Protestantismus allein ins Protestiren und Verneinen setzten, wohl aber, weil allerdings das Protestiren gegen alle menschliche Autorität und Gewalt in Glaubenssachen, die Unabhängigkeit der Ueberzeugung und die Gewissensfreiheit ein wesentliches Merkmal einer wirklich protestantischen Gesinnung ist, gegenüber der katholisch-papistischen. Vergessen wir nur nicht, daß der Protestantismus der Reformation ein evangelischer Protestantismus heißt, daß er nur darum die Mißbräuche verneinte, um desto kräftiger die ewige, göttliche Wahrheit des Christenthums zu bejahen und zu bekennen, so wird uns der Name niemals irre führen.

In diesem wahren Sinne des Worts, abgesehen von der historischen Veranlassung, dürfen denn auch wir reformirte Schweizer uns Protestanten nennen, obwohl wir geschichtlich und ursprünglich nicht unter dieser Benennung begriffen waren, und überhaupt darf ein jeder sich so nennen, der auf dem Grunde des schriftgemäßen Christenthums seines höhern Lebens sich auf eine edle, freie Weise bewußt geworden, durch Unterordnung sowohl der eigenen Willkür, als der fremden Autorität unter den klar erkannten Gotteswillen.

Allerdings wäre nun, da die Sachen einmal diese ernstliche Wendung nahmen, vortheilhaft gewesen, wenn die Protestanten allerwärts als solche aufgetreten wären und zusammen gehalten hätten gegen die Gewaltmaßregeln der Gegenpartei, und es wünschten dieß auch wohl einige der Unbefangenen, wie namentlich der Landgraf Philipp von Hessen. Aber da stand nun eben im Wege jene Trennung, welche der Sacramentstreit zwischen Luther und Zwingli hervorgerufen hatte. Diese Trennung war unter der Zeit nur immer ärger, der Streit nicht

---

*) Eine weitere Beschreibung des Reichstags zu Speier hat Prof. Jung gegeben in seinen Beiträgen zur Geschichte der Reformation. 1. Abth. Straßb. u. Leipz. 830.

ohne Luthers Schuld immer leidenschaftlicher geworden. In ein Bündniß mit den Schweizern sich einzulassen, hielt Luther wider sein Gewissen, und hielt davon auch seinen Kurfürsten ab. Eben darum, weil es ja nicht ein politisches Bündniß galt oder gelten sollte, wo es nur darauf angekommen wäre, die Streitmacht zu vergrößern, sondern weil es den Glauben galt, so konnte man sich mit denen nicht vereinigen, die man vom Glauben abgefallen betrachtete, und wir müssen hierin sogar Luthers Ueberzeugung ehren, daß er nicht eine weltliche Sache der Klugheit aus dem machen wollte, was ihm eine heilige Sache war, die überhaupt nicht sollte durchs Schwert entschieden werden, sondern die siegen sollte durch ihre innere Kraft.

Aber eben so wenig können wir es dem redlichen Sinne des Landgrafen Philipp verdenken, wenn er seinerseits in der abweichenden Meinung vom Abendmahl keine totale Verschiedenheit des Glaubens sah, von welcher eines Menschen Seligkeit abhinge, und wenn er demnach, seiner praktischen Klugheit zufolge, in einem solchen Momente mehr als je darauf drang, eine vereinte Kraft dem mächtigen Feinde gegenüber zu stellen *).

Landgraf Philipp gab sich demnach alle Mühe, unter den Getrennten eine Annäherung zu versuchen, und so sollte denn auf seiner neugestifteten Universität Marburg der Versuch dazu mit einem Religionsgespräch gemacht werden. Hier sollten Luther und Zwingli, Melanchthon und Oekolampad persönlich den Streit auskämpfen, und wo immer möglich über die abweichenden Puncte sich verständigen, hier sich dann die Hand des Friedens reichen, und den Bund der Protestanten vollkommen machen. Wie weit diese wohlgemeinte Absicht erreicht worden, soll eine spätere Stunde uns zeigen, nachdem wir zuvor die weitern Fortschritte der Schweizer-Reformation bis zu diesem Zeitpuncte werden betrachtet haben.

---

*) Ueber die stattgefundenen Convente zu Rodach, Schwabach u. s. w. siehe Planck u. Marheinecke.

Zwanzigste Vorlesung.

Weitere Verbreitung der Reformation im übrigen Europa, und Hindernisse derselben. — Schweiz: Die Badensche Disputation. Oekolampad und sein weiteres Wirken in Basel. Unruhige Vorgänge daselbst. Die Berner Disputation und Vollendung der Reformation in Bern. Reactionsversuche. Die Haslithaler. Endlicher Sieg der Reformation in Basel. Grenze zwischen Reformation und Revolution.

Nach einem kurzen Verweilen im häuslichen Kreise der Reformatoren haben wir in der letzten Stunde die Reformationsgeschichte bis auf den Punct geführt, wo auf dem Reichstage zu Speier, 1529, die Protestanten als eine bereits ansehnliche und mächtig gewordene Partei im deutschen Reiche auftreten, und eine rechtmäßige Anerkenntniß ihres reformatorischen Strebens fordern konnten. Aber nicht in Deutschland allein hatten die durch die Reformation erweckten Grundsätze Wurzel gefaßt. Auch im Norden Europa's hatten sie Eingang gefunden. Gustav Wasa, der in Wittenberg studirt und Luthers Lehren kennen gelernt hatte, hielt, unterstützt von dem Theologen Olof Petri, im Jahre 1527 seinen Reichstag zu Westerås in Schweden, auf welchem er, der König, zum Oberhaupt der Landeskirche proclamirt, und ein von Mißbräuchen gereinigter Gottesdienst einzuführen beschlossen ward. Auch in Dänemark ward auf dem Reichstag zu Odensee in demselben Jahre wenigstens die Duldung gegen das Lutherthum zum Gesetz erhoben. In Holstein und Ostfriesland ging die Reformation ihren glücklichen Gang fort. In England nährte Heinrich VIII. noch fortwährend seinen Haß gegen Luther; doch übersetzte bereits Tindal das Neue Testament ins Englische. In Schottland verbreitete Patricius Hamilton die Lehre der Wittenberger Theologen, die er selbst aus ihrem Munde vernommen hatte, ward aber, ein

24jähriger Jüngling, deßhalb verbrannt, und starb als Märtyrer der evangelischen Wahrheit. — Auch in Frankreich hatten sich, unter dem Schutze der Königin von Navarra, die Protestanten an einigen Orten, besonders zu Meaux, hervorgethan, aber schon 1529 brachen gegen sie Verfolgungen aus, besonders seit die Sorbonne Luthers Schriften verdammt hatte. Diese brachte es auch dahin, daß Ludwig Berquin, ein Freund des Erasmus, aber muthiger, als er, in Beförderung der Reformation, mit dem Strange gebüßt wurde. Auch nach Polen, nach Ungarn und Siebenbürgen war durch Luthers und Melanchthons Schüler der Same der evangelischen Lehre getragen worden, obwohl auch hier, namentlich in Ungarn, die Verfolgungen nicht ausblieben *). Selbst in Italien finden wir Ansätze der neuern Lehre. Herzog Karl von Savoyen zeigte sich dem Evangelium günstig **), und eben so die Herzogin Renata von Ferrara, die Schwägerin Franz I. Unter ihrem Schutze lebten einige der freisinnigern Männer, welche Luthers Schriften lasen und eine Verbindung mit dem Reformator zu erhalten suchten, die aber eben durch den leidigen Sacramentstreit verhindert ward, indem die protestantischen Italiener sich zur Zwinglischen Lehre hielten ***). Daß Spanien und die Niederlande gegen das Eindringen protestantischer Freiheit bestens verwahrt wurden, lag in den politischen Verhältnissen. Das erstere Land blieb schon durch seine geographische Lage abgeschlossen, wenn gleich die Kunde von Luthers Lehre auch theilweise über die Pyrenäen drang. Im letztern aber, wo viele Empfänglichkeit und unverholenes Streben nach dem Bessern sich zeigte, sorgte eine strenge Inquisition unter der Leitung der Statthalterin Margaretha gegen das Aufkommen jeder neuen Lehre, und schon jetzt fallen der Opfer mehrere, die später noch zahlreicher bluteten unter einem Alba und seinen Henkern.

So finden wir den kirchlichen Zustand von Europa, 10 —

---

*) Siehe die Schicksale der evangelischen Kirche in Ungarn von 1520 bis 1608. Leipz. 828.

**) Ein Brief Luthers an ihn bei de Wette. II. No. 528.

***) M' Crie, Gesch. der Reformation in Italien. S. 139. und Raumer I. S. 398.

12 Jahre nachdem Luther seine Thesen wider den Ablaß angeschlagen hatte. Richten wir jetzt unsere Blicke wieder auf die Schweiz. Das Mißtrauen der Kantone hatte sich immer mehr vergrößert. Da die dem alten Glauben treu gebliebenen Orte vergebens das Aufkommen der neuen Lehre zu hindern gesucht hatten, kamen sie endlich auf Zureden Joh. Fabers und Ecks überein, eine Disputation zu Baden im Aargau zu veranstalten. — Eck nämlich, der sich nicht begnügte, Luthern in Deutschland bekämpft zu haben, wollte auch an den schweizerischen Reformatoren zum Ritter werden. Mit Genehmigung seines Landesherrn, des Herzogs Wilhelm von Baiern, bot er also den Eidgenossen seine Dienste an, und erschien persönlich auf der Disputation, auf welcher auch noch, außer Faber, sich Thomas Murner einfand, Doctor der Theologie und dermalen Prediger bei den Barfüßern zu Luzern *). Von reformirter Seite erschienen von Basel Oekolampad, in Begleitung von Jak. Immeli, Prediger zu St. Ulrich, und Weissenburger, Prediger am Spital; von Bern Berthold Haller; von Schaffhausen Ludwig Oechsli. Auch sonst erschienen noch andere Geistliche aus verschiedenen Kantonen und mehrere Fremde. Zwingli, gegen den die Erbitterung der Eidgenossen am größten war, blieb absichtlich zu Hause, indem auch seine Regierung ihn nicht wollte gehen lassen. Er blieb indessen nicht ohne Nachrichten von dem Gang der Dinge zu Baden. Der originelle Thomas Plater versah das Geschäft eines fleißigen Briefboten zwischen ihm und Oekolampad, indem er als Hühnerträger, der von Zürich aus das Geflügel nach den Bädern brachte, unerkannt blieb, und somit frei aus- und eingelassen wurde mit den Briefen, die er wohl versteckt bei sich hielt.

---

*) Dieser in seiner Art originelle Mann war geb. 1475 zu Straßburg von wohlhabenden Eltern, trieb sich auf mehrern Universitäten herum, lieh seine Feder dem König von England gegen Luther, und riß derbe Witze gegen die Protestanten. Er war ein verdorbenes Genie, das früher auch in neuen (fast Basedowschen) Unterrichtsmethoden sein Glück zu machen versucht hatte, endlich aber sich aufs Schimpfen legte. Die Gegner nannten ihn nur den Murrnarr, und conterfeiten ihn als Kater. Vergl. Röhrich I. S. 226. und Hottinger (Forts. v. Joh. v. Müller) VII. S. 154.

Das Gespräch begann den 21. Mai 1526, und dauerte 18 Tage. Im feierlichen Pompe zogen die Geistlichen, unter ihnen viele, von deren Schultern köstliche, seidene Gewänder flossen, in die Kirche. Den Vorsitz führten Abt Barnabas von Engelberg, Ritter Jakob Stapfer, Schultheiß Hans Honegger von Bremgarten und Doctor Ludwig Beer von Basel, ein Anhänger der katholischen Lehre, doch ein sehr gemäßigter Mann und Freund des Erasmus. Er soll auch nach den Zeugnissen der Zeitgenossen der Einzige gewesen sein von Seiten der katholischen Partei, der Würde und Ruhe beibehalten und sich durch keine Leidenschaft habe hinreißen lassen.

Oekolampad, der, wie wir aus der frühern Geschichte wissen, sonst kein Freund von Disputationen war, entwickelte hier dennoch ein seltenes Talent. Er war es, der hauptsächlich mit dem im Disputiren gewandten Eck über die Abendmahlslehre, die Anrufung der Heiligen, die Bilder und das Fegefeuer zu streiten hatte. Eck stand auf einer prächtig ausgerüsteten Kanzel, während sein Gegner mit einem schlichten Katheder sich begnügte. Und doch imponirte dieser allen durch seinen Geist, weßhalb einer von den päpstlich gesinnten Zuhörern sich nicht enthalten konnte, auszurufen: „wäre doch der lange, gelbe Mann auf unsrer Seite.“ Auch außer dem Kampfplatz der Disputation, der in der Kirche war, wußte sich Oekolampad die Achtung derer zu erwerben, die ihn beobachteten. Während die Kämpfer von päpstlicher Seite bei den Zechgelagen, wozu der Abt von Wettingen den Wein herschaffen mußte, sich gütlich thaten (so daß von Eck die Rede ging, er bade sich zu Baden im Wein, statt im Wasser) *), zog sich Oekolampad ruhig auf seine Kammer zurück, wo er die Zeit mit Studien und Gebet zubrachte, so daß der Wirth zum Hecht, der ihn für einen Ketzer hielt, und bei dem er beherbergt war, sich äußerte, er müsse denn doch ein frommer Mann sein. Aus dem Gespräche selbst hebe ich nur einen charakteristischen Zug heraus **). Unter anderm bediente sich Oekolampad eines seltsamen Beispiels, um die

*) Franz, im Leben Thomas Platers nach Bullinger.

**) Siehe Hottinger (Fortf. v. Joh. v. Müller) Bd. VII. S. 92. ff.

Unzuläßlichkeit der Heiligenverehrung zu beweisen. Wenn einer, sagte er, den Weg nach Basel frage von Baden aus, so weise man ihn doch wohl nicht über Bern und Solothurn, sondern den geraden Weg, und so müsse man also auch nicht den Umweg bei allen Heiligen vorbei machen. Eck wandte aber das Beispiel mit Geschick zu seinem Vortheil. Allerdings, sagte er, werde ich einen, der von hier aus nach Basel will, nicht über Bern und Solothurn schicken; aber Brugg und Rheinfelden muß ich ihm denn doch wohl nennen, und die kann er nicht umgehen, wenn er den kürzesten Weg nehmen will. In der That sah ja die katholische Kirche die Heiligen als Mittelspersonen an, nicht als abseit liegende Nebenpersonen, und Oekolampad mußte sich wohl selbst gestehen, daß er ein übles Beispiel gewählt habe. Man sieht aber auch an diesem Beispiel, wohin man geräth, wenn man Dinge metaphysischer und übersinnlicher Art in gar zu populären Bildern behandeln will. Der Witz hat hier ein unendliches Spiel, und in dieser Art von Witz waren die schlauen und gewandten Katholiken, zu denen Eck gehörte, häufig den unbeholfenen Protestanten überlegen, gerade weil sie die Sachen nicht tief nahmen, und alles nur ad hominem faßten. Wo hingegen die Reformatoren auf dem Boden der Schrift standen, und sich nicht von demselben vertreiben ließen, da waren sie ihres Sieges gewiß, wenn er auch nicht anerkannt wurde. Eben deßhalb that auch Oekolampad recht daran, den schlüpfrigen Boden witziger Gleichnisse bald wieder zu verlassen, und mit dem einfachen Ausspruche abzutreten: „ich befehle die Sache der Schrift.“ Und damit mußten er und seine Freunde sich auch wohl trösten über des Gespräches Ausgang. Nachdem nämlich noch zu guter Letzt Thomas Murner seiner erbitterten Stimmung gegen den abwesenden Zwingli in einer heftigen Rede Luft gemacht hatte *), wurde das Gespräch als beendet erklärt und allen Anwesenden befohlen, sich schriftlich zu erklären, mit welcher Partei sie es in Zukunft zu halten gedächten. Die Mehr-

*) Er schalt ihn einen Tyrannen, seine Anhänger ehrlose Lügner, Meineidige, verbrecherische, treulose, schändliche Leute, Diebe, Kirchenräuber, Galgenstricke, vor deren Gemeinschaft jeder Biedermann erröthen müsse u. s. w.

zahl (denn viele der evangelisch Gesinnten, unter ihnen auch Berthold Haller, hatten sich früher entfernt) entschied sich für den alten Glauben. Ueber Zwingli und Oekolampad ward der Bann gesprochen, und Basel aufgefordert, letztern seiner Predigerstelle zu entsetzen und des Landes zu verweisen, was aber nicht befolgt wurde. Vielmehr wurde Oekolampad mit großer Freude wieder aufgenommen, als er nach Basel zurückkehrte. Doch stand ihm auch hier noch mancher harte Kampf bevor.

Lassen Sie uns hier einen Augenblick bei der weitern Entwicklung der Basler Reformation verweilen. Wir haben dieselbe bei dem Ausbruche des Bauernkrieges und der wiedertäuferischen Unruhen verlassen. Noch im Jahre 1525 hatte sich der Rath, der durch die verschiedenen Erscheinungen in Verlegenheit gesetzt war, an Erasmus gewendet, um von ihm ein Gutachten über die in Frage liegende Reformation zu erhalten. Wie sich derselbe nun schon über Oekolampads Schrift vom Abendmahl zweideutig geäußert hatte, so war auch hier sein Rath schwach und matt. Man soll ein allgemeines Concil erwarten, unterdessen darauf sehen, daß von beiden Seiten keine Schmähschriften erscheinen, die alten Gebräuche lassen, und überhaupt alle Unannehmlichkeiten mit den Eidgenossen zu vermeiden suchen. Bloß meinte er (und dieß hing wieder mit seiner persönlichen Abneigung gegen den Mönchsstand zusammen), man solle denjenigen Klostergeistlichen, die in ihrer Jugend wider Willen zu diesem Stande seien gezwungen worden, den Austritt gestatten.

Eine nicht ganz unbedeutende Begebenheit in der Geschichte der Basler Reformation war die Einführung der deutschen Psalmen und des deutschen Kirchengesanges mit Ostern 1526. Wurstisen sagt darüber in seiner Chronik, daß vielen Leuten dabei vor Freuden die Augen übergegangen, als vor Zeiten bei Wiederaufbauung der Stadt Jerusalem geschehen. Es war diese Neuerung ohne ausdrückliche Genehmigung der Regierung vor sich gegangen, und erst nach einigen Kämpfen ward ihr die obrigkeitliche Bestätigung *).

---

*) Bald darauf folgte auch die Einführung einer neuen Kirchenagende, so wie auch Oekolampad einen Kinderbericht abfaßte, der sich durch große evangelische Einfachheit und Klarheit auszeichnet.

Es war eine gewöhnliche Taktik der Gegner, Männer von ihrer Ansicht als Prediger zu berufen, damit sie ein Gegengewicht gegen die gefährlichen Neuerer bilden sollten. So hatten die Schaffhäuser einen Erasmus Ritter*), so die Berner einen Heim berufen. So berief nun auch das Baselsche Domcapitel an die Stelle des reformatorisch gesinnten Telamonius Limperger einen andern, Namens Augustin Marius von Freisingen, welcher die Reformation nach Kräften aufzuhalten strebte. Vergebens suchte erst Oekolampad mit diesem Manne sich zu verständigen, wobei er ihm mehr als einen Schritt entgegenging. Es kam vielmehr zu ärgerlichen Auftritten. Obwohl der Rath die Schmähungen auf der Kanzel aufs neue untersagt hatte, so nahm die Zwietracht dennoch täglich überhand. Beide Parteien hatten ihre Gründe schriftlich an die Regierung eingegeben, allein diese traute sich noch immer keinen Entscheid zu. Da sollte denn der Himmel entscheiden durch Gottes Urtheil. Oeffentliche Unglücksfälle, Pest, Hagel und die durch den Blitz bewirkte Explosion des Pulverthurms bei der Malzgasse, wobei an 40 Menschen ums Leben kamen, gaben zu liebLosen Urtheilen von beiden Seiten Anlaß. Die einen sahen darin eine Strafe der frevelhaften Neuerungen, die andern eine ernste Mahnung an die Altgläubigen, sich zum reinen Evangelismus zu bekehren. Aber auch bei fröhlichen Anlässen, bei Gastmählern der Bürgerschaft, gab sich die Spaltung zu erkennen. Einige Zünfte, die es mit der neuen Lehre hielten, luden zu ihren Mahlzeiten bloß Oekolampad und die ihm gleichgesinnten Prediger ein. Dagegen veranstalteten die andern Zusammenkünfte auf der Metzgernstube, wozu nur ihre Leute geladen wurden. Der Rath verbot am Ende beiderlei Mahlzeiten *). Hie und da kam es zu Thätlichkeiten. Als Oekolampad im Jahre 1527 einige Thesen anschlug, über die er disputiren wollte, riß sie ein katholischer Priester ab und beschimpfte sie. Thomas Geierfalk, ein Augustiner und Freund Oekolampads, der ihn daran hindern wollte, ward von dem Priester angegriffen und

---

*) Der freilich in der Folge eines Bessern belehrt wurde.

**) Hottinger (Fortf. von Joh. v. Müller) VII. S. 122. ff. und die dort angeführten Stellen aus Ochs.

mit einem Dolche verwundet*). Solche und ähnliche Auftritte brachten, da man sich im Rathe über nichts vereinigen konnte, eine mehr als gewöhnliche Bewegung in der Bürgerschaft hervor. Den 22. Oct. 1527 (es war an einem Dienstag) versammelten sich bei 400 Bürger in dem von den Mönchen geräumten Augustinerkloster, und beriethen sich, wie den streitigen Sachen ein Ende zn machen wäre. Sie beschlossen, die Obrigkeit durch dreißig ehrbare Männer, die sie an sie abordneten, um einen Entscheid bitten zu lassen. Allein die Obrigkeit kam ihnen zuvor. Während sie noch beisammen waren, erschienen mit dem Oberstzunftmeister Jakob Meier noch zwei andere Abgeordnete des Raths**), welche sich über die Ursache dieser Zusammenkunft erkundigen sollten. Die Bürger erklärten, sie wollten ihre Sache selbst vor Rath bringen, ließen sich aber endlich bereden, ihr Begehren den abgeordneten Herrn vorzutragen, welche den geneigten Willen der Regierung aussprachen, der Bürgerschaft in allen billigen Begehren zu willfahren. Demnach wurden gleich auf den 27. October, an einem Sonntage, alle Bürger vom Rath auf ihre Zünfte beschieden und ihnen angezeigt, die Regierung habe an den unberufenen Zusammenrottirungen ein hohes Mißfallen, und wolle solche für die Zukunft in allem Ernst verboten haben. Der Religion halben wolle indessen der Rath die Gewissen nicht beschweren, sondern er stelle es jedem frei, das zu glauben, was er in seinem Gewissen für wahr und recht halte; doch solle man sich gegenseitig unangetastet lassen und keiner den andern des Glaubens wegen beschimpfen.

So ließ also der Rath die Sache noch auf der Schwebe. Die Bürgerschaft war getheilt, wie die Stimmen im Rathe selbst. Der größere Theil der erstern war zwar für die Reformation, doch die Kleinbasler und Spalemer hielten zusammen fest an der alten Weise. Im Rathe hielt es, wie schon früher bemerkt, der Bürgermeister Adelberg Meier mit Oekolampad, der Bürgermeister Meltinger mit den Päpstlichen. Ausbrüche waren kaum zu verhüten. Es mußte endlich ein entscheidender Schritt geschehen, und dieser geschah vom Volk aus. Wenig

*) Nach andern geschah dieß ein Jahr später.
**) Jakob Götz, der Salzherr, und Peter Ryff.

hätte gefehlt bei der gefährlichen Spitze, worauf die Sache stand, daß der reformatorische Weg in einen revolutionären umgeschlagen; doch wachte, Gott Lob! ein besserer Geist über der Baselschen Kirche, und alles fügte sich am Ende noch auf gesetzliche Weise, ohne Gewaltthat und Beeinträchtigung der Personen.

Doch ehe wir diesen Ausgang der Basler Reformation, den wichtigsten Theil derselben, erzählen, müssen wir uns nach Bern versetzen, wo die Reformation ein Jahr früher, als bei uns, thätig ins Werk gesetzt wurde. Auch hier hatte der Volkswille sich verschiedentlich kund gethan, namentlich auch auf dem Lande, wo an einigen Orten die Messe und Ceremonien eigenmächtig abgeschafft wurden. Dem zu begegnen, sollte auch hier, wie sechs Jahr zuvor in Zürich, eine Disputation angestellt werden, nach deren Ergebniß dann gehandelt werden sollte *). Mit Anfang des Jahres 1528 fanden sich die Abgeordneten geistlichen und weltlichen Standes aus mehrern Schweizerkantonen, so wie aus dem angrenzenden Schwaben und Baiern ein. Dreihundertfunfzig an der Zahl waren allein die Geistlichen. Auch Zwingli erschien dießmal und disputirte nicht nur mit den Gegnern, sondern predigte auch vor dem Bernischen Volke**). Seine Rede war so gewaltig, daß ein Meßpriester, der eben am Altare stand und begierig zugehört hatte, den Ornat ablegte an der heiligen Stätte, mit den Worten, „wenn es so steht mit der Messe, so kann ich sie nicht mehr länger lesen, weder heute, noch in Zukunft.“ Was die Disputation selbst betrifft, welche vom 7. bis zum 27. Januar dauerte, so wollen wir hier nicht in deren Einzelheiten eintreten. Selbst die Berichterstatter der päpstlichen Partei gestehen, daß es ihr an gelehrten Streitern gefehlt, und daß man sehr den Scharfsinn eines Erasmus vermißt habe. Am meisten zeichnete sich noch der Schullehrer Buchstab von Zofingen aus, doch konnte er gegen die Gründe eines Zwingli, Berthold Haller, Franz Kolb, Oekolampad, Capito, Bucer nicht aufkommen. Die Präsidenten

---

*) Siehe Fischer, Geschichte der Disputation zu Bern. Bern 828. und Zwingli's Werke von Schuler u. Schultheß (Deutsche Schriften II. 1. S. 63. ff.).

**) Seine beiden Predigten bei Schuler und Schultheß a. a. O. S. 201.

der Synode, Vadianus von St. Gallen, Nik. Briefer, Decan bei St. Peter zu Basel, Conrad Schilling, Abt zu Gottstadt, und Conrad Schmidt, Comthur von Küßnacht, gaben den Ausschlag. Decan Briefer von Basel, ein katholisch Gesinnter, meinte zwar, man solle die Veränderung nur allmählig und mit Bedacht vornehmen. Allein die drei übrigen antworteten: die Stadt Bern habe aus dem abgehaltenen Gespräche genugsam ersehen, wie es um die Religion stehe; was in derselben göttlich und was hingegen Menschensatzung sei. Darum solle sie jetzt die Sache kräftig und unerschrocken angreifen.

Dieß geschah denn auch. Nachdem die Gesandten verreist waren, ließ der Rath die Bürger und Einwohner der Stadt zusammenberufen, und ihnen die Willensmeinung der Regierung zu erkennen geben, wie sie nämlich geneigt sei, die Mißbräuche abzuschaffen und die gereinigte Lehre einzuführen. Freudig ward dieser Antrag aufgenommen, und bald darauf in einem Mandat vom 3. Febr. ins Werk gesetzt. Die evangelische Predigt auf dem Grunde der heiligen Schrift ward allen Pfarrern des Gebietes zur Aufgabe ihres Amtes gemacht; Messe und Bilder wurden abgeschafft, die Priesterehe gestattet, und in Betreff der Klöster und Stiftungen ein Auskommen mit den noch lebenden Stiftern und Ordensleuten getroffen. Zugleich ward das bisherige Verhältniß zu den schweizerischen Bischöfen aufgehoben und die Landesregierung als die Behörde erklärt, in deren Hände künftig die Prediger und Decane den Eid der Treue abzulegen hätten.

An einzelnen störenden Auftritten fehlte es zwar nicht, und eben so wenig an Reactionsversuchen. Mit Ungestüm fielen einige über die Bilder her, und die Orgel im Vincenzmünster ward von rohen Händen zerschlagen. Wehmüthigen Abschied hatte von seinem Instrument der Organist genommen, indem er noch zuvor mit Ausdruck das Lied spielte: Armer Judas, was hast du gethan? und dann auf immer sich von seiner lieben Orgel trennte *). Hingegen hatten die Altgläubigen an der Familie

---

*) Siehe Hottinger (Joh. v. Müller VII.) S. 118. Mitten unter den Trümmern der Zerstörung hielt Zwingli seine oben angeführte zweite Predigt. „Da liegen sie," sprach er, „die Altäre und Götzen im Tempel. Der Koth und Wust muß aber hinaus, damit die unsäglichen

Diesbach noch einigen Halt, die bei ihrem Hausgottesdienst die Messe fortsetzen ließ. Auch brachte die Secularisirung des Klosters Interlaken Unruhen im Oberlande hervor, welche eine bedenkliche Wendung zu nehmen drohten. Die Haslithaler stellten im Sommer 1528 die Messe wieder bei sich her mit **151** gegen **111** Stimmen, und in Verbindung mit den Unterwaldnern, die sie dazu ermuntert hatten, und die über den Brünig Hülfe sandten, unternahmen sie einen Zug nach Bern. Die Grindelwaldner, so wie auch die aus dem Frutiger- und Simmenthale schlossen sich an. Grüne Tannenzweige auf den Hüten bildeten das Abzeichen der Antireformers. Und so sah sich denn Bern genöthigt, ebenfalls mitten in seiner Reformationsperiode einem Bauernkriege zu begegnen, der sich mächtig zu organisiren begonnen hatte, nur mit dem Unterschiede, daß hier dieser Bauernkrieg nicht von wiedertäuferischen Ultraprotestanten, sondern von der nicht minder fanatischen Gegenpartei der Reactionsmänner ausging. Mit Nachdruck ward von Seiten Berns gehandelt, der Aufruhr ward ohne Blutvergießen gestillt, aber durch Wegnahme der Banner und Landessiegel empfindlich an den Oberhaslithalern geahndet.

Dieser Vorfall steht jedoch nicht vereinzelt da. Immer sichtbarer wurden die Bestrebungen der Gegenpartei, die eingeführte Reformation im Schweizerlande wieder rückgängig zu machen. Aber um so ungestümer verlangte von der andern Seite die protestantische Partei deren gänzliche Durchführung da, wo man auf halbem Wege stehen geblieben war, und sich bei der Entwicklung des allgemeinen Kampfes zwischen Thür und Angel gedrängt sah.

So war es in Basel. Es sollte endlich auch da zu einem Entscheide kommen. Das Jahr vom Frühling 1528 bis eben

---

Kosten, die ihr für andere an dieß Narenwerk gehenkt, fortan den lebendigen Bildern Gottes zu gut kommen. Nur zänkische und schwache Gemüther können sich über das Abthun der Götzen beklagen, da sie jetzt sehen, wie sie nichts Heiliges haben, sondern „tetschen und borlen, wie ein ander Stein und Holtz.“ Hier liegt einer, dem ist das Haupt ab, dem andern ein Arm u. s. w. Wenn nun die Seligen, die bei Gott sind, dadurch verletzt würden und die Gewalt hätten, die man ihnen beigeschrieben, so hätte sie niemand von der Stelle zu schaffen vermocht, geschweige zu enthaupten oder zu lähmen.“

dahin 1529 war ein Jahr der bürgerlichen Gährung sowohl, als der kirchlichen. Den 10. April, an einem Charfreitag, zerbrachen, jedoch ohne Vorwissen Oekolampads, fünf Bürger von der Zunft zu Spinnwettern die Altäre und Bilder in der St. Martinskirche, und eben so räumten an dem darauf folgenden Ostermontag 24 Bürger die Bilder aus der Augustinerkirche weg. Die Obrigkeit ließ die Bilderstürmer verhaften, was große Erbitterung unter den Zunftgenossen erregte. Diese entschlossen sich, dem Rath eine Fürbitte für ihre gefangenen Brüder vorzulegen. Als sie in dieser Absicht gemeinsam auf das Zunfthaus ziehen wollten, gesellten sich auf dem Kornmarkte noch 200 andere Bürger zu ihnen, um mit ihnen die Sache der Gefangenen zu unterstützen. Der Rath, der eben versammelt war, sandte den Oberstzunftmeister mit etlichen Rathsgliedern zu ihnen auf den Markt, um sich über ihr Vorhaben zu erkundigen. Ein Ausschuß von 34 Bürgern eröffnete den Rathsgesandten Folgendes: „eine weise Obrigkeit möchte doch einmal die immerwährenden Zwistigkeiten unter ihren Predigern, daraus so viel Widerwärtiges erfolge, durch ein kräftiges Mandat abschaffen. Sie werde doch die Götzen (so nannte man die Bilder) nicht so hoch halten, daß darum biedere Bürger gefangen gesetzt oder gestraft werden sollten. Sie seien aus dem Worte Gottes hinlänglich unterrichtet, daß der Bilderdienst Gott ein Greuel sei. Sie bäten daher um Befreiung der Gefangenen und um Abstellung des Schmähens und Schimpfens von Seiten der Päpstler.“

Nachdem dieses Begehren den Räthen eingegeben war, schickten dieselben wieder eine Gesandtschaft an die versammelten Bürger und ließen sie ermahnen, aus einander zu gehen. Bloß ein Ausschuß von sechs sollte dableiben, um die Erkenntniß abzuwarten. Nach einiger Widerrede ließen es sich die Bürger gefallen, baten aber um eine „satte Antwort,“ und zogen sich nur halb befriedigt und unter Murmeln auf ihr Zunfthaus zurück. Lange ward im Rathe das Begehren erwogen, ehe die Antwort erfolgte, und auch diese war eben nicht so satt, wie die Bürger sie wünschten. „Die Gefangenen,“ hieß es, „sollen losgelassen und allen in dieser Sache in Ungnade Stehenden verziehen werden.“ Zwar gaben sich die Bürger jetzt zufrieden, obwohl sie den Wunsch nicht

unterdrückten, daß endlich der Bilder wegen überhaupt ein Entschluß möge gefaßt werden. Auch hierin wurde einige Tage später dem Wunsche der Bürger nachgegeben, doch nur auf halbem Wege, weil noch immer ein anderer, obwohl kleinerer Theil der Bürger und vorzüglich mehrere Rathsglieder der entgegengesetzten Meinung waren. „Es sollten nämlich (so lautete die Erkenntniß vom 18. April) den Reformirten zu lieb in den Kirchen zu St. Martin, St. Leonhard, bei den Augustinern, Barfüßern und im Spital die Bilder durch obrigkeitliche Werkleute weggethan werden; damit aber die Altgläubigen auch ihren Gottesdienst auf ihre Weise halten könnten, so sollten das Chor und die Nebencapellen zu St. Leonhard und den Barfüßern, wie bisher, verziert, jedoch während der reformirten Predigt, damit sich niemand ärgere, verschlossen bleiben. In den übrigen Kirchen der Stadt hingegen sollen alle Zieraten und Bilder unverändert und ungeschmäht bleiben." Den Dawiderhandelnden, so wie allen, welche sich zusammenrottirten oder Aufruhr erregten, ward mit Strafe (selbst am Leben) gedroht.

Bei dieser halben Maßregel blieb es nun einige Zeit. Den Sommer und Herbst über kam es zu keinen weitern Aufläufen. Im Gegentheil benutzte Oekolampad die Zeit zu der ersten Kirchenvisitation, die er durch seinen Diakon Hieronymus Bothanus ausrichten ließ, und wobei er seine milde, fromme Gesinnung in einem Hirtenbriefe an sämmtliche Amtsbrüder auf dem Lande ausdrückte *). Mit Ende des Jahres aber brach das Feuer, das unter der Asche fortgeglimmt hatte, wieder aus. Einzelne Reibungen der Parteien hatten fortwährend stattgefunden, und auch im Rathe war es zu heftigen gegenseitigen Erörterungen gekommen, so daß ein Rathsherr erklärte, er werde keiner Sitzung mehr beiwohnen, wofern nicht mit allem Ernst Recht und Friede geschafft werde.

Mittwochs den 23. Dec. versammelten sich 300 Bürger aus allerlei Zünften, auch der Zunft zu Gartnern, und faßten in gemessenen Ausdrücken eine Bittschrift an den Rath ab,

*) Abgedruckt in Burkhards Reformationsgeschichte Basels.

welche dahin abzweckte, ihm einen endlichen Entscheid in der Sache abzunöthigen. Die Bittsteller verwahren sich im Eingange dagegen, als ob sie irgend eine böse, aufrührerische Absicht hätten. „Wo wir einen unter uns wüßten," heißt es, „der sich mit einigem Wort ließ merken etwas unrechten Handels, den wollen wir als einen Ungehorsamen und Treulosen vor E. W. verklagen. Es sei einzig nur die Ehre Gottes, Christi und des Glaubens, was sie zu diesem Schritte bewege, so wie der Friede und die Einigkeit einer ganzen Stadt Basel." Nun zeigen die Bittsteller, wie wenig bis dahin der obrigkeitlichen Verordnung wegen des zwiespältigen Predigens sei nachgelebt worden, und wie viel Neid und Haß deßhalb unter der Bürgerschaft entstehe. „Gnädige, liebe Herrn," heißt es, „was ist ein solch zwiespältig Predigen anders, denn ein Baum vieler Laster, ein Deckmantel der Heuchelei, eine Verwirrung der verstrickten Gewissen, eine Stärkung der Boshaften, eine Unterdrückung der Wahrheit, eine Erweckung des Zornes Gottes, eine Schande der ganzen Stadt Basel?" Deßhalb möge die Obrigkeit diesem Unwesen steuern und alle Prediger entsetzen, welche nicht nach dem Evangelium predigen. Eben so möge man die Messe abstellen, bis die Meßpriester sie genugsam verantwortet hätten. Im letztern Falle wollten sie sie wieder annehmen. „Ist sie aber nicht gerecht und ein Greuel vor Gott, was wollen wir um der Pfaffen willen den Zorn Gottes über uns bringen, und gegen die Wahrheit und den heiligen Geist fechten." Daß man sage, die Concilien hätten darüber entschieden, könne sie nicht umstimmen; denn es sei bekannt, daß die Concilien auch geirrt und sich widersprochen hätten. Eben so wenig hätten die Disputationen von Basel und Bern genützt, „welche der Stadt Basel ein schweres Geld gekostet." „Wenn man aber sagen wolle, man könne niemand zum Glauben zwingen, so wollen auch sie nichts Unmögliches begehren; denn Gott allein giebt den Glauben. Nichts desto weniger aber sollen falsche Lehrer und andere Aergernisse von keiner christlichen Obrigkeit geduldet werden, so wenig sich eine Mutter damit entschuldigen könne, wenn sie ihre Töchter in Gesellschaft schlechter Weiber gehen lasse, und sage: Gott müsse sie ziehen."

Dazu sei das Mißtrauen, das sich bei verschiedenen Gelegen-

heiten, auf den Wachten und im Felddienste *), zeige, schon größer geworden, als zwischen Juden und Christen, da man die Evangelischen als abtrünnige Christen betrachte und ärger als die Juden hasse. Wollte man einwenden, es sei schwer, über dergleichen Dinge zu entscheiden, da die Gelehrten selbst noch uneins seien, so sei dieß einer Gotteslästerung ähnlich, gleich als hätte uns Christus ein Gesetz gegeben, das man bei Verlust der Seligkeit halten solle, und es doch nicht deutlich genug gegeben für jeden Laien. Wer wird auch Jemand zwingen, einen Weg zu gehen, und wollen, daß ihm der Weg verborgen sei? Was können wir dafür, wenn einige Hochgelehrte von großem Geiz, Neid und Hoffahrt die Wahrheit nicht wollen annehmen? sie ist darum nicht verborgen. Dann machten sie den Rath darauf aufmerksam, wie die Gegenpartei sich bereits unter die Classen begeben, und wie sie also genöthiget wären, Gewalt mit Gewalt abzutreiben, wenn man den ungesetzlichen Schritten der Widersacher nicht begegne. „Da wir," so schließt diese Zuschrift der Bürger, „die Ehre Gottes und den Frieden einer ganzen Stadt Basel suchen, so werden und können wir nicht abstehen von unsern Bitten, Tag und Nacht, so lang bis uns E. W. gnädiglich erhört; denn es ist uns dießmal nichts Höheres angelegen auf Erden; es wäre denn, daß wir berichtet würden, daß unsere Bitte Gott unehrlich und der Stadt Basel schädlich sei, was aber nicht geschehn wird. E. W. wolle also eine gehorsame Bürgerschaft hierin ohne Aufzug gnädiglich und väterlich bedenken."

Wenn wir Ton und Gehalt dieser Bittschrift unbefangen betrachten, so erkennen wir darin eine kräftige, entschieden ausgesprochene, aber achtbare Willensmeinung einer sich fühlenden Mehrheit von Bürgern, gegenüber einer allerdings bedrängten und dadurch in ihrem Handeln gehemmten Regierung. Solche kräftige Stimme können wir aber nicht mißbilligen, wir müssen uns sogar ihrer freuen in gewissen Zeiten. Etwas Revolutionäres liegt in diesem Schritte nicht, sondern es ist auch hier noch das Reformatorische, das sich ausspricht, freilich nicht in der gelehrten

---

*) Wörtlich „auf den Reisen," worunter aber, nach damaligem Sprachgebrauche, die Feldzüge zu verstehen sind.

Form der Doctrin, sondern in der Form eines compacten Volkswillens. Diesen Volkswillen soll aber eine Regierung allerdings ehren, wenn er auf dem vorgezeichneten Wege des Gesetzes sich kund giebt. Drohungen finden wir keine, kein Trotzen auf die in dem Haufen liegende physische Gewalt, kein Herausfordern, keine Uebertretung der Schicklichkeit und des Anstandes, nur eine feste, männliche Sprache, ein Hinweisen auf die traurigen Folgen, die entstehen könnten bei den Gewaltsversuchen, die zuerst von der Gegenpartei ausgingen.

Es ist auch für den Beobachter erfreulich, zu sehen, wie das, was die Reformatoren in Schriften und Predigten gelehrt hatten, nun bereits auf eine solche Weise den Weg in des Volkes Herz und Sinn gefunden hatte, daß dieses seiner Sache gewiß war in Beziehung auf sein ewiges Heil, und auf eine wahrhaft naive Weise das in seine Sprache zu übersetzen wußte, was es von seinen Lehrern vernommen hatte. Wie richtig ist z. B. das Urtheil über das Ansehen der Concilien, wie gesund, daß bei den praktischen Wahrheiten der Religion man allerdings nicht die feinern Meinungsverschiedenheiten der Gelehrten zu berücksichtigen habe! Wie gut gewählt, wie schlagend sind die angeführten Beispiele *)! Mag es auch sein, daß man die darin herrschende Theorie selbst nicht überall billigen wollte, ihre Anwendung aufs Leben zeugt von einem guten praktischen Sinn.

Wäre es bei dieser würdigen Haltung bis ans Ende geblieben, so würde die Basler Reformation als eines der schönsten Denkmale einer ächt republicanischen Reformationsweise dastehen, an welcher sich der bessere Sinn des vielfach mißbrauchten Wortes „Volkssouveränität" auf eine einleuchtende Weise klar machen ließe, gegenüber jenen stürmischen, ungesetzlichen Bewegungen roher Haufen, wie wir sie im Bauernkriege und in der Geschichte der Wiedertäufer gesehen haben. Diese Leute wußten, was sie wollten; denn sie wollten das Rechte und Gute; aber sie wollten es auch nicht halb, sondern mit Entschiedenheit.

Bei dieser reinen Haltung blieb es jedoch nicht vollkommen, und die Linie zwischen reformatorischem und revolutio-

---

*) Jenes von der Mutter und ihrer Tochter, und jenes von dem bezeichneten Wege.

närem Handeln ward in einzelnen Momenten der Leidenschaft auf eine gefährliche Weise übersprungen. Wenn nämlich Selbstabhülfe durch Gewalt*), Hinwegsetzen über bestehende Ordnung, vor allem aber die Waffenerhebung aus eigener Macht schon das reine Gebiet des Reformatorischen überschreiten, so schwankt (wir dürfen es nicht verhehlen) das Ende der Basler Reformationsgeschichte allerdings etwas hinüber in das Revolutionäre.

Allein — auch hier ist, ehe wir ein strenges Urtheil über unsere Väter uns erlauben, noch manches zu erwägen, was dieses Urtheil bedeutend mildert. Offenbar gingen die ersten Gewaltschritte, namentlich die ungesetzliche Bewaffnung, wie wir gleich sehen werden, von der Gegenpartei aus, und wenn einmal die Schranke von der einen Seite durchbrochen war, dann war es schwer, sie von der andern aufrecht zu erhalten, zumal da, wo die Regierung zu nichts sich entscheiden wollte. Auch ihr wollen wir indessen keine zu harten Vorwürfe machen. Sie hatte durch ihre Zusammensetzung, durch ihre Stellung zum Bischof und dem Domcapitel von der einen, und zu der Eidgenossenschaft und den benachbarten Staaten von der andern Seite einen schweren Stand, sie war unkräftig geworden nicht durch ihre Schuld allein als Gesammtheit, sondern auch vielfach durch den Drang der Verhältnisse, und auch wohl durch die hinterlistigen Umtriebe Einzelner. In ungewöhnlichen Zeiten ist es so schon, ja ist und bleibt es rein unmöglich, die Zurechnung an Einzelne mit gerechtem Maße zu üben. Wenige verblendete, selbstsüchtige Menschen können oft den Gang des Guten auf eine solche Weise aufhalten, daß auch die, welche es gut meinen, wider ihren Willen in ein falsches System hineingezogen werden, und eine Abweichung vom geraden Wege ruft die andere fast wie durch ein Verhängniß hervor. Wohl dem, der mitten in solchen Stürmen wenigstens das Bewußtsein eines reinen, von niedern Absichten ungetrübten Strebens sich bewahrt! — Gott führet oft das Steuer wunderbar, wo des Menschen Wille

---

*) Darin sieht auch Ancillon das Charakteristische einer Revolution. S. dessen Schrift: Vermittlung der Extreme. S. 218.

scheitert, und wo die Kraft nicht mehr ausreicht, die eigene und beschränkte, da siegt allein noch das gute Vertrauen.

So wie die Gegenpartei, bestehend aus den Bewohnern der kleinen Stadt und der Spahlenvorstadt, von dem kräftigen, aber gesetzmäßigen Schritte der Bürger zu Gartnern Kenntniß erhalten hatte, trat sie unter die Waffen, um die Freunde der Reformation mit Gewalt zu sprengen. Das war der erste Schritt zur Unordnung. Die Regierung suchte ihm durch Abgeordnete zu begegnen. Statt nun aber die gesetzlich vorgebrachte Bittschrift der Mehrheit von Bürgern abzunehmen, weigerte sich dessen der Bürgermeister Meltinger, ein eifriger Anhänger des alten Glaubens, und gebot den Bürgern beim Eide, sich sogleich nach Hause zu begeben. Diese beharrten aber auf ihrem Begehren, und gehorchten erst dann der Aufforderung, als der andere Bürgermeister Adelberg Meier und der oberste Zunftmeister Jakob Meier zum Hirschen*) ihnen das Schreiben abnahmen, und ihnen die Zusicherung ertheilten, daß sie in Frist von zwei Tagen eine Antwort haben sollten.

Der Friede dauerte jedoch nicht lange. In der Nacht auf St. Stephanstag, zwischen dem 25. und 26. December, liefen die Bürger der kleinen Stadt und der Spahlen abermals in den Harnisch. Da liefen denn auch die andern zusammen, erst nur 800 an der Zahl, die sich wieder zu Gartnern versammelten, sich aber durch Bewaffnung der Knechte auf 3000 vermehrten. So standen sich also die Bürger bewaffnet entgegen im Glaubensstreite. Und mitten unter diesen Waffen versammelte sich in der gleichen Nacht zagend und unschlüssig der Rath. Auch hörte man bereits von eidgenössischen Repräsentanten, welche zur Vermittlung des Friedens erwartet wurden! Hin und her ward nun an die Bürger gesandt, ermahnt, beschwichtigt, auf die Zukunft vertröstet, so gut man konnte. Geneigteres Gehör fanden indessen stets Adelberg und Jakob Meier (zum Hirschen) bei den Reformirten, während sie dem päpstlichen Meltinger nicht trauten. Nach manchem Hin- und Herreden kam man endlich über-

---

*) Dieser Jakob Meier zum Hirschen ist wohl zu unterscheiden von Jakob Meier zum Hasen. Letzterer war ein Gegner der Reformation, ersterer ein Beförderer. Siehe Ochs V. S. 313. 434. 449. 632.

ein, von beiden Seiten Ausschüsse zu wählen. Die Reformirten delegirten 50 Mann, die auf der Gartnernzunft blieben, die Katholischen ernannten auch etliche, die sich auf der Zunft der Fischer aufhielten. Letztere gaben nun ebenfalls eine Bittschrift ein an den Rath, es beim Alten zu lassen. Täglich wurde Raths gepflogen, und guter Rath war theuer. Nur zwei Stadtthore wurden in dieser Zeit offen gelassen und mit starken Wachen besetzt. Alles war gespannt und gereizt. Endlich erschienen Abgeordnete von Zürich und Bern (Unter den letztern war Niklaus Manuel). Eben so langten welche von Luzern, Uri, Schwyz, Zug, Solothurn und Schaffhausen an, und auch von Straßburg und Mühlhausen stellten sich Gesandte ein. Eine Commission aus vier Mitgliedern des Raths und vieren der Bürgerschaft ward niedergesetzt, um Vorschläge zu bringen. Es sollte nun (dahin ging der Vorschlag) 14 Tage nach Pfingsten in der Barfüßerkirche, im Beisein aller Bürger, eine öffentliche Disputation über die Messe gehalten werden, bei welcher keine andern Gründe, als die aus Gottes Wort gezogenen, gelten sollten. Nach Ablauf dieser Disputation sollen dann auf den Zünften die Stimmen gesammelt und nach der Mehrheit entschieden werden. Unterdessen aber sollen sich die Prediger wohl auf diese Disputation vorbereiten, und zu dem Ende wenigstens zweimal wöchentlich zusammentreten und sich über die streitigen Puncte friedlich bereden. Wer etwas gegen die heilige Schrift lehre, der solle zur Verantwortung gezogen werden, und endlich soll keiner der Messe und Bilder wegen der Obrigkeit freventlich ins Amt greifen. Keiner soll den andern weder zur Messe zwingen, noch mit Gewalt von ihr abhalten, sondern jedem soll freistehen, nach seinem Gewissen zu handeln. Dieser Vorschlag wurde nun der gesammten Bürgerschaft eröffnet. Der Rath ließ zu dem Ende alle Zünfte und Gesellschaften sich versammeln; die Evangelischen sollten bei den Barfüßern, die Römischkatholischen bei den Predigern sich einfinden. 2500 erschienen am erstern, 600 am letztern Ort. Somit ergab sich, daß mehr als $\frac{4}{5}$ der Bürgerschaft auf der Seite der Reformation standen. Doch ging es auch damals so, daß viele Unentschiedene zu Haus blieben, ohne abzustimmen. Nichts desto weniger blieb die Minderheit stand-

haft bei ihrer Ansicht und ihrem Begehren. Sie legte eine feierliche Verwahrung gegen die ergangenen Beschlüsse ein, und ließ dem Rathe folgende Vorstellungen machen. Sie bäten sehr, die Herrn möchten doch diesen schweren und äußerst wichtigen Handel wohl überlegen und wohl bedenken, daß ihr Stand (der Stand Basel) nicht in derselben Lage sei, wie Zürich und Bern, welche ihre Zinsen, Gefälle und übrigen Einkünfte in ihren eigenen Gebieten haben, da Basel hingegen den beträchtlichsten Theil seiner Einkünfte aus dem benachbarten Herzogthum Oesterreich und der Markgrafschaft Baden ziehe, welche Länder der Reformation nicht geneigt seien. Man möge also wohl zusehen, was daraus entstehe, und nichts unternehmen, was der Stadt schädlich sei. — Auch über die außerordentliche Bewaffnung suchten sie sich zu entschuldigen, und ihr einen legitimen Anstrich zu geben. Sie hätten gesehen, daß der Rath nicht mehr Herr und Meister sei, und darum hätten sie sich geharnischt versammelt, um selbst zu sehen, wer sich wider die Obrigkeit setzen würde, und wären dann im Falle der Noth bereit gewesen, Leib und Leben als getreue Unterthanen für ihre Obrigkeit willig zu lassen. Was die vorgeschlagenen Puncte betreffe, so könnten sie sie keineswegs eingehen. Sie hofften, ihre Priester hätten sie recht unterrichtet; — lieber wollten sie ihr Leben verlieren, als zugeben, daß ihre Weiber und Kinder nicht mehr nach der Lehre ihrer Vorel-tern sollten unterrichtet werden. Man möge ihnen also vergönnen, bei dem vorigen Mandat zu bleiben, welches dahin gehe, ihnen 5 Kirchen einzuräumen, mit denen sie sich auch begnügen wollten. Und so möge man sie mit ihrem alten Glauben und ihren Gebräuchen in Ruhe lassen.

Durch diese eben so entschiedene, wenn gleich von der Minderheit ausgehende Sprache für den alten Glauben fühlte sich der Rath aufs neue in Verlegenheit gesetzt. Er befand sich zwischen zwei Feuern. Das eben erlassene Mandat konnte man nicht aufheben, ohne den Zorn der Mehrheit zu erregen, und doch wollte man auch die Minderheit nicht ganz unbefriedigt lassen, denn auch ihre Drohungen flößten Besorgniß ein. Man erneuerte also das Gebot, daß man keinen in der Verrichtung seiner Religionsübungen stören oder um seines Glaubens willen

schmähen dürfe, bei einer Strafe von 5 Pfund. Und zu dem wurde der deutsche Kirchengesang da, wo er noch nicht eingeführt war, verboten; eine Maßnahme zu Gunsten der Altgläubigen, die offenbar im Widerspruch stand mit dem schon so wacker eingeleiteten Reformationsplan. Allein diese halben Maßregeln halfen nichts. Kaum waren die eidgenössischen Gesandten abgereist, so kam es zu neuen Reibungen. Zu den wöchentlichen Zusammenkünften waren die katholischen Priester nicht zu bewegen. Dieser Weigerung wegen wurden sie in ihrem Amte still gestellt, so daß 14 Tage lang im Münster, in St. Ulrich, St. Peter und St. Theodor weder Predigt, noch Messe gehalten wurde. Angesehene Stützen des alten Glaubens, wie der Weihbischof Marius und der Dominicaner Pelargus, verließen die Stadt, auch Ludwig Bär, Professor der Theologie und Propst bei St. Peter, hatte sich entfernt. Dieses Fliehen der Hirten da, wo die Heerde in Gefahr war, machte keinen guten Eindruck auf dieselbe, und der Anhang der Altgläubigen nahm mehr und mehr ab. Demungeachtet suchte dieser Anhang sich noch geltend zu machen. Mit Genehmigung des Bürgermeisters Meltinger bestieg Sebastian Müller, Prediger bei St. Peter, die Kanzel, obwohl sie ihm von der Regierung war untersagt worden, und suchte das Volk gegen die Neugläubigen aufzuhetzen. Mehrere von den letztern waren aber absichtlich, weil sie einen Ausfall vermutheten, in die Kirche gegangen, weßhalb sie von den katholisch gesinnten Mitbürgern hart angegangen wurden. Es kam zu lebhaftem Wortwechsel, fast zu Schlägereien in der Kirche.

Die der Reformation geneigten Bürger beschwerten sich nun bitter über diese Vorfälle, namentlich darüber, daß Müller, dem obrigkeitlichen Gebot zuwider, gewagt habe, die Kanzel zu betreten. Sie drangen auf kräftige Handhabung des erlassenen Mandats. Meltinger sah sich genöthigt, im Rathe selbst wegen der eigenmächtig von ihm ertheilten Erlaubniß an den Controversprediger Abbitte zu thun, und diese öffentliche Demüthigung des Bürgermeisters schien die Bürger wieder etwas zu beruhigen. Allein zu sehr war nun doch einmal der Verdacht eingewurzelt, daß eine Anzahl von Rathsgliedern, vornämlich solche, die mit Priestern verwandt seien, und an ihrer Spitze namentlich der

Bürgermeister Meltinger, durch absichtliche Kunstgriffe die Reformation aufhielten. Dieses Hinderniß sollte beseitigt werden.

Stürmisch wurden die Fastnachttage des Jahres 1529. Achthundert Bürger versammelten sich am Tage nach Herrnfastnacht in der Barfüßerkirche, und nach gehaltenem Frühgebet beschlossen sie, vom Rathe zu begehren, daß alle die, welche dem reinen Wort Gottes nicht gewogen wären, oder Verwandte unter der Priesterschaft hätten, bis nach Austrag der Sache austreten sollten, doch ihrer Ehren unbeschadet. Das Begehren war stark. Der Rath suchte der Bürgerschaft das Schwierige desselben begreiflich zu machen. Er bat sich wenigstens Bedenkzeit aus, und versprach die Antwort auf den folgenden Tag. Allein die Mißtrauischen unter den Bürgern sahen dahinter nur neue Ausflüchte. Zwar zogen sich auf den Bescheid des Raths hin alle zurück; allein Abends 6 Uhr trieb Argwohn und Ungeduld sie wieder zusammen. Noch diesen Tag, hieß es, wolle man eine Antwort. Die Stadt gewann jetzt ein bedenkliches, kriegerisches Ansehen. Bewaffnete durchzogen die Straßen und lagerten sich auf den offenen Plätzen. Auf Weinleuten, Saffran und Spinnwettern waren die Wachen vertheilt. Die Ketten wurden vor die Straßen gezogen, Geschütz aufgeführt, die Stadtthore, das Zeughaus und die Thürme besetzt. Harzpfannen brannten die Nacht durch. Unter mancherlei Besorgnissen ward der morgende Tag erwartet. Bürgermeister Meltinger hatte bereits mit seinem Tochtermann, Eglof von Offenburg, die Flucht ergriffen. Auf einem Nachen fuhr er bei Nacht und Nebel den Rhein hinunter. Auch andere Rathsglieder machten sich im Stillen davon. Dieß verstärkte den Verdacht und hob noch mehr den Muth der Reformirten. Es schien sie dieser Vorfall zu ihrem Begehren noch mehr zu berechtigen.

Mit Anbruch des Tages wuchs die Schaar ihrer Bewaffneten auf 2000. Schon zeigte sich der Rath geneigt, dem Begehren der Bürger wegen Austritts der katholisch Gesinnten zu entsprechen, aber diese widersetzten sich, und verlangten einen schiedsrichterlichen Spruch von Seiten der Eidgenossen. In Eile ward also an die Kantone Zürich und Bern berichtet, und bis dahin alles angewendet, die Aufgeregten zu beruhigen. In dem

Begehren der Bürger kamen auch politische Puncte, die Verfassung betreffend, zur Sprache, und eben dieß machte die Sache nur um so verwickelter. Nur mit Mühe gelang es Hans Irmi, dem Volksredner, welchen Oekolampad als einen Mann von bewunderswürdiger Standhaftigkeit und Treue schildert, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen.

Ein zufälliger Umstand gab jedoch der Sache eine schnellere Wendung, als man glaubte, und eine minder gefährliche, als man befürchtete. Eine aus 40 Mann bestehende Bürgerpatrouille kam auf ihrem Umgange in den Münster. Einer der Männer stieß mit seiner Hellebarde an einen Altarschrank, so daß das darin befindliche Bild umfiel und zerbrach. Dadurch ermuthiget, folgten die andern. Einige Priester und priesterlich Gesinnte liefen herbei, und es kam zu einem Wortwechsel; doch zogen sich die 40 Mann ruhig zurück. Am Spitalsprung aber begegneten sie einer Schaar von 300, die ihnen, da sie schon von dem Vorfall waren in Kenntniß gesetzt worden, zu Hülfe eilen wollten. Was sollte man noch lange zusehen? Ein Gefühl der Ueberlegenheit ergriff die bewaffnete Macht, und ohne eine Verordnung von oben abzuwarten, wurde zur That geschritten. Man kehrte wieder um, dem Münster zu. Ohne Schonung wurden die Pforten aufgesprengt, welche die Priester unterdessen hatten schließen lassen, und nun ging es an ein vandalisches Zerschlagen und Zertrümmern der Bilder sowohl im Münster, als in den benachbarten Kirchen von St. Ulrich und St. Alban. Holzstöße wurden von den zerschlagenen Bildern errichtet, an deren prasselndem Feuer sich die Wachen wärmten. Aehnliches geschah bald darauf an den übrigen Kirchen der großen Stadt. Die Kleinbasler aber, als sie von diesen Vorgängen hörten, retteten, mit Genehmigung der Obern, ihre Bilder in aller Eile auf die Kirchenbühne. Eben so blieben die steinernen Bilder am Spahlenthore vor dem allgemeinen Angriff geschützt. — Wer wollte nun den Sturm beschwichtigen? Mußten sich doch die Abgesandten der Regierung, welche Mäßigung empfahlen, das barsche Wort sagen lassen, „was ihr in drei Jahren durch all euer Rathschlagen nicht zu Stande bringen konntet, das haben wir in einer Stunde gethan.“ Ließen sich doch Stimmen der Ungestümern vernehmen, daß man bewaffnet das Rathhaus er-

stürmen und die Herrn droben zu einem Schritte nöthigen solle! Das war nun freilich böse. Aber noch hielt der bessere Sinn der Mehrheit das böse Gelüsten der Schreier im Zügel. Was blieb endlich dem Rathe übrig, als zu dem Geschehenen Ja zu sagen und ihm den Stempel der Gesetzlichkeit aufzudrücken? Nur so konnte die begonnene Revolution in die Bahn des Reformatorischen zurückgelenkt werden. Und dieß geschah. Es erfolgte ein Gebot, die Entfernung der Bilder und Abschaffung der Messe betreffend; gleich am folgenden Tage, als an der Aschermittwoch, beschloß man, sämmtliches Holzwerk von den zerschlagenen Bildern, Tafeln, Altären unter die Armen als Brennholz auszutheilen. Als diese sich aber so darum zankten, daß es zu Schlägereien und Verwundungen kam, so ließ man das Meiste davon auf den Münsterplatz bringen, in mehrere Haufen zertheilen und verbrennen, so daß, wie der Witz der siegenden Partei sich ausdrückte, die Heiligen allerdings an diesem Tage ihre Aschermittwoch feierten*). Aehnliches geschah auf den andern Kirchhöfen, und selbst die Kleinbasler mußten ihre Schätze, die sie so sorgfältig gerettet hatten, den Flammen preisgeben. Manches Herz, das aus Mangel an besserer Erleuchtung noch am alten Glauben hing, wurde dadurch verletzt und im Innersten betrübt**), und wenn wir mit diesem Bildersturme allein die Basler Reformation als vollendet ansehen wollten, so würde dieß schwerlich zu der Ansicht stimmen, die wir uns bisher über das Wesen der Reformation gebildet haben. Allein dieß war nur der schneidende Uebergang zum Bessern. Die reinere, evangelische Ueberzeugung, die nicht nur nimmt, sondern auch giebt, die nicht nur zerstört, sondern auch aufbaut und gründet, sollte nun erst in schönern und dauerndern Werken hervortreten. Die Wirksamkeit eines Oekolampad und seiner Genossen sollte nicht untergehen in den leidenschaftlichen Bewegungen einer aufgeregten Volksmasse. Der Geist der Ruhe und der Ordnung, der Geist der Mäßigung und der Zucht sollte wiederkehren, und mit ihm erst der Segen der Reformation über Stadt und Land sich verbreiten.

*) Siehe den Brief Oekolampads bei Ochs V. S. 659.

**) „Sie hätten Blut weinen mögen" sagt Oekolampad an der angeführten Stelle. (Ich möchte darin nicht mit Ochs eine schadenfrohe Ironie sehen.)

Einundzwanzigste Vorlesung.

Fortsetzung der Basler Reformationsgeschichte. Die Universität. Erasmus. Andere Gelehrte. Thomas Plater. Kirchliche Einrichtungen. Reformationsordnung. Der Bann und dessen Bedeutung. St. Gallen und Schaffhausen. Die übrige Schweiz. Feindliche Stellung der Parteien. Separatbündnisse. Der erste Kappeler Krieg. Zwingli's Ansichten, verschieden von denen Luthers, über den Gebrauch der Gewalt. Das Marburger Gespräch. Der Reichstag von Augsburg. Die Confessionen.

Unsere vorige Stunde hat uns die ernsten Vorgänge der Basler Reformation in den Jahren 1528 und 1529 kennen gelehrt. Absichtlich haben wir uns bei dem, was uns zunächst anging, etwas länger verweilt, und den Kampf, der uns früher mehr im Allgemeinen beschäftigte, nunmehr in der Nähe betrachtet. Wir mußten dieß um so mehr thun, als unsere Basler Reformation in der That einen eigenthümlichen Charakter annahm, der gerade bei der Schwierigkeit, ihn richtig zu fassen, viel Belehrendes oder wenigstens vielen Stoff zum Nachdenken darbietet. Wir sind recht eigentlich auf die Grenzlinie getreten zwischen Reformation und Revolution. Es haben sich uns Bilder entgegengedrängt, die wohl unwillkürlich verwandte Bilder aus unserer Zeit hervorriefen. Wir haben unsere Stadt, unsere Regierung, unsere Bürgerschaft gesehen in einer von Parteien bewegten Zeit; wir haben Stimmen vernommen, Maßregeln nehmen sehen, die uns eben nicht fremd zu sein schienen; vielmehr war es uns, als könnten wir in der alten Tracht des ehrwürdigen Urgroßvaters die unveränderten Familienzüge nachweisen, die sich mit wenigen Modificationen auf die Enkel vererbt haben. Aber wenn denn das Bild uns auch Flecken und Runzeln zeigen sollte, die wir vielleicht, wenn wir in den Spiegel sehen, an uns selbst wie-

der entdecken, so soll uns dieß nicht entmuthigen. Ein ehrliches Auge lacht uns aus dem Bilde entgegen, und ein biedrer Mund spricht uns daraus an, wenn auch hier ein Zug der Rohheit, dort einer der Schwäche nicht ganz gefallen sollte. Und je mehr wir dem Bilde ins Auge schauen, desto mehr Seele finden wir darin, und in diese Seele des Bildes, in den Kern des Lebens zu dringen, das sei jetzt unsere Aufgabe.

Nachdem der erste Sturm vorüber war, erschienen die eidgenössischen Gesandten von Zürich, Bern, Solothurn und Schaffhausen, so wie die von den Städten Constanz und Mühlhausen. Die Maßnahme der Regierung wegen der Bilder und der Messe war durch ihre Vermittlung bestätigt und in Kraft gesetzt, eine gänzliche Amnestie angekündigt, und jedermann ermahnt, niemandem wegen des Vorgefallenen Vorwürfe zu machen.

Eine Amnestie war auch hier ganz am Platze. Keine Staatsverbrechen waren begangen, niemand an seinem Leben, noch an seinem Eigenthum beschädigt worden; es war mehr augenblickliches Ueberschreiten der gesetzlichen Ordnung (wozu auch der Beste hingerissen werden konnte im Drange der Nothwendigkeit), als böswillig berechneter Umsturz derselben.

Nun sollte aber auch unverzüglich alles ins Gleis gebracht und auf gesetzlichem Wege die Reformation eingeführt werden.

Samstag den 15. Februar wurden einige Räthe ernannt, die den Auftrag erhielten, mit den eidgenössischen Gesandten von einer Zunft auf die andere zu gehen, der Bürgerschaft den Friedensvertrag kund zu machen und den Eid der Treue und des Gehorsams ihr abzufordern. Alles ging mit der größten Ruhe vor sich. Ein Auftritt ereignete sich bloß noch in der kleinen Stadt der Bilder wegen, der aber bald beseitigt ward *). Wichtiger ist die Veränderung des Personals in Kirche und Schule, welches die Reformation nach sich zog. An die Stelle des Weihbischofes Marius trat wieder der frühere, evangelisch gesinnte Telamonius Limperger, und predigte auf Geheiß des Raths eine Zeit lang im Münster, bis bald darauf Oekolampad die Stelle eines Dompredigers erhielt. Das Amt eines

*) Vergl. darüber Ochs V. S. 669.

Antistes (Vorstehers der reformirten Kirche) hatte er schon früher factisch ausgeübt. Erst später ward daraus eine Stelle auch für die Nachfolger. Die Macht des katholischen Bischofs war dahin. Der fromme, aber altersschwache Christoph von Utenheim war schon 1527 in Delsberg verstorben. Sein Nachfolger, Philipp von Gundelsheim, zog sich nach Pruntrut zurück, und das Domcapitel ging nach Freiburg im Breisgau, von wo es dann in spätern Zeiten wieder in unsere Nähe, nach Arlesheim, gekommen ist. Eben so zerstreute sich ein großer Theil der Klostergeistlichen.

Hätten bloß unnütze Müßiggänger, entschiedene Finsterlinge und kampflustige Zeloten die Stadt verlassen, so wäre der Schade nicht groß gewesen. Aber so war es nicht. Auch solche sah man jetzt fortziehen, die bisher der Wissenschaft mit Ehren vorgestanden, und die durch Mäßigkeit ihrer Gesinnung sich ausgezeichnet hatten, wie Doctor Bär, Glareanus (Loroti) und Erasmus. Letzterer trennte sich nur ungern von einer Stadt, die ihm seine zweite Heimath geworden, so wie von seinem Freunde, Bonifacius Amerbach, der ihm das Geleite an den Rhein gab, auf dem er sich nach Freiburg einschiffte. Das Gemüth des Scheidenden ergoß sich unwillkürlich in folgende elegische Verse*):

„Nun lebe wohl, o Basel! die weit vor anderen Städten
„Mir ein gastliches Dach Jahre lang freundlich gewährt,
„Heil dir, und alles Gute, und daß deinen Mauern doch nimmer
„Nahe ein schlimmerer Gast, als dir Erasmus es war."

Und wirklich! Erasmus hat friedlich bei uns gelebt. Daß er keinen lebhaftern Antheil an der Reformation nahm, lag nun einmal in seiner Gesinnungsart, die wir bereits kennen. Aber eben so wenig gab er sich mit unwürdigen Reactionsversuchen ab, und wußte überhaupt seine gastliche Stellung unter uns bei Verschiedenheit der Ansichten mit einer Zartheit zu behaupten, die ihm Ehre macht. In Freiburg gefiel es ihm lange nicht so wohl, und wirklich kehrte er 1535 zu uns zurück, wo er das

---

*) Iam Basilea vale, qua non urbs altera multis
Annis exhibuit gratius hospitium.
Hinc precor omnia laeta tibi, simul illud, Erasmo
Hospes uti ne unquam tristior adveniat.

Jahr darauf starb. Seine Anhänglichkeit an Basel hat er durch fromme Stiftungen bewiesen, deren Heilighaltung jetzt mehr als je Pflicht geworden, und wenn auch die persönliche Neigung zu denen, die uns wohlthun, unser geschichtliches Urtheil nicht bestechen darf, so wird doch jeder Basler, bei Anerkennung der Fehler des Mannes, ein Gefühl der Pietät gegen dessen Namen in seiner Brust bewahren, und dem Verdienste desselben die Anerkenntniß nicht versagen, die ihm, ungeachtet der Schwächen seines Charakters, menschlicher Weise gebührt *).

Mit dem Wegziehen so ausgezeichneter Männer verlor die Baseler Universität allerdings einiges von ihrem Glanze; doch kann man nicht sagen, daß die Reformation schädlich auf die Anstalt gewirkt habe, sobald man die höhere Aufgabe einer Hochschule begriffen hat. Kommt es nicht bloß auf die Menge berühmter Namen und die Zahl der Studirenden, sondern auf den Geist an, der eine solche Anstalt belebt, so ist nicht zu verkennen, daß das Hineintragen des protestantischen Geistes in den Körper der päpstlichen Stiftung nur von wohlthätiger Wirkung sein konnte, und wenn auch in der Folge wieder einige Erstarrung eintrat, so hing dieß zum Theil damit zusammen, daß der Geist des Protestantismus überhaupt später wieder von einem unglückseligen Formalismus eingeengt und erdrückt wurde. Basel blieb als reformirte Universität eine Hauptpflanzschule reformirter Theologen, nicht nur für die Schweiz, sondern auch für die entferntesten Gegenden. Allerdings war für den ersten Augenblick die Epoche einer kirchlich politischen Umgestaltung unseres Frei-

---

*) Wie die allzuschroffen Urtheile über Erasmus die Freunde desselben, die seine Humanität vielfach erfahren, verletzen konnten, davon erzählt Kirchhofer in seinem Farel II. S. 140 eine interessante, bisher unbekannte Anekdote (ex schedis Bibl. Faesch.). Als nämlich Farel auf einer Durchreise durch Basel (ums Jahr 1557) an der Wirthstafel im wilden Mann seinem Eifer gegen den längst entschlafenen Erasmus freien Lauf ließ, und ihn (einseitig genug!) „den Schlimmsten und Verdorbensten aller Sterblichen" nannte, als Beza, Farels Gefährte, in das verdammende Urtheil einstimmte und ihn einen Arianer nannte, der nicht an das Verdienst Christi glaube, ward diese Rede Erasmus Freunden, einem Amerbach, Froben, Episcopius hinterbracht, welche darüber sich wohl nicht mit Unrecht empfindlich zeigten. Sie nannten diese Reden Verläumdung. Unbekannt ist die Vertheidigung Farels, und eben so ungewiß, wie weit seine und Beza's Rede durch Zwischenträger entstellt worden.

staates der ruhigen Sorge für das wissenschaftliche Leben nicht günstig, und es wurden auch damals Besorgnisse rege in Beziehung auf das Fortbestehen der höhern Lehranstalten. Aber um so mehr muß man, wie Ochs *) richtig bemerkt, die Männer bewundern, welche, „so ungünstig die damaligen Zeiten auch waren, an einem glücklichen Erfolge nicht verzweifelten."

Die Universität wurde dennoch den 15. September 1532 aufs neue in ihrem Bestehen gesichert und in ihren Gerechtsamen bestätigt. Bald traten an die Stelle der Weggegangenen andere berühmte Lehrer. Simon Grynäus und Seb. Münster wurden von Heidelberg berufen; der erstere war ein gelehrter Theolog und Philolog, der letztere ein gründlicher Kenner des Hebräischen, der Mathematik und Geschichte. Ferner lehrten in der Theologie Paul Phrygio von Schlettstadt, eine Zeit lang noch Oekolampad selbst und nach ihm Myconius; in den Rechten leuchtete fortwährend der Name Amerbach, und in der Heilkunde zeichneten sich Albanus Torinus und Oswald Bär aus.

Bei diesem Anlaß kann ich auch nicht umhin, des in seiner Art eigenthümlichen Thomas Platers zu erwähnen, den ich schon öfter in diesen Geschichten angeführt habe. Aus Gränchen im Wallis gebürtig, ein armer Hirtenknabe, hatte Thömeli schon in seiner Jugend die sonderbarsten Abenteuer bestanden **). Nach vielfachen Irrfahrten, die einen merkwürdigen Beitrag zur Sittengeschichte der Zeit geben, kam er, der aufgeräumte Jüngling, als Famulus in Myconius Haus zu Zürich, lernte dann bei dem sprachgelehrten Collin das Seilerhandwerk, und trat in Basel bei einem gewissen G. Stäheli in Dienste, der für den gröbsten Meister am ganzen Rheinstrom galt. Nicht nur las er während der Arbeit heimlich seine lateinischen Schriftsteller, die er künstlich in seinem Hanfbüschel befestigt hatte, sondern hielt auch in seinem Schurze Vorlesungen über die hebräische Sprache. In seinem gelehrten Streben unterstützte ihn besonders Oporinus (Herbst), welcher, nachdem er erst Buchdrucker gewesen, bald nach

---

*) Bd. VI. S. 62.

**) Vergl. die öfter angeführte Beschreibung von Franz.

der Reformation der erste Rector der Schule auf Burg, d. h. des Gymnasiums wurde. Ihm folgte in diesem Amte Thomas Plater, der auch eine Zeit lang abwechselnd bald den Buchdrucker, bald den Schulmeister gemacht hatte. Er trat das Rectorat 1541 an, und kaufte sich dann das Landgut Gundeldingen um 660 Gulden, wo er neben dem Schulamte noch den Landbau trieb.

Bei der allzugroßen Vielseitigkeit hatte es zwar Thomas Plater nie zu einer anhaltenden und gediegenen Wirksamkeit gebracht, obwohl ein Mensch, der im Kampfe mit tausend Schwierigkeiten immer nach einer neuen und originellen Thätigkeit strebt, viel Anziehendes für den Beobachter hat. Desto gründlicher wirkte in der Folge für die Wissenschaft sein Sohn, Felix Plater, der im Jahre 1536 geboren wurde, und der als Stadtarzt und Professor der Medicin sich große Verdienste um seine Vaterstadt und besonders um die Universität erwarb. Doch wir kehren zum Jahre 1529, dem Normaljahr der Basler Reformation, zurück. Es war, wie schon bemerkt, nicht nur das Jahr kirchlicher, sondern auch politischer Umgestaltung.

Zwar hatte schon früher, 1516, die Verfassung Basels eine freiere Gestalt gewonnen; allein nun wurden noch mehrere andere Aenderungen zu Gunsten der Bürger vorgenommen, welche ins Einzelne zu verfolgen, hier nicht unseres Ortes ist. Die Hauptsache war, daß den Zünften noch mehr Antheil an den Wahlen gegeben, die Macht des großen Raths ausgedehnt und dem Uebel, das die Verwandtschaften brachten, möglichst gesteuert wurde. Mehrere Bürger hatten mitten unter den Bewegungen die Stadt verlassen. Diese kehrten nun großentheils wieder zurück, unter der Bedingung, den Bürgereid zu leisten. Diese gegenseitige Vereidung der Bürger und der Regierung fand statt den 14. Februar 1529.

Wichtiger für uns sind die weitern Schritte zur Einführung und Befestigung der kirchlichen Reformation.

Den 1. April 1529 erschien das erste Reformationsmandat, welches als die Grundlage aller spätern Reformations- und Sittenmandate, Ehegerichtsordnungen u. s. w. zu betrachten ist. In wenigen Hauptzügen werden darin die Glaubenspuncte aus einander gesetzt; die dann einige Jahre später (1534) in der Bas-

ler Confession dem kirchlichen Volke, wie den Dienern des Wortes zur Genehmigung vorgelegt wurde. An diese Glaubenssätze schließen sich dann heilsame Sittenvorschriften an, welche hinlänglich beweisen, wie die Reformation nicht eine bloße Abstellung von kirchlichen Ceremonien, sondern auch von sittlichen Mißbräuchen, nicht eine bloße Abänderung der Dogmen, sondern eine durchgreifende Lebensverbesserung in allen Ständen beabsichtigte*). — Um diesem Mandat Nachdruck zu geben, wurde schon 1530 unter Einwirkung Oekolampads und unter Vermittlung der Geistlichen der übrigen evangelischen Stände, welche deßhalb zu Aarau zusammentraten, der sogenannte Bann eingerichtet. Demnach sollten in jeder Pfarrkirche drei fromme, eheliche, tapfere Männer, deren zwei vom Rath und einer von der Gemeinde sein soll, verordnet werden, die in Verbindung mit den Leutpriestern, d. i. den Pfarrern und den Diakonen, ein getreues, ernstliches Aufsehen über ihre Pfarrgenossen haben sollten. Solcher Bänne wurden vier bei uns eingerichtet, weil nach Abschaffung der überflüssigen Kirchen die ganze Stadt in die vier Kirchspiele eingetheilt wurde, wie sie noch bei uns bestehen.

Mag es auch sein, daß die Gewalt dieses Bannes eine Ausdehnung hatte, die mit den neuern politischen und kirchenrechtlichen Systemen nicht verträglich sein dürfte, indem die kirchliche Stillstellung auch bürgerliche Strafen nach sich zog, und daß also auch hier das Verhältniß von Staat und Kirche als ein noch unerlesenes erscheint: so ist doch die Idee des Bannes eine solche, die sich auf rein christliche Grundsätze zurückführen und unter gehörigen Modificationen auch auf neuere protestantische Kirchenverfassungen übertragen läßt. Man muß auch hier, um das Institut zu begreifen, auf den historischen Grund zurückgehen. Bisher lag die Gewalt des Bannes in den Händen der Päpste und Bischöfe. Ihnen sollte also eine Gewalt, die sie sich ausschließlich angemaßt und von der sie den schnödesten Miß-

---

*) Es kann uns auch hier ein wichtiger Unterschied von Reformation und Revolution nicht entgehen, daß, während die letztere gewöhnlich die Leichtfertigkeit in den öffentlichen Sitten befördert, z. B. in Vermehrung der Wirthshauspatente, der Tanzsonntage u. s. w., die erstere vielmehr einen würdigen Ernst, und, wenn man will, sogar eine censorische Strenge mit sich führt.

brauch gemacht hatten, entzogen werden. Es fragte sich aber billig, soll man deßhalb die Idee des Bannes selbst aufgeben? Soll die Macht, zu binden und zu lösen, überhaupt der Kirche genommen sein? Hierüber waren die Meinungen der Reformatoren selbst getheilt *), und die Meinungen der Gelehrten und Ungelehrten sind es bis auf den heutigen Tag. Ohne uns hier auf die einzelnen Systeme einzulassen, erinnern wir nur daran, wie das Recht, Unwürdige aus der Gemeinde auszuschließen und eine gewisse Kirchenzucht zu üben, allerdings ein altapostolisches Recht ist. Und auf dieses Recht berief sich Oekolampad, wenn er dem Bann das Wort redete. Auch sagt unsere Confession deutlich, daß sie den Bann nur übe um der Besserung willen. Von der andern Seite dürfen wir indeß den Unterschied zwischen der apostolischen Zeit und der unsrigen auch nicht ganz verkennen. Manches ließ sich da allerdings einfacher ausüben, wo die Kirche gleichsam noch eine Privatgesellschaft war, während in der Staatskirche die Verhältnisse verwickelter wurden. Es trat nämlich leicht der Uebelstand ein, daß Kirchliches und Bürgerliches, Geistliches und Weltliches vermischt, und daß somit bald auf der einen Seite zu hart, bald auf der andern wieder zu lax verfahren wurde.

Zu hart war die Kirchenzucht offenbar in der frühern Zeit, gleich nach der Reformation, wo man, wie schon bemerkt, den kirchlich Gebannten es auch bürgerlich entgelten ließ, wo z. B. abweichende Glaubensmeinungen, oder Vernachlässigung des Gottesdienstes mit leiblichen Strafen belegt wurden. Wie drückend ein solches Verhältniß gewesen, wird uns erst noch die Zeit Calvins zeigen! Zu lax und fast zu einem Schatten heruntergesunken ist aber die kirchliche Disciplin in unserm Zeitalter, wo man, eben um den bürgerlichen Nachtheilen auszuweichen, am Ende den Bann nur noch gegen die gröbsten Verbrechen übt, und ihn so seiner ernstern kirchlichen Bedeutung beraubt. Soll ich nur

---

*) Zwingli hielt den Bann unsern Zeiten nicht angemessen. „Der Zustand unserer Kirche gleiche mehr den Zeiten der Propheten, die unter gläubigen Beherrschern lebten, als den Zeiten der Apostel, wo die zerstreuten Gemeinden von den heidnischen Kaisern keine Hülfe erwarten konnten. Er ermahnte hingegen die Obrigkeit mit Ernst, bürgerliche Sünder zu strafen.“ Nüscheler S. 186.

kurz meine Meinung hierüber andeuten, so will mir scheinen, als ob es bei dem Banne überhaupt nicht sowohl auf irgend ein Strafrecht ankomme, als auf ein Aufsichts- und Ermahnungsrecht, worin am Ende denn doch das christliche Episkopat besteht. Den strengern Christen könnte es freilich wünschenswerth erscheinen, daß man alle die z. B. vom Genusse des Abendmahls ausschlösse, die auf irgend eine Weise der Gemeinde Anstoß gaben, und es mag sein, daß deßhalb sich manche von der größern Kirche trennen, weil ihnen hier die Sichtung zu roh erscheint. Allein ich gebe zu bedenken, ob sich eine solche Excommunication in unsern Zeiten streng durchführen lasse, und ob man nicht auch hier das Unkraut mit dem Weizen müsse stehen lassen bis zum Tage der Ernte? Nur in seltenen Fällen wenigstens möchte der Bann mit Sicherheit von diesem seinem eigentlichen Bann-rechte Gebrauch machen können, das übrigens, wo es geübt wird, mit Recht nicht in den Händen der Geistlichen allein, sondern einer gemischten christlichen Behörde sein soll. Aber wenn denn doch die Kirche sonst noch gar Leitung und Aufsicht bedarf in verschiedener Hinsicht, ohne immer von einem Strafrechte Gebrauch zu machen, wenn es z. B. gilt, gute Einrichtungen in der Gemeinde zu befördern, die Wahl tüchtiger Lehrer einzuleiten, die Beamten zu controliren, die Armenversorgung zu leiten, das christliche Hauswesen denen ordnen zu helfen, die es nicht von sich aus ordentlich zu bestellen wissen, öffentliche Aergernisse durch Vorstellungen an die Regierung abzuschaffen, im Einzelnen zu rathen, zu warnen, zu ermuntern, da ist gewiß eine Behörde wohlthätig, die durch ihre Zusammensetzung die Kirche, den Staat und die einzelne Gemeinde repräsentirt, und somit auch in ihrem gemeinsamen Interesse zu handeln befugt und verpflichtet ist. Was für das Ganze der Kirche in einem protestantischen Lande die Synode sein sollte, freilich dann mit einer viel ausgedehntern Vollmacht, das sollte für die einzelne Kirchengemeinde, und unter gehörigen Beschränkungen der Bann sein, das Presbyterium, das Chorgericht, der Stillstand. Aber eben deßhalb sollte auch bei solchen auf dem geschichtlichen Grunde der Reformation stehenden Instituten die eigentliche Bedeutung nicht ganz aus den Augen verloren, und

das ursprünglich Kirchliche nicht in rein bürgerlich Administratives verwandelt werden.

So hätten wir also die Geschichte der Basler Reformation bis dahin durchgeführt, wo auf dem Boden der alten Kirche der Grundstein zum neuen Gebäude gelegt wurde, das wir noch alle bewohnen, und das seinem hauptsächlichen Gefüge nach noch immer dasselbe ist, an welchem zu rütteln immerhin leichter sein dürfte, als es in demselben großartigen Geiste zu erneuern und fortzuführen, in welchem es unternommen wurde. Wie viel Schönes und Treffliches der fromme Sinn der Väter dann weiter auf diesem Boden aufgeführt, in Beziehung auf Schul- und Armenwesen, öffentliche Sittlichkeit u. s. w., das zu zeigen, geht über die Grenzen unserer Aufgabe. Wir müssen vielmehr jetzt die Basler Reformation ihrem Aeußern nach als vollendet betrachten, und nur noch sehen, wie es um dieselbe Zeit im weitern Vaterlande zugegangen.

Fast gleichzeitig mit der Basler Reformation ist die von St. Gallen und Schaffhausen. Die Rückkehr Vadians von der siegreichen Berner Disputation half in St. Gallen den Ausschlag geben zu Gunsten der Reformation. Nicht ohne Stürme und Verletzung fremder Gewissen war es auch hier abgegangen; besonders hatten die Klostergeistlichen vieles zu leiden von roher Gewaltthat*); doch trat hier schon im Sommer 1528, nachdem die Synode war organisirt worden, ein geordneterer Zustand der Dinge ein. — Weniger rasch ging es in Schaffhausen. Seit es den Gegnern gelungen war, Seb. Hofmeister zu vertreiben, und einen Mann ihrer Partei, Gallus Steiger, an dessen Stelle zu setzen, wagte es Erasmus Ritter, nur mit großer Vorsicht, die Grundsätze der Reformatoren zu vertheidigen. Der Rath benahm sich zweideutig. Auch hier war, wie in Basel, der eine Bürgermeister (Peyer) der Reformation geneigt, der andere (Ziegler) ihr abhold. Der erstere gewann indessen immer mehr an Zutrauen und Anhang, und als endlich im Herbst 1529 eine Gesandtschaft der Städte Zürich, Bern, Basel, St. Gallen und Mühlhausen erschien, und vor beiden Räthen Gehör ver-

---

*) Vergl. Hottinger (Fortf. von Joh. v. Müller) VII. S. 119. ff.

langte, ward ihnen die freudige Antwort, „daß Bürgermeister „und Räthe einhelligen Gemüths und Willens seien, die Messe „und Bilder sammt allem andern irrigen Gottesdienst auf das „Bäldeste hin und abweg zu thun.“ Sofort wurden unter Aufsicht von Rathsgliedern die Bilder in aller Stille weggebracht. Mit den Klöstern wurde ein Abkommen getroffen, und auch hier hätte Erasmus seine Glossen machen können, da das Drama mit einer Doppelheirath sich endete. Der Abt zu Allerheiligen ehelichte eine Nonne zu Töß, und seine Schwester vermählte sich mit Erasmus Ritter.

Ich unterlasse es, Ihnen ein Bild von dem Zustande der übrigen Kantone im Einzelnen zu entwerfen. Bei einigen war es noch nicht zum Entscheid gekommen. So bestanden z. B. in Glarus beide Religionsparteien noch immer neben einander dergestalt, daß Valentin Tschudi, der Priester und Geschichtschreiber mit seinem gleichgesinnten Helfer Jakob Heer, es am angemessensten fand, in der einen Gemeinde die evangelische Predigt, in der andern die Messe zu halten, um wo möglich allen alles zu sein; ein Benehmen, das verschieden ist beurtheilt worden, indem die einen Lauheit, die andern einen schönen Zug der wahren über die Parteien sich erhebenden Toleranz darin haben erkennen wollen. Am besten dürfte es sein, über das Gewissen anderer alles voreiligen Urtheilens sich zu enthalten, besonders in einer schweren Zeit.

Was nun aber den Zustand der Eidgenossenschaft im Allgemeinen betrifft, so finden wir hier noch früher, als in Deutschland, die Ausbrüche offenbarer Feindseligkeiten und die Anfänge zu einem allgemeinen Religionskriege. Die Disputation zu Baden kann als der Zeitpunct angesehen werden, von wo die Trennung der Gemüther eine unheilbare wird. Von jetzt an werden gegenseitige Verunglimpfungen in Schmähschriften ins Große getrieben, woran besonders der pöbelhafte Thomas Murner lebhaften Antheil nahm. Doch bei den schriftlichen Schmähungen, bei Spottbildern und Schimpfnamen, bei gemalten Galgen und Verbrennen in effigie blieb es nicht; auch nicht bei Raufereien und Schlägereien, die häufig zwischen den Alt- und Neugläubigen im Lande vorfielen; sondern auf eine weit bedenklichere

Weise fingen die plumpen Späße an, sich in den bittersten Ernst zu wandeln. Wo die erhitzten Gegner eines Ketzers habhaft werden konnten, da sollte dieser es an Leib und Leben büßen. Wie der unglückliche Schuster Hottinger nach seiner Vertreibung aus Zürich mit dem Kopfe büßte, ist schon früher erzählt. Eben so ward zu Luzern Heinrich Meßberg ertränkt, weil er wider Mönche und Nonnen geredet; Hans Nagel ward wegen Ausbreitung Zwinglischer Lehre lebendig verbrannt, und dasselbe Schicksal traf den Wiedertäufer Hans Krüsi. Am empörendsten aber war die That, welche an Jakob Kaiser, genannt Schlosser, von den Bewohnern des Landes Schwyz verübt wurde. Er war von Uznach gebürtig, Pfarrer in Schwerzenbach im Kantone Zürich, und Familienvater. Unlängst zum Pfarrer nach Oberkirch im Gasterlande erwählt, wanderte er bisweilen hinauf, um zu predigen, da er die Pfarrei noch nicht förmlich beziehen konnte. Plötzlich wurde er einst auf einer solchen apostolischen Wanderung in einem Gehölz bei Uznach überfallen, vor die Landesgemeinde zu Schwyz gestellt, und ohne Weiteres zum Scheiterhaufen verurtheilt, auf dem er unter muthigem Bekenntniß der Wahrheit sein Leben endete. Vergebens hatten sich Zürich und Glarus für den Gefangenen verwendet. Mit Hohn wurden sie zurückgewiesen. Solche Vorfälle erhöhten die Erbitterung und schürten die Flamme des Religionshasses an. Zwei Parteien stehen sich jetzt in offener Fehde gegenüber. Die fünf Orte Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Luzern, an welche sich Freiburg und Solothurn zum Theil anschließen, bilden einen Schutz- und Trutzverein für den alten Glauben, wozu sie auch Oesterreich durch Unterhändler einluden *). Ihnen gegenüber treten die evangelisch Gesinnten in sogenannte Burgrechte zusammen. Ein solches Burgrecht hatte zuerst Zürich mit Constanz aufgerichtet, welche Stadt damals, obwohl der Sitz des Bischofs, viele Anhänger des reformirten Glaubens zählte, unter ihnen die evangelischen Prediger, Ambrosius Blarer, Johann Zwide u. a. Bald traten Bern und St. Gallen bei; Basel, das schon früher dazu war

---

*) Ueber die Conferenzen in Feldkirch und Waldshut vergl. Hottinger a. a. O. S. 225. ff.

aufgefordert worden, nahm es erst dann an, als die Reformation in seinem Innern vollends gesiegt hatte; worauf sich denn auch Biel und Mühlhausen anschlossen. Solche Separatbündnisse in der Eidgenossenschaft deuteten auf nichts Gutes. — Von beiden Seiten beklagte man sich über Treulosigkeit am Bunde. Immer drohender wurde die Stellung, welche die Eidgenossen wider einander annahmen. In dieser kritischen Lage der Dinge sehen wir Zwingli eine andere Parthie ergreifen, als Luther in Deutschland. Wenn dieser, treu dem Grundsatze, daß in Glaubenssachen nur das Wort entscheiden müsse, von jedem Schritt der Gewalt abmahnte, und sogar die Selbstvertheidigung nur in beschränktem Sinne zuließ, so war es hier Zwingli, der zu energischen Maßregeln die Regierung und das Zürchische Volk hintrieb, der selbst den Plan zu einer Schlacht zeichnete und sich mit in die Reihen stellte, als der Kampf losbrach.

Diese Verschiedenheit läßt sich zum Theil aus den äußern Umständen erklären. Luther sah in der Waffenerhebung für den protestantischen Glauben zugleich eine Empörung gegen den Kaiser und das Reich, und davor schauderte er zurück, weil ihm ausgemacht war, daß jede Empörung gegen gesetzliche Obrigkeit wider Gott sei. Zwingli konnte in dem durch die Religionsspaltung hervorgerufenen Bürgerkrieg zwar immerhin ein großes, aber unvermeidliches Unglück des Landes sehen, nicht aber war es ihm Rebellion; denn wenn auch Verletzung des Bundes den Reformirten Schuld gegeben wurde, so konnte diese Schuld eben so gut auf die zurückgewälzt werden, welche bei Oesterreich Hülfe suchten. Und waren denn nicht schon längst die fremden Bündnisse, die Jahrgelder, das Reislaufen, wogegen Zwingli eiferte, Dinge, welche der ursprünglichen Idee der Eidgenossenschaft zuwider, ja, ein Verrath am Vaterlande waren? Die reformirten Orte der Schweiz standen als Republicaner in einer andern Stellung zur Eidgenossenschaft, als das Kurfürstenthum Sachsen zum deutschen Reich und zum Kaiser.

Doch will mir fast scheinen, als würde auch unter entgegengesetzten Verhältnissen Zwingli, seiner ganzen geistigen Richtung nach, schneller zu äußerer Abhülfe entschieden gewesen sein, als

Luther. Wäre er an dessen Stelle in Deutschland gewesen, sicherlich hätte der Landgraf Philipp von Hessen an ihm nicht den Widerstand gefunden, wie an Luthern, während vielleicht dieser auch mitten in der Lage, in der sich die Schweiz befand, die Hand vom Schwerte zurückgezogen, und noch einmal versucht hätte, abzuwarten, wie viel die Kraft des Worts und Gebets vermöge in einer von Gott verhängten schweren Zeit. Nicht als ob deßhalb Zwingli der Vorwurf treffen soll, er habe Fleisch zu seinem Arm gemacht, noch Luthern der, er habe vor dem Kampfe sich gefürchtet. Jeder handelte hier eben nach seiner Ueberzeugung und nach der Weise, die „jener Sängermeister im Herzen" ihm eingab, von dem wir früher gehört haben. In Zwingli zeigt sich uns eben auch hier mehr die verständig berechnende, zur augenblicklichen That hintreibende, praktische Tugend, die im Vertrauen auf Gott die Verantwortung über sich nimmt für das, was die eigene Kraft zu leisten sich erkühnt, wenn sie, vom Gefühl des Rechts und von sittlicher Begeisterung getragen, hingerissen wird in einen sichtbaren Kampf. In Luthers Wesen dagegen verklärt sich uns der im Stillen kräftige, hingebende Glaube, der im schuldlosen Leiden, im geduldigen Tragen des Kreuzes, im Kampfe gegen eine unsichtbare Welt der bösen Geister, unter tausend Anfechtungen nach einem großen Ziele sich sehnt, das über alle Berechnungen des Menschenverstandes hinausliegt, und das nur für den Bedeutung hat, der als Märtyrer für die himmlischen Güter, und um ihrer selbst willen schon, zu leben und zu sterben weiß.

Ins Schlachtfeld zu gehen für des Herrn Sache, schien Luthern gewagt, während er mit einem Huß getrost auf den Scheiterhaufen gestiegen wäre, ja, mit seinem Meister sich ans Kreuz hätte schlagen lassen. Da aber auch einem solchen Märtyrertode sich Zwingli schwerlich entzogen haben würde, so mag auch sein Greifen zum Schwerte aus einem höhern, als dem gewöhnlichen Gesichtspunct beurtheilt werden. Lag ihm doch überhaupt auch zugleich das Politische näher am Herzen, als Luthern, und in dieser doppelten Stellung eines Kämpfers für Gott und Vaterland ruft er uns jene frühern Bilder eines Josua und Gideon hervor, wenn wir gleich zugeben müssen, daß in

der Oekonomie des neuen Bundes eine andere Weise des Kampfes gelten soll, als in der des alten.

Zwingli glaubte nun einmal, daß der Krieg das einzige Mittel sei, dem Vaterlande aus dem Zustande der Schmach zu helfen. „Der Friede," schrieb er an seine warnenden Freunde zu Bern *), „dem viele jetzt so sehr noch das Wort reden, ist Krieg; der Krieg, den ich wünsche, — Friede. Es ist keine Sicherheit weder für die Wahrheit, noch ihre Verehrer mehr möglich, wenn nicht die Grundpfeiler der Gewaltherrschaft niedergestürzt werden. Verlieret, weil ich dieß sagen muß, nicht das Vertrauen auf mich; mit Gottes Hülfe werde ich dessen würdig bleiben." Freilich muß es uns leid thun, ihn, den Boten des Friedens, den Diener des Evangeliums, da noch auf dem Kriege bestehen zu sehen, wo alle andern zum Frieden die Hand boten. Wenn aber fast in jedem kräftigen Leben irgend ein harter Stein des Anstoßes sich findet, über den hinwegzukommen alle Versuche vergebens sind; wenn wir bei Luthern eine solche scharfe Ecke gefunden im Abendmahlsstreit, warum wollen wir nicht auch an Zwingli eine Schroffheit ertragen, die vielleicht sogar nothwendig war in Verhältnissen, die wir nicht genugsam kennen? Nicht immer sind ja die, welche zum Frieden reden in verhängnißvollen Zeiten, die wahren Freunde des Vaterlandes, und wenn sie es auch sind, so sind es die andern nicht minder, welche nicht aus Kriegslust, sondern aus männlicher, ernster Ueberzeugung zum Kampfe stimmen. Da kann selbst der Diener des Evangeliums, zumal wenn er für seine Person dem Kampfe sich nicht entzieht, zu scheinbar Hartem rathen, wenn es gilt, sein Gewissen zu retten vor den Vorwürfen schnöder Menschenfurcht. — Ob eine solche Härte, ein solches Aeußerstes damals nothwendig gewesen? wage ich nicht zu entscheiden. Der Erfolg hat freilich gezeigt, daß die Sache des Evangeliums dadurch nichts gewonnen hat. Aber auch aus dem äußern Erfolg läßt sich nicht immer urtheilen. Und gesetzt auch, Zwingli habe sich geirrt in Ergreifung der Mittel, soll aus dem Erfolg, der allein in Gottes Hand steht, auf die Gesinnung geschlossen werden? Das sei ferne!

*) Vergl. Hottinger a. a. O. S. 244.

Doch wir wollen der Geschichte selbst nicht vorgreifen. Vernehmen wir den Gang der Dinge.

Die grausame Hinrichtung des widerrechtlich gefangenen Kaiser hatte zuerst die allgemeine Erbitterung gegen die fünf Orte rege gemacht. Streitigkeiten wegen des Abts von St. Gallen u. a. kamen hinzu. Mit gegenseitigem Sperren und Abschneiden der Zufuhr von Lebensmitteln begannen die Feindseligkeiten. Endlich kam es zu Rüstungen von beiden Seiten. Zürich zeigte sich zuerst schlagfertig; Bremgarten und Muri wurden besetzt, und Truppen in das Gasterland und Rheinthal gelegt. Bern, obwohl aufgebracht gegen die Unterwaldner, welche den rebellischen Oberhaslithalern Hülfe geleistet hatten, suchte dennoch den Frieden zu vermitteln; doch sandte auch es, da es die Rüstungen der Gegner sah, gleich Basel, St. Gallen und Mühlhausen, seine Hülfstruppen. Auch die fünf Orte waren ihrerseits nicht unthätig geblieben. Während Schwyz, Uri, Unterwalden sich am Brünig zusammenzogen gegen die Berner, brach das Panner von Luzern unter Schultheiß Hug gen Muri auf. Die Züricher hatten in Kappel ihr Hauptlager. Zwingli war nicht bloß als Feldprediger, wie Bullinger angiebt und wie nach ihm die gewöhnliche Meinung ist, sondern nach den Nachrichten der Augenzeugen als Bewaffneter mit unter den Kriegern. Feldprediger war der friedliche Comthur Schmidt von Küßnacht. Eine gleichzeitige Chronik von Bernhard Weiß*) sagt: „Meister Conrad Schmid war bestellt zu predigen im Feld; denn man wollt' Meister Ulr. Zwingli nicht in den Krieg lassen, dann er großen Aufsatz hatte; aber wollt' nicht bleiben, sondern saß auf ein Roß und führte eine hübsche Helparten auf der Achseln"**). An 30000 Mann mochten sich im Ganzen gegenüberstehen, als von beiden Seiten alles beisammen war; doch ohne noch den Zuzug der Uebrigen abzuwarten, sandte Zürich durch einen Trompeter den Absagebrief an die fünf Orte. Schon ward die Vorhut

*) Bei Hottinger a. a. O. S. 251. Anm. 34.

**) Unter anderm beschreibt auch der öfter genannte Thomas Plater diesen Feldzug als Augenzeuge. Er hatte seinem Seilermeister Stähelin als Schildknappe gedient und ihm den Harnisch nachgetragen, von da an aber auch das alte Verhältniß zu seinem Meister und dem Seilerhandwerk aufgegeben.

beordert, doch waren die Grenzen noch nicht überschritten. Da kam von Baar die Anhöhe herauf Landammann Aebli von Glarus, ein allgemein geachteter Mann von alteidgenössischem Sinne, den fremden Jahrgeldern abhold. Der redete mit ungeheuchelter, inniger Bewegung des Herzens und unter Thränen zum Frieden. Wohl seien, sprach er, die Kämpfer von beiden Seiten gerüstet. Sollte aber nicht noch ein Friede möglich sein zwischen denen, die so oft Leib und Blut zusammengesetzt? „Biedere, liebe Herrn von Zürich, um Gottes Willen verhütet die Zertrennung, den Untergang der alten Eidgenossenschaft!“

Schon ward beschlossen, mit dem Angriff zu warten und neue Verhaltungsbefehle einzuholen, als Zwingli dem Landammann harte Vorwürfe machte: „Gevatter Ammann, du wirst Gott müssen Rechenschaft geben für diese Vermittlung. Dieweil die Feinde im Sack und ungerüstet sind, geben sie gute Worte, da glaubst du ihnen. Aber wenn sie gerüstet sind, da werden sie unser nicht schonen.“ „Aber Aebli antwortete getrost: Lieber Ulrich! ich traue Gott, es soll alles noch gut werden.“ Wirklich wurden nun Schritte zur Einleitung des Friedens gethan, und Aarau zu dem Orte der Zusammenkunft bestimmt. Zwingli schüttelte dazu den Kopf. „Um Gottes Willen,“ schrieb er nach Zürich, „laßt euch nicht wankend machen, auch durch Thränen nicht, gnädige Herrn! Von euern männlichen Entschlüssen hängt all unser künftiges Wohlergehn ab!“ So groß die Erbitterung von beiden Seiten war, so sehr zeigte sich unter dem Volke der Eidgenossen selbst ein Rest alter Traulichkeit, der sich in einzelnen sprechenden Zügen zu erkennen gab.

Streng war es nämlich jeder Partei untersagt, die Grenze zu überschreiten während des eingetretenen Waffenstillstandes. Da traten denn oft die Vorposten zu nachbarlichem Gespräch und friedlichen Scherzen zusammen. Einst stellten einige von den fünf Orten ein großes Gefäß mit Milch mitten auf die Grenzmarke und riefen den Zürichern zu: wir haben wohl Milch, aber nichts darein zu brocken. Da liefen „etlich redliche Gesellen“ der Züricher hinzu mit Brot und brockten ein. Jeder lag dann auf seinem Erdreich und aß mit aus der gemeinsamen Schüssel. Griff dann einer über die Mitte der Schüssel, so

schlug ihn der andere mit dem Löffel zum Scherz auf die Finger, und mahnte ihn, die Grenze nicht zu überschreiten. Der Anblick dieses treuherzigen Scherzes Einzelner mitten in der heißesten Gluth der Leidenschaften, welche das Ganze bewegte, rührte den fremden Zuschauer dergestalt, daß Jakob Sturm, Stadtmeister von Straßburg, der unter den Schiedsrichtern war, den schönen Ausspruch that: „Ihr Eidgenossen seid wunderliche Leute! wenn ihr schon uneins seid, so seid ihr doch eins und vergeßt der alten Freundschaft nicht!“ O möchte eine Zeit kommen, wo ein solches Wort wieder Anklang fände in den Gemüthern!

Das Vermittlungsgeschäft wurde nun in der That in Aarau, und dann, um den Parteien näher zu sein, in Steinhausen im Zugergebiet vorgenommen, und ein Landfriede *) zuwege gebracht, den 26. Juli 1529. Freie Verkündung des Evangeliums, Aufhebung des Bündnisses mit Ferdinand von Oesterreich, Abschaffung der Jahrgelder und Einstellung der gegenseitigen Schmähungen waren die Hauptgegenstände des Vertrags. Bern, das nur ungern zum Kriege sich hatte bewegen lassen, verhehlte seine Freude nicht an dem zu Stande gekommenen Frieden. Aber auch Zürich ordnete Festivitäten auf den Zünften und ein Freudenschießen an auf dem Lindenhof **). Allgemeiner Jubel schien an die Stelle des Kriegsgeschreies getreten zu sein. Doch mitten unter diesem Jubel ging Zwingli mit ernster Miene umher und schaute düster in die Zukunft. „Herr! Herr!“ rief er aus, „hebe nun selbst den Wagen!“ und so schwer es ihm auch fallen mochte, als Unglücksprophet aufzutreten, konnte er sich doch nicht enthalten, auf der Kanzel die Besorgniß auszusprechen: „der Friede würde bringen, daß man über kurz oder lang die Hände über dem Kopf werde zusammenschlagen müssen.“ In der That währte der Friede nicht lange, und Zwingli selbst ward das Opfer seines Eifers. Ehe wir indessen den neuen Ausbruch des Krieges erzählen, und dessen trauriges Ende, fassen wir jetzt einen Streit anderer Art ins Auge, der

---

*) Siehe die Urkunde davon in Eschers und Hottingers Archiv für schweizerische Geschichte und Landeskunde. 1. Bd. Zürich 827.

**) Siehe die Beschreibung davon bei Thomas Plater.

fast um eben diese Zeit seine Vermittlung suchte, ohne sie zu finden.

Wir haben nämlich, wie Sie sich aus der ehevorigen Vorlesung erinnern werden, die allgemeine und deutsche Reformationsgeschichte bis dahin fortgeführt, wo sich ebenfalls die beiden Parteien in feindlicher Stellung durch Bündnisse gegenüber standen. Wir haben gesehen, wie sehr es dem Landgrafen Philipp von Hessen daran gelegen war, sämmtliche Protestanten in eine kräftige Macht zu verbinden, welche im Nothfall es mit den Katholiken aufnehmen könnte. Wir haben aber zugleich gesehen, wie Luther große Bedenklichkeiten dagegen hegte, und wie namentlich der noch immer fortdauernde Sacramentstreit ein Haupthinderniß in den Weg legte. Auch dieses Hinderniß suchte der thätige Landgraf zu heben. In Marburg sollten, wie schon bemerkt ist, die Streiter beider Parteien zusammentreten, und zwar wurde die Vorsorge getroffen, daß nicht gleich die Heftigsten von jeder Partei an einander kamen, sondern mit dem hitzigen Luther sollte der gemäßigtere Oekolampad, und mit dem derbern Zwingli der sanfte Melanchthon disputiren. Im October 1529 fand das Gespräch statt. Zwingli war in Gesellschaft des Professors R. Collin und eines Rathsgliedes heimlich abgereist; selbst zu seiner Gemahlin redete er beim Scheiden nur von einer Reise nach Basel. In Basel, wo er eine Gastpredigt hielt, holte er seinen Freund Oekolampad ab, den ebenfalls ein Rathsherr (U. Frei) begleitete. In Straßburg gesellten sich noch Bucer und Hedio zu ihnen. Sie reisten unter landgräflich hessischer Bedeckung. Von Lutherischer Seite langten, nachdem die Reformirten Tags zuvor angekommen, mit Luther an: Melanchthon, Justus Jonas, Osiander, Brenz und Agricola. Oekolampad empfing Luthern mit freundlicher Herzlichkeit. Aber so wie es zur Disputation kam, zeigte sich die Unmöglichkeit einer Verständigung über den streitigen Punct des Abendmahls. Luther hatte die Worte „das ist" (ἐστὶ) mit großen Buchstaben vor sich hin auf den Tisch geschrieben, er hatte seine Seele gleichsam in diesen Buchstaben wie in einer Bannformel gefangen, aus der er nicht mehr heraus konnte. Mochte Oekolampad noch so sehr auf andere Stellen des Evangeliums sich

berufen, wie auf die: „der Geist ist's, der lebendig macht, das Fleisch ist nichts nütze"; mochte Zwingli mit thränendem Auge die Hand zum Frieden bieten, Luther blieb unbeweglich. Vergebens hatte man ihm ja schon früher vorgestellt, wie er um der Liebe willen nachgeben sollte. Er erkannte keine Liebe, als die Liebe aus dem Glauben. Wo aber nicht der rechte Glaube sei, da helfe auch die Liebe nichts. „Das ist eine verfluchte Liebe", meinte er*), „die mir erst Vater, Mutter, Kind erwürgt, und dann sagt: habt Friede, lieben Freunde, wir wollen uns lieb haben, die Sache ist nicht so groß, daß wir darum sollten uneins werden." So wichtig war Luthern die Sache. Ihm war sein Theuerstes geraubt, Weib und Kind war ihm gleichsam gemordet, sein Augapfel angetastet, wenn der Glaube angegriffen war. Die Gesinnung ist schön; nur irrte er darin, worin so oft die Strenggläubigen irren, wenn sie Andersdenkende liebelos beurtheilen, daß er den Glauben mit der Glaubensmeinung, mit der wissenschaftlichen Ansicht über den Glauben, die Religion mit der Dogmatik verwechselte. Allerdings kennt das Christenthum keine andere Liebe, als die aus dem Glauben hervorgeht, aus der innigen, religiösen Ueberzeugung und Stimmung des Gemüthes. Aber dieser lebendig machende Glaube, der in der Liebe thätig ist, und der auch in Luthern so schön und kräftig sich offenbarte, ist nicht an einen Buchstaben gebunden, sondern waltet als eine von des Himmels Gnade geschenkte Gotteskraft im Gemüthe. Und dieser Glaube war ja in Zwingli und Oekolampad eben so mächtig, als in Luther und Melanchthon. Aber es ist nun einmal so, daß oft die, welche dem Herzen nach sich näher stehen, als sie glauben, nicht hinüber zu kommen vermögen über den dogmatischen Zaun, der sich ihnen mit seinen dornichten Hecken und spitzen Stäben in den Weg stellt. Und so war es auch hier. Wohl reichten sie sich endlich über den Zaun hinüber so weit die Hände, daß sie sich gelobten, sich friedlich zu halten, so weit ihr Gewissen es ihnen gestatte. Aber zur freundschaftlichen, herzlichen Umarmung kam es nicht. Man schied kalt und unbefriedigt.

*) Siehe dessen Schrift, das große Bekenntniß.

Ein sonderbares Mißverständniß hatte unter anderm Luthern gegen Zwingli noch mehr erbittert. Zwingli hielt ihm die Stelle Joh. VI. vor, welche gegen den fleischlichen Genuß des Leibes Christi spricht, und sagte: „die Stelle, Herr Doctor! bricht euch den Hals.“ Luther nahm dieß wörtlich und meinte, Zwingli stehe ihm nach dem Leben, und rede im Ernst von Hälse brechen, bis dieser endlich sich erklärte, es sei dieß nur eine schweizerische Redensart.

Vergebens hatte also der Landgraf Philipp Kosten und Mühe aufgewendet. An ein Bündniß mit den Schweizern war für einmal nicht zu denken. Aber nicht nur gegen die Aufnahme der Schweizer, sondern auch gegen jedes bewaffnete Zusammentreten der deutschen Protestanten erregte Luther fortwährend Widerspruch, ganz entgegengesetzt dem eben erst beobachteten Verfahren Zwingli's in der Schweiz. Er erklärte sich gegen den Kurfürsten von Sachsen, er wolle lieber zehnmal todt sein, denn ein solch Gewissen haben, daß das Evangelium sollte eine Ursache gewesen sein einiges Bluts oder Schadens, weil die Evangelischen sollen die sein, die da leiden, und nicht die, die sich rächen. Der Christ müsse sein Kreuz tragen, und mit Flehen und Beten werde er mehr ausrichten, als mit Trotz. „Es will sich keine Wege ziemen, daß sich jemand der Obrigkeit widersetze, und ein Christ soll von ihr selbst Gewalt und Unrecht leiden.“ Nicht mit dem Schwerte, mit dem Worte soll man sich vertheidigen in Sachen des Glaubens, daran hielt Luther fest, und that wohl daran. — Zu dieser Vertheidigung durch das Wort wurde nun auch alle Anstalt getroffen. Schon auf dem Convent der Protestanten zu Schwabach hatte man sich über die Glaubensartikel vereinigt, die man zur Schutzwehr gegen die von der Gegenpartei ausgehenden Beschuldigungen des Unglaubens aufwerfen wollte. Diese Schwabacher Artikel sollten nun durchgesehen, verbessert, und in ein klar zu überschauendes Ganze gebracht werden. Melanchthon, der ruhige Denker, der umsichtige, friedliche Theolog, unterzog sich diesem Geschäft. — Unter der Zeit wurden die Anstalten zu dem allgemeinen Reichstag getroffen, der nach Augsburg ausgeschrieben war, und der im Juni 1530 daselbst eröffnet wurde. Jetzt war die Zeit der of-

fenen Verantwortung gekommen. Jetzt wollte man frei und offen heraustreten mit dem Bekenntniß. Jetzt sollte sich's entscheiden, ob die Freunde der Reform Feinde des Christenthums seien, oder nicht vielmehr seine warmen Vertheidiger, seine entschlossenen Verfechter.

Einer ausführlichen Beschreibung der Förmlichkeiten dieses Reichstages werden Sie mich überheben*). Lange ließ der Kaiser auf sich warten, und schon vor seiner Ankunft erhoben sich Rangstreitigkeiten. Prachtvoll war der Einzug. Die Protestanten weigerten sich standhaft, der üblichen Procession beizuwohnen, weil sie gegen ihr Gewissen sei**). Bei der Messe waren sie gegenwärtig. Noch mehr, als hier, gab sich die Spaltung in den Sitzungen zu erkennen. Der Türkenkrieg und die Religionsangelegenheiten waren die beiden Hauptgegenstände der Berathung. Luther, der als Geächteter nicht wohl auf dem Reichstage erscheinen durfte, war auf Geheiß des Kurfürsten in Coburg zurückgeblieben, machte aber von da aus seine Glossen über denselben, indem er aus seinem Fenster den Dohlen und Krähen auf dem Felde zusah, und ihre Verhandlungen mit denen des Reichstages verglich***). Er unterhielt indessen einen lebhaften Briefwechsel mit den Freunden, besonders mit Melanchthon. Dieser hatte die in Schwabach vorgelegten Glaubensartikel einer gründlichen Ueberarbeitung unterworfen. Camerarius, sein Lebensbeschreiber, erzählt, wie er ihn oft gesehen habe unter Thränen und Gebet daran arbeiten. Als die Schrift fertig war, sandte er sie Luthern zur Prüfung, der sie in allem billigte und in Beziehung auf den darin herrschenden milden Ton sich äußerte, daß

---

*) Siehe die Geschichte von Notermund u. a.

**) Der Markgraf von Brandenburg erklärte, er wolle sich lieber den Kopf abschlagen lassen, worauf der Kaiser in seinem Niederdeutschen antwortete: Löwer Först, nit Kop ab!

***) Vergl. die Briefe aus dieser Zeit bei de Wette Bd. IV. V. Anf. — Der Aufenthalt Luthers in Coburg hat übrigens viel Aehnliches mit dem auf der Wartburg. Auch hier hatte er mit schweren Anfechtungen zu kämpfen. Hier erfuhr er den Tod seines Vaters (Vergl. Vorl. 19.). Aber auch hier stärkte er sich im Gebete. Alle Wände seines Gemaches beschrieb er mit Bibelsprüchen. Hier dichtete er, ein würdiges Seitenstück zu Melanchthons Confession und zu seiner Bibelübersetzung auf der Wartburg, das classische Lied: „eine veste Burg ist unser Gott.“.

er so sanft und leise nicht treten könne. Nachdem so alle mögliche Mühe auf die Ausarbeitung dieser Confession war verwendet worden, ward sie nicht nur von den Theologen, sondern als ein eigentliches diplomatisches Actenstück von folgenden Fürsten und Städten unterschrieben, von dem Kurfürsten Johann von Sachsen, dem Markgrafen Georg von Brandenburg, dem Herzog Ernst von Lüneburg, dem Landgrafen Philipp von Hessen, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt*), und den Reichsstädten Nürnberg und Reutlingen, wozu dann noch während des Reichstages selbst Kempten, Heilbronn, Windsheim und Weissenburg, und in der Folge noch mehrere andere Städte traten. Die Vorlesung derselben geschah in dem bischöflichen Hofe von Augsburg, in der Kapelle des Kaisers, den Sonnabend nach Joh. Bapt. (25. Juni) 1530. Kanzler Brück hatte das lateinische, Kanzler Baier das deutsche Exemplar in Händen, welches letztere laut verlesen ward. Zwei Stunden dauerte der Vortrag. Alles war gespannt. Der Kanzler las mit so vernehmlicher Stimme, und in der Kapelle selbst herrschte eine solche Stille, daß die Menge Volks, die auf dem Schloßhofe versammelt war, jedes Wort verstehen konnte. Den Inhalt übergehe ich einstweilen, da ich mir es für die nächste Stunde vorbehalte, Ihnen die Lehre der Protestanten überhaupt, wie sie in der Augsburger Confession zwar vorzugsweise, aber auch in verwandten Schriften enthalten ist, in einer eigenen Zusammenstellung mitzutheilen. Ich bemerke hier nur, daß sowohl die Lehren, worin die Protestanten mit der alten Kirche übereinstimmten, als die, worin sie von ihr abwichen,

---

*) Als Wolfgang die Feder zur Hand nahm, sagte er: „ich habe manchen schönen Ritt andern zu Gefallen gethan, warum soll ich denn nicht, wenn es vonnöthen, auch meinem Herrn und Erlöser Jesu Christo zu Ehren und Gehorsam mein Pferd satteln, und mit Darsetzung meines Leibes und Lebens zu dem ewigen Ehrenkränzlein in das himmlische Leben eilen?" — Auch der Kurfürst von Sachsen zeigte sich muthig. Als seine Theologen ihm erklärten, sie würden, falls er Bedenken trüge, auf ihrer Seite zu bleiben, sich allein vor den Kaiser stellen, gab er ihnen zur Antwort: „das wolle Gott nicht, daß ihr mich ausschließet, ich will Christum auch mit bekennen." Sein Kurhut und Hermelin, erklärte er fernerhin, hätten für ihn den Werth nicht, welchen das Kreuz Jesu habe; denn jene blieben in der Welt, dieses aber begleite ihn zu den Sternen." Von da an erhielt Johann den Namen des Beständigen, des Bekenners. Vergl. Rotermund a. a. O. S. 75. nach Saubert, de miraculis A. C. p. 378.

klar ins Licht gesetzt und die Hauptgrundsätze des neuen dogmatischen Systems entwickelt wurden, damit jedermann wüßte, wie man mit ihnen dran wäre. Bald nach Uebergabe dieser Confession machten sich einige katholische Theologen, Doctor Eck an ihrer Spitze, an die Widerlegung derselben (Confutatio), und auch diese wurde den 3. August vorgelesen, worauf Melanchthon eine Vertheidigung der Augsburger Confession (Apologie) folgen ließ, die er, ohne das Exemplar der Gegner in Händen zu haben, das ihm verweigert wurde, aus dem Gedächtniß dessen, was er angehört, niederschrieb; doch wollte der Kaiser die Vorlesung davon nicht mehr gestatten.

Da nun die Schweizer und die, welche in Hinsicht auf die Lehre vom Abendmahl es mit ihnen hielten, nicht mitbegriffen waren unter den Bekennern der Augsburger Confession, so sahen sie sich zu besondern Eingaben an den Kaiser genöthigt. Zwingli schickte ein eigenes Bekenntniß (Confessio fidei ad Car. V.), und die vier oberdeutschen Städte Straßburg, Constanz, Memmingen und Lindau, welche, vorzüglich durch die Theologen Bucer, Hedio und Capito geleitet, einen Mittelweg versuchten zwischen der Zwinglischen und Lutherischen Ansicht, gaben wieder eine besondere Confession ein unter dem Namen der Tetrapolitana; doch wurden diese Schriften dem Reichstage nicht vorgelegt. Noch wurden größere und kleinere Ausschüsse gebildet, um Unterhandlungen zu pflegen, aber auch hier zerschlug sich alles wieder.

Den 22. Sept. erfolgte endlich der Reichsabschied, nach welchem alles in Religionssachen auf dem alten Fuße bleiben, den Protestanten aber vergönnt sein sollte, sich bis den 15. April des folgenden Jahres zu bedenken, ob sie sich über die streitigen Artikel vergleichen wollten, oder nicht. Bis zu dieser Zeit sollten sie sich ruhig verhalten, in ihren Gebieten nichts über Glaubenssachen drucken oder verkaufen lassen, keinen zu ihrem Glauben hinüberziehen, dagegen die Altgläubigen ungestört lassen bei der Ausübung ihrer Religion. Endlich sollten sie sich mit dem Kaiser und Reich verbinden zur Verfolgung der Wiedertäufer und der Sacramentirer.

Schon früher hatten mehrere protestantische Stände, unzufrieden mit dem Gange der Verhandlungen, Augsburg verlassen,

unter ihnen Philipp von Hessen. Jetzt waren die Protestanten vollends unzufrieden, und weit entfernt, daß durch den Augsburger Reichstag die Gemüther einander wären genähert worden, wurde die Trennung der deutschen Christenheit in eine protestantische und katholische vollendet.

Von da an beginnt denn auch eine neue Epoche in der Reformationsgeschichte, die wenigstens eben so viel in die politische, als in die Kirchen- und Reformationsgeschichte einschlägt, und der wir, da wir von jetzt an nur auf das Wesentlichste uns zu beschränken haben, nur einen flüchtigen Blick werden schenken können *).

Zweiundzwanzigste Vorlesung.

Die protestantische Lehre, der protestantische Cultus und die Kirchenverfassung.

Wenn ich, nachdem bereits die heil. Osterfeier hinter uns liegt, und der Frühling sein Recht geltend zu machen angefangen hat, mir dennoch von heute an noch auf drei Stunden Ihre Theilnahme an diesen, nur auf die Winterabende berechneten Vorlesungen ausbitte; so geschieht es mit dem Wunsche, das Angefangene auf eine solche Weise zu beenden, daß nichts Wesentliches von dem vermißt werden soll, was ich mir zu behandeln vorgenommen und Ihnen auch versprochen habe. Zwar wäre des geschichtlichen Stoffes noch genug vorhanden, um die Erzählung davon noch weiter auszudehnen; allein da es uns nicht sowohl um die bloßen Begebenheiten, als um das Wesen der Reformation zu thun ist, so können wir jetzt, nachdem wir den

---

*) Leser, die sich hierüber gründlicher unterrichten wollen, verweise ich auf die seither erschienenen zwei letzten Bände des vortrefflichen Werkes von Herrn Doctor Marheinecke.

wichtigsten Theil der Reformationsgeschichte behandelt haben, bereits zum Abschlusse der Acten eilen und uns ein Urtheil zu bilden anfangen, das als die eigentliche Frucht dieser Vorlesungen betrachtet werden muß. Nur noch wenige Züge werden uns alsdann in den folgenden Stunden nachzuholen übrig bleiben, damit auch das äußere historische Gemälde vor unsern Blicken als ein möglichst abgerundetes und vollendetes erscheine.

Das eigentliche Wesen des Protestantismus, den innern Kern der Reformation, kennen zu lernen, wie er sich in der Lehre darstellt, und von da aus, im Cultus und in der Verfassung, das sei unsere heutige Aufgabe. Wir sind dazu durch den Gang unserer Erzählung selbst berechtigt und aufgefordert.

Wir haben nämlich am Schlusse der vorigen Stunde gesehen, wie die Protestanten auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 ihre öffentlichen Bekenntnißschriften einreichten, die Lutheraner nämlich die Augsburgische Confession, und die, welche in dem Puncte vom Abendmahle anders dachten, ihre besondern Confessionen *). In diesen Bekenntnißschriften, zu welchen in der Folge noch mehrere andere traten deren Geschichte wir hier nicht verfolgen können **), finden wir nun die dogmatischen Grundsätze der neuern Kirchenparteien dermaßen ausgesprochen, daß wir aus ihnen uns am ehesten das Charakteristische und Unterscheidende der protestantischen Lehre zusammenstellen, und uns von da aus einen Blick in das innerste Wesen des Protestantismus verschaffen können.

Ich werde demnach mit Rücksicht auf diese Schriften, doch in freierer Form, mich bemühen, Ihnen das protestantische Lehrgebäude in seinen verschiedenen Verzweigungen vor Augen zu stellen.

---

*) So die vier Städte Straßburg, Memmingen, Lindau u. Constanz (Tetrapolitana). So Zwingli: Ad Carol. V. fidei ratio; s. oben.

**) Zu den Lutherischen Symbolen kamen noch die Apologie der Confession, die Schmalkaldischen Artikel, der große und kleine Katechismus Lutheri, die Concordienformel. Von den reformirten Symbolen sind die wichtigsten die erste Basler und die zweite helvetische Confession, die gallische, belgische, anglikanische, schottische, und der Heidelberger Katechismus.

Achten Sie diese Stunde nicht verloren, wenn wir gleich in der weitern Erzählung von Thatsachen für heute um nichts gefördert werden sollten; denn ich bitte Sie zu erwägen, daß bei geschichtlichen Vorträgen der Art es nicht sowohl darauf ankommt, eine Menge von Thatsachen dem Gedächtniß mitzutheilen, als vielmehr den Zuhörer auf den Standpunct zu stellen, von wo aus er das Ganze beherrschen und das Einzelne unter höhere Gesetze zu bringen im Stande ist. Eine genauere Darstellung des Eigenthümlichen der protestantischen Lehre dürfte auch schon darum nicht überflüssig sein, weil im gewöhnlichen Leben nicht die gründliche Kenntniß davon vorausgesetzt werden kann, die wünschenswerth wäre. Besteht nun aber das Wesen des Protestantismus auch darin, daß der gebildete protestantische Christ, wenn gleich nicht Theolog von Beruf, sich doch so weit Rechenschaft geben kann von seinem Glauben, daß er seine kirchliche Stellung, die er als ein lebendiges Glied der protestantischen Gemeinde einzunehmen hat, geschichtlich begreift; so werden Sie mir's nicht verdenken, wenn ich Sie heute auf dem trocknern dogmatischen Gebiete aufzuhalten scheine, sondern ich darf wohl hoffen, daß bei einiger Anstrengung Ihrer Aufmerksamkeit, die ich für heute besonders in Anspruch zu nehmen im Falle bin, Ihnen auch diese Stunde als eine zum Ganzen nothwendig mitgehörende erscheinen, und Ihnen somit hie und da etwas daraus zurückbleiben werde, das auf den bisher betrachteten geschichtlichen Stoff ein weiteres Licht zu werfen geeignet sein dürfte.

Ich habe schon öfter bemerkt, wie es keineswegs die Absicht des Protestantismus war, eine neue Religion einzuführen, oder die alte über den Haufen zu werfen, sondern nur das ursprüngliche Christenthum in seiner Reinheit wieder herzustellen. Daran kann nie genug erinnert werden. Um nun dieß zu können, gingen die Reformatoren in allem auf die Bibel zurück, welche sie als die einzige lautere Quelle der Religion verehrten. Nicht also etwa eine bloße Vernunftreligion, ein System eigener philosophischer Meinungen wollten die frommen Männer an die Stelle der positiven, historischen Religion des Christenthums setzen. Vielmehr hielten sie an diesem historischen Grunde fest, gegenüber der radicalen Wiedertäuferpartei, welche ihre

subjectiven Einfälle an die Stelle des göttlichen Wortes setzen wollte. Aber sie wollten klar schauen auf diesem historischen Grunde, der durch die Menschensatzungen einer willkürlichen Tradition fast unkenntlich geworden. Sie räumten also alles das hinweg, was die freie Aussicht hemmte in die erste apostolische Urzeit des Christenthums. Sie protestirten, der katholischen Kirche gegenüber, gegen das Ansehen der Ueberlieferung (Tradition). Sie wollten mit eigenen Augen sehen; sie wollten die heil. Schrift auslegen nicht nach herkömmlichen Meinungen der Kirche, sondern nach den gesunden und wieder neu erforschten Sprachgesetzen, und während die katholische Kirche bei ihrer fehlerhaften lateinischen Uebersetzung blieb, gingen die protestantischen Theologen zurück auf das Original, das allein entscheiden sollte. So stellt sich uns also die erste Unterscheidungslehre des Protestantismus und Katholicismus heraus, schon in Beziehung auf die Quelle der christlich-religiösen Erkenntniß, indem die Protestanten nur die Bibel anerkennen, und zwar die Bibel in der Grundsprache, die Katholiken aber neben der Bibel die Ueberlieferung hergehen lassen, d. h. die hergebrachte Lehre der Kirche, wie sie durch die Väter und Concilien und zuletzt durch die Päpste festgestellt worden.

Man kann nun allerdings nicht läugnen, daß auch die protestantische Kirche einigermaßen der Tradition ein Recht einräumte, in wie fern man die geschichtlichen Ueberlieferungen der ältesten Zeit auch mit unter diesem Namen begreifen will. Die Bibel selbst (ich meine hier vorzüglich die des N. T.), wie sie jetzt vor uns liegt, als eine in den ersten Jahrhunderten der Kirche allmählig entstandene Sammlung, verdankt ihr Ansehen zum Theil dem Glauben an die alten Zeugnisse der Väter; denn wir halten eben die Bücher für ächt, worüber die Zeugnisse übereinstimmen. Allein die protestantische Kirche hat sich darum auch immer das Recht vorbehalten, diese Zeugnisse fortwährend zu prüfen. Auch der Autorität dieser alten und ältesten Zeugnisse unterwirft sie sich nicht blind, sondern nach sorgfältiger Prüfung und Vergleichung. Wir haben daher schon früher gesehen, wie Luther selbst Zweifel gegen einige Bücher des N. T. in

Anregung brachte *). Ich führte dieß damals keineswegs an, um diese Zweifel selbst in der Gestalt, in welcher Luther sie vorbrachte, gut zu heißen; ich glaube sogar, daß er sich dabei mehr von Stimmungen, als von rein wissenschaftlichen Gründen hat leiten lassen. Noch viel weniger führte ich sie an, um jemanden in seinem Glauben an die innere göttliche Wahrheit der Schrift irre zu machen, die ja auch dabei keine Gefahr leidet; sondern einzig darum, zu zeigen, wie das Recht der Untersuchung auch in diesem Stücke mit dem Wesen der protestantischen Theologie zusammenhängt. Und in dieser Hinsicht muß ich es noch einmal wiederholen, es ist dieß eben ein Hauptvorzug der protestantischen Gottesgelehrsamkeit vor der katholischen, daß ihr das Recht der Prüfung und Untersuchung unbenommen bleibt. Der Grund der protestantischen Theologie ist und bleibt die Bibel. Wer von ihr sich entfernt oder andern Quellen nachgeht, oder wer in sie Menschenlehre hineinträgt, oder ihre Wahrheiten verhehlt und bemäntelt, den erkennen wir nicht als einen protestantisch-evangelischen Lehrer, der mit uns auf demselben reinen biblischen Grunde der Reformation steht. Aber wohl halten wir den für einen solchen, und allein des Namens eines protestantischen Theologen würdig, der mit eigenen Augen in der Bibel forscht, der über die Entstehung ihrer Bücher uns wissenschaftliche Rechenschaft zu geben, die Zweifel gründlich zu lösen, alles aus dem Grundtexte zu erklären und die Lehren der Bibel auf ihre ursprüngliche historische Bedeutung zurückzuführen weiß. Daher ist auch das Bibelstudium bei uns Protestanten um so ausgedehnter, daß es billig ein eigenes Menschenleben erfordert, das sich demselben weihe und hingebe mit aller Liebe und allem Ernste. Daher heißen unsere Geistlichen vorzüglich Diener des göttlichen Wortes. Wenn daher die protestantische Kirche, gegenüber der katholischen, das Bibellesen auch dem Laien gestattet, ja, es ihm zur Pflicht macht, so kann auf der andern Seite doch nie ihre Meinung sein, die Laien zu Richtern zu setzen über die gelehrten Forschungen der Theologen. Allerdings hatten jene Basler recht, als sie in ihrer Zuschrift an den Rath darauf hinwiesen, wie in Sachen des ewigen Heils der Glaube

*) Siehe Vorl. 12.

des Christen nicht abhängig sein dürfe von den Meinungen der Gelehrten *). Allerdings hat auch der Laie sich seinen Glauben selbstständig zu bilden aus der Schrift, und es ist dieß ein schönes Vorrecht des protestantischen Christen, das ihm niemand wird bestreiten wollen. Ja, es ist etwas Schönes und Imposantes um diese Bibelfestigkeit des sogenannten gemeinsten Mannes, mit der er getrost den Weisen der Welt entgegentritt, und in der er seine Nahrung findet, wenn diese oft bei allem Reichthum hungern. Wollte Gott! diese alte, ehrwürdige Bibelbildung wäre eine tüchtigere in unserm Volke, als sie es leider! so oft ist, wo ein übertünchtes, oberflächliches Wesen die alte Kernweisheit aus der Stelle drängt, oder wo gar noch die Bibel benutzt wird, das Heilige vor den Ohren der Unheiligen gemein zu machen! Aber eben weil das ewige Heil der Christen nicht abhängig ist von den Meinungen der Gelehrten, so soll auch der ungelehrte Laie sich kein Urtheil anmaßen über Dinge, die dieses sein ewiges Heil zunächst nicht berühren. Er soll mit einfachem Herzen, mit bescheidenem Sinne die Schrift lesen, nicht um den Glauben anderer darnach zu mustern, sondern sich und andere dadurch zu erbauen. Er soll nicht mit den Wiedertäufern und ähnlichen Secten dem Dunkeln nachgrübeln in der Schrift, sondern an das klare, an das deutlich geoffenbarte Wort sich halten. Er soll nicht vergessen, daß die evangelische Predigt es ist, welche das Wort erst recht befruchtet und verständlich macht, und so soll er ein Zutrauen haben zu den wissenschaftlich gebildeten Lehrern, die das Wort ihm erklären, die ihre Zeit und Kräfte darauf wenden, es zu erforschen, und die manchen Kampf mit Zweifeln zu bestehen haben, dessen er in seinem Stande überhoben ist. Dieses schöne Zutrauen, das den protestantischen Christen an seine Prediger knüpft, es ist etwas ganz anderes, als jener blinde Glaube an des Priesters Worte, den die römische Kirche fordert. Nicht die äußere Weihe ist es ja und die Person, die hier in Anschlag kommt, sondern die geistige Bildung. Diese aber soll und wird sich Zutrauen erwecken bei allen Vernünftigen; denn eben so weit entfernt

---

*) Siehe Vorl. 20.

die protestantische Gemeinde ist von der blinden Ehrfurcht gegen die Priester, eben so sehr entfernt ist sie von jenem Uebermuthe und geistlichen Hochmuthe der Schwärmer, die bei ihren beschränkten Religionsansichten die Forschungen der Wissenschaft und den Lehrstand verachten, indem sie ihre Einbildungen bald für Offenbarungen des heiligen Geistes, bald für die Stimme der höhern Aufklärung halten. Gegen diesen, alle Gelehrsamkeit verschmähenden Radicalismus hat die protestantische Kirche sich von je erklärt, wie die Geschichte der Wiedertäufer uns gezeigt hat, und hat hierin in so fern allerdings ein aristokratisches Princip bewahrt, als die Aristokratie der Bildung im Politischen, wie im Kirchlichen, eine nothwendige ist. Freie Forschung muß sein, aber die Bedingung derselben darf nie erlassen werden, und diese liegt nicht in etwas Willkürlichem, sondern in der Natur der Sache selbst; denn überall gehören Kenntnisse zu einem richtigen Urtheil.

Indem nun die Protestanten die freie Bibelforschung für sich in Anspruch nahmen, wurden sie auf mehrere Lehren geführt, worin sie von der katholischen Kirche abwichen. Was die Lehre von Gott betrifft und die von Christo, die altchristliche Lehre von Vater, Sohn und Geist, so entspann sich darüber kein sonderlicher Zwiespalt. Ueber diese Lehrpuncte hatten schon die alten Kirchenversammlungen von Nicäa (325) und Constantinopel (381) ihre Aussprüche gethan, und obwohl die protestantische Kirche noch heute zu fragen das Recht hat, ob die Bestimmungen dieser Concilien denn wirklich genau mit der Bibel übereinstimmen, so fanden doch damals die Reformatoren wenig Aufforderung zu dieser Untersuchung*). Mit Recht vermieden sie in einer bewegten Zeit, die es mit praktischen Wahrheiten zu thun hatte, die unfruchtbaren Speculationen über solche Geheimnisse, zumal da der Glaube an Vater, Sohn und Geist mit dem Taufbekenntniß der Kirche, von dem auch die Protestanten sich nicht trennen

---

*) Schön zeigt Melanchthon (loci theol. von Anf.), wie die wahre Erkenntniß Christi in der Erkenntniß seiner dem menschlichen Geschlecht erwiesenen Wohlthaten bestehe, nicht aber darin, zu wissen, wie er gezeugt sei u. s. w. Hätte man sich doch immer daran gehalten, wie viel unnützer Streit und Hader wäre erspart worden!

wollten, noch konnten, aufs innigste zusammenhing. Ganz anders verhielt es sich aber mit der Lehre vom Menschen und seinem Verhältniß zur Gottheit, mit der Lehre von der Freiheit, von der Sünde, von der Gnade, von der Rechtfertigung und Heiligung, mit der Lehre von der Kirche und ihren Sacramenten, und zum Theil auch mit dem, was der Mensch nach diesem Leben zu erwarten habe.

Hier gehen die Ansichten des Katholicismus und Protestantismus hauptsächlich aus einander, und diese Differenz müssen wir genauer kennen lernen *).

Daß der Mensch sich nicht mehr in dem Zustande ursprünglicher Reinheit und Unschuld befinde, und daß die Sünde Adams sich vererbt habe auf seine Nachkommen, war allgemeiner Glaube sowohl der Protestanten, als der Katholiken. Aber strenger sind die Protestanten in der Zurechnung der Erbsünde, als die Katholiken. Während diese in der Taufe ein Mittel sehen, das die Kirche in Händen hat, um alles wieder gut zu machen, schreiben zwar auch die Protestanten der Taufe die Kraft zu, die Schuld der Sünde zu tilgen; allein die Wirkung der Sünde bleibt, und der Mensch hat zeitlebens mit ihr zu kämpfen. Während die Katholiken im Verluste des göttlichen Ebenbildes nur den Verlust einer von außen hinzugekommenen Gnade bedauern, gleich als ob der Mensch dadurch eines Kranzes oder Schmuckes beraubt worden wäre, ohne welchen er jedoch immerhin noch ein ganz ordentlicher Mensch sein kann, sehen die Protestanten darin eine gänzliche Umkehrung der Natur, eine ins Mark des Lebens eingreifende Verschlimmerung seines Wesens. Der Fall ist ein tieferer und bedeutungsvollerer nach der protestantischen Lehre, als nach der katholischen; daher die ernste Stimmung des Protestantismus, daher diese Wehmuth über die Sünde und die verlorne Unschuld, die auch der heitersten Gemüthsstimmung sich mittheilt, während der Katholik sich schneller nach einigen Büßungen mit dem bunten, lachenden Leben wieder versöhnt; da-

---

*) Sie ist in neuerer Zeit wieder auf dem wissenschaftlichen Gebiete ernstlich zur Sprache gekommen zwischen den Tübingischen Theologen Möhler und Baur, worin auch Nitzsch, Sack u. a. ihre Stimmen abgegeben haben.

her dieser Schmerz, der im Ringen nach Wahrheit in den ernsten Gemüthern sich kundgiebt, gegenüber einer leichtfertigen, alles obenhin behandelnden und alles leicht wieder versöhnenden Priesterlehre. Diese Angst um das Seelenheil, die als ein tief gefühltes, selbst erfahrenes Bedürfniß nach Erlösung sich ankündet in allen Ausdrücken der Frömmigkeit, in Liedern, Gebeten, Predigten der damaligen Protestanten, muß aber in ihrer rechten psychologischen Tiefe erfaßt werden, wenn sie richtig beurtheilt werden soll, als der Wiederschein einer zum reifern Mannesalter erwachten Gesinnung. Jede Lehre nun, welche diesen Ernst der Gesinnung zu erzeugen, welche den Abfall des Menschen von Gott, seinen Abstand vom Ideale, das ihm gesetzt ist, zum Bewußtsein zu bringen und einen heilsamen Trieb nach gründlicher Bekehrung und Besserung im Menschen hervorzurufen vermag, jede Lehre, die, statt an äußere Menschenwerke oder an vergängliche Priestergunst, den Sünder hinweist an den ewigen Lebensquell der göttlichen Gnade, der ohne Verdienst uns geöffnet ist durch Christum; jede Lehre (sage ich), die dieses frei und offen verkündet, gemäß der Schrift, ist eine wahrhaft evangelische, protestantische Lehre, mag sie auch im Buchstaben ihres Bekenntnisses verschieden sein von dem Buchstaben der Reformatoren und der kirchlichen Symbole.

In der That waren über Nebenbestimmungen und Ausdrucksweisen die Reformatoren selbst nicht einer Meinung. Während Luther, als ein strenger Anhänger Augustins, das Wesen der Erbsünde ganz in dem Sinne seines Lehrers auffaßte, und während später Calvin wo möglich noch strengere Bestimmungen in diesen Artikel brachte, waren Zwingli's Aeußerungen bedeutend milder. Obwohl er das angeborene Verderben des Menschen keineswegs läugnete (und wer möchte dasselbe läugnen, der sich und seines Gleichen beobachtet?), so war er doch weit entfernt, die Erbsünde dem Menschen als eine wirkliche Sünde und Verschuldung zurechnen zu wollen. Leichter, als Calvin und Luther, beruhigte er sich daher über das Schicksal der vor der Taufe gestorbenen Kinder, so wie über das der Heiden, die das Evangelium nicht kennen gelernt hatten. Weit entfernt, die Männer der vorchristlichen Welt zu verdammen, hoffte er

mit den Edelsten derselben in einer bessern Welt zusammenzutreffen. Diese schöne Liberalität hat allerdings etwas Ansprechendes, gegenüber der gefühllosen Härte, in welcher die protestantische Rechtgläubigkeit zuletzt erstarrte. Und allerdings haben Uebertreibungen auf diesem Gebiete der Wahrheit viel geschadet. Man hat nämlich häufig gegen die protestantische Lehre nicht ohne Schein des Rechts eingewendet, daß sie der Freiheit des Menschen Eintrag thue, indem sie alles nur von der Gnade abhängig mache, daß bei einer solchen Lehre vernünftiger Weise alle Zurechnung wegfalle, und daß daher die sittliche Trägheit ihre beste Entschuldigung in einer solchen Lehre finde. Und in der That hat auf den ersten Augenblick die katholische Lehre in diesem Puncte mehr den Schein der Vernünftigkeit für sich, als die protestantische, wenn wir den kahlen Buchstaben beider Systeme ansehen; denn die katholische Lehre schließt die Mitwirkung des Menschen bei der Besserung nicht aus, wie die protestantische es zu thun scheint. So läßt zwar Gott das Werk beginnen, dann aber den Menschen mit Gottes Hülfe es vollenden, während die streng orthodoxe Lehre der Protestanten dem Menschen alle Freiheit abspricht, und ihn fast unthätig sein läßt bei der Belehrung, so daß er nur auf den Ruf der Gnade zu warten, und ihren Einflüssen sich hinzugeben hat. Auch leuchtet es dem gemeinen Menschenverstande besser ein, wenn die katholische Kirche zu dem Glauben auch noch die Werke fordert, während die protestantische Kirche allein auf den Glauben dringt. Daß nun wirklich die protestantische Lehre, wenn sie ungeschickt vorgetragen und einseitig gefaßt wird, zu Verirrungen hinführen kann auf dem sittlichen Gebiete, unterliegt keinem Zweifel; denn wie oft ist der Glaube, auf den man sich stützt, ein todter Wortglaube, und in so fern um kein Haar besser, als das todte, äußerliche Werk? Allein der Mißverstand hebt die tiefere Wahrheit der Lehre nicht auf. Freilich wenn der Glaube nichts anderes ist, als ein historisches und dogmatisches Fürwahrhalten gewisser Lehrsätze und Geschichten, so ist nicht abzusehen, wie dieser Glaube den Menschen rechtfertigen, d. h. in das richtige Verhältniß zu Gott setzen soll, und die katholische Kirche, die keinen andern Glauben, als diesen Autoritätsglauben, kennt,

hat dann vollkommen recht, wenn sie sich mit diesem Glauben, den sie übrigens sehr streng von den Ihrigen fordert, nicht begnügt, sondern noch Werke dazu will. Aber der Glaube, den die protestantische Kirche den rechtfertigenden nennt, ist der Paulinische Gesinnungs- und Herzensglaube. Er drückt nicht sowohl eine Operation des Verstandes, oder gar eine Gedächtnißformel, als vielmehr eine Stimmung und Neigung des Gemüthes aus, den lebendigen Sinn für das Göttliche, die willige Aufnahme der neuen Lebenskraft, die uns durchströmt, wenn die Gnade von oben, d. h. die göttliche Lebensmittheilung selbst, uns ergriffen hat. Wo dieser Glaube ist, der rechte innige, liebevolle, thatkräftige Glaube, die totale Erneuerung der Gesinnung, da braucht man allerdings keine Werke mehr zu fordern, da folgen sie ja von selbst, wie die Frucht aus der Blüthe. — Eben so verhält es sich mit der Freiheit, über die schon in alten Zeiten Pelagius und Augustin sich stritten, und worüber wir auch Erasmus und Luther im Streit gefunden. Es ist dieser Streit um so schwieriger, da in der Bibel offenbar für beide Ansichten sich Beweisstellen anführen lassen, indem die Besserung bald als ein Werk Gottes in uns, bald wieder als unser eigenes Werk erscheint. So sagt ja die eine Stelle, wir hätten das Wollen, aber nur das Vollbringen fehle uns, während eine andere Stelle sagt, Gott schaffe beides in uns, das Wollen und Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen. Der Streit läßt sich aber auch auf diesem Wege, durch Anführung einzelner Stellen, nicht entscheiden. Es kommt vielmehr vor allem darauf an, den Begriff der Freiheit näher zu bestimmen. Gemeiniglich versteht man unter der Freiheit das Vermögen, zwischen zwei Dingen sich zu entscheiden, die wir schon in irdischen Dingen haben, also weiß oder schwarz zu wählen, rechts oder links uns zu wenden u. s. w. Diese Wahlfreiheit hat auch die protestantische Kirche dem Menschen niemals abgesprochen; sie würde ja dadurch der täglichen Erfahrung widersprechen. Ja, auch im Gebiete der Sittlichkeit, wenigstens der äußerlichen, bürgerlichen Moral, geben unsere Reformatoren zu, daß der Mensch sich entscheiden könne, eine That zu thun oder zu lassen; daher z. B. ein Verbrecher sich nicht entschuldigen kann mit der verloren gegan-

genen Freiheit, sondern allerdings der Zurechnung unterliegt. Aber wenn wir auch eine böse That freiwillig unterlassen können, sei es aus Furcht vor der Strafe, oder aus Scham, oder aus sonstiger Berechnung, wenn wir hinwiederum eine löbliche That vollbringen können, sei es aus Liebe zum Ruhm, aus eignem Antrieb des Ehrgeizes, oder im Blick auf den Lohn hin; so fragt sich dagegen, ob ie ganz reine Sittlichkeit, die alles nur aus Liebe zu Gott thut, ohne allen Einfluß der Selbstsucht, auch ein Werk unserer natürlichen Freiheit sei? Dieß ist es, was die protestantische Kirche läugnet. Zwar ist das wahrhaft Gute auch eine That der Freiheit, ja, im eigentlichen Sinne eine allein wahrhaft freie That. Aber diese Freiheit, die eben wahrhaft frei und somit allein ihres Namens im höchsten Grade würdig ist, weil sie nicht mehr unter dem Gesetze der Natur steht und der Sinnlichkeit, nicht mehr schwankt zwischen Ja und Nein, nicht mehr unter dem Einfluß der Leidenschaft oder eines selbstischen Triebes ist, sondern hindurchgedrungen ist zur freudigen Kindschaft Gottes, diese ist nicht unser Werk; sondern da heißt es: der Sohn ist es allein, der uns frei macht. Erst im lebendigen Zusammenhange mit Christo, dem neuen Urbild unseres Wesens, bricht für den Gläubigen mit dem Tage des neuen Gehorsams auch der der wahren Freiheit an. Erst wenn der Mensch von Jesu Wesen ergriffen, von seinem Geiste durchdrungen ist, erzeugt sich in ihm, dem die Sünde aus Gnaden vergeben ist, ein neuer, vollkommen tüchtiger Wille; jetzt erst vermag er Herr zu werden über sich selbst, und erst jetzt hat er errungen die Freiheit, aus der das neue sittliche Leben sich ungehemmt und ungetrübt erzeugt; so daß denn Gott am Ende es immer bleibt, von dem es heißt, er wirke in uns das Wollen, wie das Vollbringen.

Bei dieser Ansicht der Dinge mußte sich nun freilich die Frage aufdringen: Wie kommt es, daß die einen, vom wahren Glaubensleben durchdrungen, die rechte Freiheit des Geistes haben, die andern nicht? Wenn es nicht an des Menschen Wollen oder Laufen liegt, sondern einzig nur an Gottes Erbarmen, ist es dann nicht nothwendig, anzunehmen, Gott habe eben die einen erwählt und die andern nicht? An diese Grenze ka-

men die Reformatoren allerdings. Und an diese geheimnißvolle Grenze kam schon der Apostel Paulus im Briefe an die Römer (Cap. 9 — 11), und wußte auch hier am Ende keinen andern Ausweg, als zu fragen: wer bist du, Mensch, daß du mit Gott rechten willst, hat nicht der Töpfer Macht, aus der einen Masse zu bilden ein Gefäß der Ehre, aus der andern eins der Unehre? — und am Ende voller Bewunderung auszurufen: o welch eine Tiefe des Reichthums der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! Und in der That, was kann der Mensch auch anders, angelangt an dieser Grenze, als die Schwäche seiner Einsicht bekennen, und sich in Demuth beugen vor dem unerforschlichen Rathschlusse des Unendlichen? Bei dieser Grenze blieben auch Luther und Zwingli stehen, und wagten nicht, über die Gnadenwahl Bestimmungen zu geben, welche in der Form menschlicher Gedanken leicht eine unüberwindliche Härte erzeugen. Calvin ging hierin weiter, und wagte sich auf ein Eis hinaus, dessen schlüpfrige Bahn er selbst gestehen mußte. Umsichtiger hat sich hierin unsere Basler Confession ausgedrückt, welche einfach sagt, daß Gott „die erwählt habe, die er habe erwählen wollen," ohne zu bestimmen, wie viele? ja, ohne die Möglichkeit zu läugnen, daß Gott auch alle erwählt habe, und daß nur für den einen diese Stunde der Erwählung früher schlage, für den andern später*).

Indem wir selbst hier nicht länger an dieser geheimnißvollen Grenze menschlicher Einsicht verweilen, wollen wir nur bedenken, daß die Absicht der ganzen protestantischen Lehre nicht sein konnte, uns in ein Labyrinth von Untersuchungen hineinzuführen, denen der beschränkte menschliche Geist zu keiner Zeit gewachsen war, sondern daß ihre Absicht von vorn herein eine durch und durch praktische war. Wir müssen, um den Sinn der Bekenntnißschriften recht zu verstehen, uns überhaupt wieder lebendig in die Zeit hineinversetzen, aus der sie herauswuchsen, und im Zusammenhange mit welcher Zeit sie allein recht verstanden werden können. Man erinnere sich, zu welchem hohen Grade des Verderbens das Ablaßwesen gekommen war, welchen

*) Demnach würde die Schleiermachersche Auffassung der Lehre mit ihr verträglich sein.

Mißbrauch man mit den sogenannten guten Werken trieb, wie man nicht auf eine wahre tugendhafte Gesinnung, sondern auf eine äußere, ceremonielle Werkheiligkeit den höchsten Werth setzte, und wir werden dann begreifen, wie ernst es den Reformatoren damit sein mußte, allen Schein von Selbstgerechtigkeit aus den Herzen ihrer Zeitgenossen zu verbannen. Mag dann auch geschehen sein, daß einzelne ihrer Ausdrücke zu stark gewählt waren, mag man auch zugeben, daß Augustins Einfluß etwas zu groß war, und daß man sich oft noch einfacher an die Schrift hätte halten können, als geschehen ist; so wird man doch nach allem diesen die protestantische Lehre in ihrem tiefern Grunde nicht verkennen. Man wird sich aber auch hüten, Behauptungen und Sätze, die in diesem Zusammenhange ihren guten Grund haben, einseitig und schroff herauszuheben, und in dogmatischen Uebertreibungen die wahre evangelische Gesinnung zu suchen*). Ach, des Mißverstandes, der Engherzigkeit findet sich auf diesem Gebiete schon genug in der spätern Geschichte des Protestantismus, wenn wir an die Dortrechter Synode und an ähnliche Dinge denken, als daß wir uns nicht wohl hüten sollten, durch unnütze Streitigkeiten über Erwählung und dergleichen den Frieden der Kirche zu stören. Auch hier sind wir ja als Protestanten durch unsere Reformatoren selbst an die Bibel gewiesen, und was über sie hinausgeht oder von menschlicher Beschränktheit in sie hineingelegt wird, kann uns nicht irre machen. Die verstehen den Geist und Sinn der Reformation überhaupt wenig, die sich an den Buchstaben hängen, und die mit Verkennung der Zeiten und der veränderten Umstände das wahrhaft Evangelische abschätzen wollen nach einem Sprachgebrauch, dessen rechter Klang für uns fast verloren gegangen ist. Diese suchen doch wahrlich

---

*) In dieser Uebertreibung besteht allerdings das Wesen des Methodismus und Pietismus. Vergl. die neueste Schrift von Doctor Bretschneider: „Die Grundlage des evangelischen Pietismus, oder die Lehren von Adams Fall, der Erbsünde und dem Opfer Christi; nach Gründen der heiligen Schrift geprüft, mit den Ansichten der christlichen Kirche der ersten drei Jahrhunderte verglichen und nach ihrem Gebrauche für die christlichen Theologen beurtheilt.“ Leipz. 833. Schade nur, daß der Verf. über der Bestreitung des Irrthums die tiefere schriftgemäße Bedeutung dieser Lehren selbst zu verkennen scheint. Vergl. die Rec. von Baur in d. Berl. wissensch. Jahrbb. April 834.

Christum den Lebendigen bei den Todten *). Es kann Zeiten geben, wo es eben so nöthig ist, einem mechanischen, todten Mundglauben, einer bloß vererbten Dogmatik gegenüber, wieder auf die Tüchtigkeit einer moralischen und religiösen Gesinnung zu dringen, wie es einst nöthig war, die Lebendigkeit des Glaubens herauszuheben gegen die todten Werke, und was an dem einen Orte reformatorisch wirkte auf diese Weise, kann es an einem andern Orte auf eine andere. Oder ist nicht die evangelische Lehre, wonach allerdings durch Christi Tod der Mensch Vergebung der Sünden erhält, in der Folge selbst wieder zu einem äußerlichen Ablaß gemacht worden durch sinnlichen Mißverstand, der, wenn er auch nicht in einer gleichen verwerflichen Gesinnung seine Wurzel hatte, wie der päpstliche, doch leicht zu bedenklichen Folgen hinführen konnte. Und so kann, gegenüber einer den Menschen einschläfernden Gnadenlehre, das Hinweisen auf den Gebrauch der in ihm liegenden sittlichen Kräfte auch von protestantischem Standpuncte aus gebilligt werden, so lange nur nicht damit der Stolz auf eigenes Verdienst genährt, und das Verdienst Jesu dabei in den Schatten gestellt wird. An unserer Zeit aber ist es, den rechten Zusammenhang der menschlichen Freiheit mit der göttlichen Gnade in seiner evangelischen Tiefe zu ergreifen, weßhalb auch hier eine tüchtige wissenschaftliche Bildung von denen zu fordern ist, welche das Wort der Wahrheit verkünden sollen. Nur so können die Mißverständnisse und sittlichen Gefahren vermieden werden, die bei einer ungeschickten und rohen Behandlung eines so zarten Gegenstandes unvermeidlich sind.

Mit der Lehre vom Glauben ist zusammenhängend die Lehre von der Kirche und ihren Gnadenmitteln. Der Glaube an eine allgemeine christliche Kirche, die da ist eine Gemeinschaft der Heiligen, ist zwar beiden Kirchen gemein, da das alte (apostolische) Glaubensbekenntniß beiden Lehrgebäuden zum Grunde liegt. Während aber die katholische Kirche sich selbst in ihrer äußern Erscheinung unter der einen allgemeinen versteht,

*) Vergl. hierüber die überaus schöne Predigt des seligen Doctor Schleiermacher Bd. VII. S. 306.

und somit diese sichtbare Kirche selbst für die Gemeinschaft der Heiligen auf Erden ausgiebt, von welcher der Papst das sichtbare Oberhaupt sei, unterscheidet die protestantische Kirche zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Kirche. Zur sichtbaren gehören zwar alle Getauften, zur unsichtbaren aber nur die wahrhaft Gläubigen und die, welche diesen Glauben durch die Liebe beweisen. Das Verhältniß dieser beiden Ansichten zu einander läßt sich auch so stellen, daß, wie ein großer Theolog unserer Kirche *) sich darüber ausdrückte, die katholische Lehre den Menschen erst durch die Kirche zu Christo gelangen läßt, während der Protestant durch Christum erst in die wahre Gemeinschaft der Kirche zu kommen hofft. Die katholische Kirche geht, wenn ich mich so ausdrücken soll, von der Peripherie aus und führt von dieser in das Centrum, während die protestantische gleich vom Centrum ausgeht, von wo dann die Strahlen von selbst nach der Peripherie führen. Die unsichtbare, eigentliche, wahre Kirche, die ächte Gemeinschaft der Geweiheten Gottes, kann nach protestantischen Grundsätzen kein sichtbares Oberhaupt haben, sondern ihr unsichtbares Oberhaupt ist Christus. Ihr Organ ist der heilige Geist, der in den Gläubigen wirkt. Und auch die Gewalt des Bannes erstreckt sich nicht in diese innere Gemeinde, denn nur Gott weiß, wer zur wahren Kirche, zur wahren Gemeinschaft der Gläubigen gehört, oder nicht; daher jedes anmaßliche oder gar verdammende Urtheil über den Glauben und die Seligkeit anderer ein unprotestantisches ist, weil es stracks wider die Gewissensfreiheit läuft. Wohl aber behält sich die protestantische Kirche vor, die äußere Kirche, den Kirchenkörper zu ordnen, und unterscheidet sich darin aufs bestimmteste wieder von den Schwärmern, welche auch wieder, nur auf eine andere Weise, als die Katholiken, Aeußeres und Inneres vermischen, welche den Lehrstand gering achten und alle, auch die nothwendigsten Aeußerlichkeiten und Formalitäten als Menschensatzung verwerfen.

Die Anordnung der äußern kirchlichen Verhältnisse ist vor allem bei den Protestanten keine Glaubenssache, sondern Sache

---

*) Schleiermacher.

des äußern Kirchenregiments, das je nach den politischen Verhältnissen ein verschiedenes sein kann. Eine nach allen Seiten hin haltbare Theorie des Kirchenregiments auszubilden, lag nun aber nicht in der Aufgabe der Reformatoren, und auch unsere Zeit muß sich gestehen, daß sie über die Verhältnisse von Staat und Kirche und was damit zusammenhängt, wie über so vieles andere noch nicht ins Reine gekommen.

Die damaligen Verhältnisse machten es fast nothwendig, daß die Regierungen sich auch des Kirchenregiments annahmen, das ihnen die Gemeinde, bei der das Recht der Kirchenleitung steht, übertrug. In so fern wurde die Landesregierung in protestantischen Kirchen der oberste Bischof. Allein diese Benennung ist eine unrichtige und unprotestantische, wenn man ihr eine Ausdehnung im alten katholischen Sinne geben will, so daß es z. B. Sache der Regierung sein soll, über innere Verhältnisse der Kirche zu entscheiden. Glaubensmandate aus den Kanzleien, Gebetsformulare aus den Cabineten sind eben so widernatürlich, als diplomatische Noten aus dem Beichtstuhle, oder Policeibefehle von einer geistlichen Synode. Dieses widerliche Gemenge von Geistlichem und Weltlichem, das sich noch hie und da in verschiedenen Einrichtungen der protestantischen Kirche, ihrem eigentlichen Princip zuwider, geltend macht, und das sogar an vielen neuern Freiheitsmännern seine Vertheidiger findet *), muß nach und nach gesichtet werden, und einem richtigern Verhältniß Platz machen. Man fürchtet sich noch immer zu sehr vor geistlichem Einfluß und Wiederaufkommen der Hierarchie innerhalb unserer Kirche, und glaubt deßhalb die Geistlichen auch da niederhalten zu müssen, wo ihr Einfluß nur heilsam sein kann. Man will ihnen auch das aus den Händen winden, was doch von ihnen am besten beurtheilt werden kann, und sie zu bloßen Staatsbeamten machen, welche Befehle höhern Orts ausfüh-

*) Die Verkennung der eigenthümlichen Rechte der Kirche und eine willkürliche Cäsaropapie gehört auch mit zu dem Sündenregister des radicalen Despotismus unserer Tage. Nirgends geht es vielleicht bunter her in dieser Hinsicht, als in einigen Gegenden der reformirten Schweiz, wo man von Ordination, Vocation u. dergl. gar keinen Begriff zu haben scheint.

ren, nicht aber zur kirchlichen Gesetzgebung mitwirken sollen. Es kommt dieß zum Theil auch daher, daß man sich vom Stande der Geistlichen unrichtige, unprotestantische Begriffe macht, und in ihnen fortwährend immer mehr die Priester einer Kaste sieht, als die dem Lehrstand angehörigen Glieder der Kirche und Bürger des Staats. Der Protestantismus kennt aber keinen besondern und bevorrechteten Priesterstand. Jeder Christ ist gewissermaßen Priester, indem jeder berufen ist, das Heilige in Gesinnung und Leben darzustellen. Dieselbe Moral ist für den Laien, wie für den Geistlichen, und was dem einen Sünde ist, ist es dem andern auch, weßhalb auch die protestantische Kirche den Cölibat verwirft und es gern sieht, wenn die Geistlichen als Familienväter in Freud' und Leid des bürgerlichen Lebens verflochten sind.

So wenig nun die protestantische Kirche einen besondern Priesterstand hat, so gewiß hat sie dagegen und bedarf sie einen Lehrstand. Dadurch unterscheidet sie sich aufs bestimmteste von den Wiedertäufern und ähnlichen rohen Secten, welche die Bildung für überflüssig halten in geistlichen Dingen. Nur die sollen als Lehrer auftreten dürfen, welche sich die rechte wissenschaftliche Bildung erworben haben. Dazu ist die Ordination eingeführt, welche erst nach strenger Prüfung ertheilt wird. Auch soll, der Ordnung wegen, keiner ein geistliches Amt verwalten ohne ordentliche Berufung. Durch wen diese äußere Berufung geschehen soll (denn die innere geschieht durch den Geist Gottes in den Herzen), ob durch den Staat, ob durch die Kirche, als solche, ob durch die einzelne Gemeinde, darüber haben sich die Reformatoren nicht hinlänglich ausgesprochen, und auch in neueren Zeiten sind die Ansichten darüber verschieden; doch ist wohl das Natürlichste, daß in der Regel bei einer Pfarrwahl alle drei Elemente mitwirken, der Staat durch die Regierung, die Kirche durch ihre geistliche Behörde oder auch durch die Synode, und die Gemeinde durch ihre Ausschüsse. Unbedingte Volkswahlen, ohne alle vorangegangene Sichtung, sind gewiß eben so schädlich, ja oft gefährlicher, als Patronate. Der Geistliche soll ja nicht nur der Diener einer Dorf- oder Stadtgemeinde werden, die ihn dafür zu bestellen hat, sondern er ist Diener des

Staats und der Kirche, als solcher, d. h. der Landeskirche, und da er also zu Staat, Kirche und Gemeinde in ein eigenthümliches Verhältniß tritt, so ist auch billig, daß alle drei Stände zur Wahl mitwirken.

Mit der Hierarchie auf Erden hängt bei den Katholiken, wie früher (Vorl. 4.) gezeigt, die im Himmel zusammen oder die Lehre von den Heiligen. Wohl ehrt auch die protestantische Kirche das Andenken der Männer, durch welche Gott die Kirche auf Erden gegründet hat, und die Lutherische Kirche ist hierin dem alten Gebrauch noch treuer geblieben, als die reformirte, daß sie gewisse Apostletage, auch wohl Marienfeste feiert. Aber es geschieht dieß nicht in dem Sinne, als ob die Mutter oder die Jünger Jesu wesentlich in einem andern Verhältniß zu Christo ständen, als jeder Gläubige. Wenn ich so sagen soll, verbannt der Protestantismus alle Aristokratie aus dem Himmel; es soll kein Vorrecht gelten da, wo alle aus Gnaden selig geworden. Christus allein ist der Heilige Gottes, der oberste Hohepriester, rein und unbefleckt, der einige Mittler zwischen Gott und den Menschen. Sind daher unsere Gebete im Geiste Christi gethan, im Zusammenhang mit seiner Lehre und im Blick auf sein Werk, so brauchen wir keines weitern Fürbitters. Leider wird aber von vielen Protestanten auch diese Lehre von dem Mittleramte, dem Verdienste und der Fürbitte Christi selbst wieder so äußerlich und sinnlich gefaßt, daß der Erlöser bei ihnen fast nur wieder an die Stelle eines Heiligen der katholischen Kirche zu stehen kommt, und weit entfernt, daß dadurch seine göttliche Würde bewahrt werde, wird sie ins Menschliche herabgezogen und erniedrigt. Nicht die menschliche Gestalt Jesu, wie sie leiblich auf Erden gewandelt, sollen wir anbeten, sondern die in ihm menschlich geoffenbarte Gottheit, das Wort aus Gott, das alle Dinge trägt, und das eins ist mit dem Vater und dem Geist. Wenn daher der Protestantismus die Bilder verwirft, oder wenigstens die Anrufung derselben untersagt, so ist dieß wohl nicht nur dahin zu verstehen, daß man keine gegossenen, gemalten oder geschnitzten Bilder in den Kirchen haben soll, sondern auch jedes menschliche Phantasiebild von der Gottheit ist des reinen Protestantismus un-

würdig. Ueberhaupt sucht der Protestantismus in seiner ganzen Einrichtung den Menschen vom Sinnlichen abzuziehen und zum Uebersinnlichen hinzuleiten. Das ist eine seiner wesentlichsten Aufgaben, die freilich oft einseitig verneinend gefaßt, aber auch von vielen allzuleicht übersehen wird. Allerdings ist der Mensch zugleich auch ein sinnliches Wesen, und in wie fern ein Cultus sein soll unter den Christen, d. h. ein gemeinschaftlicher Ausdruck der Andacht, so bedarf dieser Cultus sinnlicher Elemente. Unsere Sprache selbst, in welche wir unsere Gedanken kleiden, stammt aus dem Reiche der Sinnlichkeit, und das Bildliche wird sich nie ganz in das Abstracte auflösen lassen; ja, es ist die Frage, ob die Innigkeit des religiösen Gefühls nicht verloren ginge über dem allzuängstlichen Streben, alles Bildliche daran zu vermeiden. Aber darauf kommt alles an, daß die Bilder, deren unsere religiöse Sprache sich bedient, edel gewählt seien *).

Was nun die Verschiedenheit des Cultus in beiden Kirchen betrifft, auf die wir jetzt geführt werden, so tritt diese wesentlich darin hervor, daß auch hier der Protestantismus das Wort voranstellt, während der Katholicismus das Bild (das Symbol). Die Predigt macht den Mittelpunct des protestantischen Gottesdienstes aus, und zwar die Predigt auf dem Grunde der Schrift. Verrichtung sinnbildlicher Gebräuche auf dem Boden der Tradition ist dagegen das Wesentliche des katholischen Gottesdienstes. Doch verschmäht auch die protestantische Kirche nicht ganz den Beitritt anderer gottesdienstlicher Bestandtheile, wenn sie in gehöriger Unterordnung zur Predigt bleiben, und zwar hat auch hierin die Lutherische Kirche mehr Aeußerliches beibehalten, als die reformirte, wo jedoch die Uebung sich wieder auf verschiedene Weise gestaltete.

Am nächsten an das Wort schließt sich unter den Kunstelementen des Gottesdienstes der Gesang an, da er nur in

---

*) Der Mangel an Schönheitssinn und gutem Geschmack, die viele für ein Zeichen größerer Gemüthlichkeit und Tiefe halten mögen, ist ein Auswuchs des puritanischen Methodismus. Das ächte Christenthum sucht das, was lieblich ist und wohl lautet.

einem weiteren Verstande dem Reiche der Sinnlichkeit angehört und am unmittelbarsten in die Tiefen des Geistes zurückführt. Angemessener dem religiösen Bedürfniß findet die protestantische Kirche den Gesang in der Muttersprache, an welchem die ganze Gemeinde Theil nimmt, weßhalb das geistliche Lied und der Choral neben dem Gebete und der Predigt wesentliche Bestandtheile unseres Cultus sind, und mit Recht wird jener reiche Liederschatz unserer Kirche, zu dem Luther und Zwingli den Grund gelegt, als schönes Erbtheil der Väter von uns geehrt und gepflegt. Den Gebrauch musikalischer Instrumente vermeidet unsere Kirche so viel wie möglich, weil über dem Zusammenwirken des Mannigfaltigen leicht die Einfachheit und Würde verloren geht. Einzig in ihrer Art steht die Orgel da als wahrhaft kirchliches Instrument, und wenn auch sie dem stürmischen Eifer in der Schweiz hat weichen müssen, so darf man wohl sagen, es sei ihr zu viel geschehen. Anders verhält es sich mit den Bildern. Auch hier ist die reformirte Kirche strenger, als die Lutherische, und es läßt sich hier viel dafür und dawider sagen. Wohl möchte ein schönes Altarblatt auch in einer protestantischen Kirche mit Erhebung betrachtet werden; aber wo findet man immer die guten? Schlechte Schildereien verderben offenbar den Geschmack mehr, als sie ihn bilden, ziehen mehr den Himmel zur Erde hinab, als daß sie von der Erde zum Himmel erheben. Schon wieder anders ist es mit der Architektur. Die heilige Baukunst hat sich theils noch in der bessern Zeit des katholischen Mittelalters ausgebildet, theils hat sich während der Zeiten der Entartung das Heilige in ihre geheimen Tiefen gerettet und zurückgezogen. Ein wunderbarer Geist spricht aus ihr das fromme Gemüth an *), und wenn es auch nicht dieser Geist war, der die Bilderstürmer abhielt, auch hier ihre Hand anzulegen, so war es die ungeheure Masse selbst, welche der Zerstörungslust Trotz bot (Die Münsterthürme abzutragen, mochte den Gleichmachern damals so wenig, als jetzt gelingen.). Freilich konnte der Protestant nicht mehr von denselben Gefühlen der Andacht durchschauert werden, wenn er in den geweihten

*) Man vergl. darüber Hase's Kirchengeschichte S. 344. 45.

Dom trat, in dessen Helldunkel das ewige Lichtlein brannte. Wußte er doch jetzt klarer und bestimmter, als zuvor, daß Gott nicht wohne in einem Tempel mit Händen gemacht, und waren ihm zu deutlich noch in Erinnerung die vielen Entweihungen der heiligen Orte, als daß er geneigt gewesen wäre, hier eine besondere Heiligkeit zu suchen. Aber gewiß ist auch, daß die Ansicht, man könne Gott überall dienen, der besonders die Wiedertäufer huldigten, bis zu einer unschönen, puritanischen Gleichgültigkeit hinführen konnte, in Beziehung auf den Ort der religiösen Versammlungen und die dabei herrschenden Formen selbst des natürlichen Anstandes, und ich weiß nicht, ob der Mangel an Scheu vor gottesdienstlichen Gebäuden, vor Begräbnißplätzen u. dergl., der sich unter der rohern Classe der Protestanten auf ärgerliche Weise kund giebt, gerade dem ächten Protestantismus zum Vortheil gereiche.

Nicht nur aber giebt sich die Verschiedenheit des protestantischen Cultus vom katholischen darin zu erkennen, daß er einfacher und weniger mit sinnlichen Ceremonien überladen, sondern auch daß er nicht ängstlich gebunden ist an hemmende Vorschriften, und nicht so innig zusammenhängt mit dem Glauben und der Seligkeit, wie dieser. Und dieß ist ein wesentlicher Vorzug. Gesetzt auch, der protestantische Cultus würde hie und da zu trocken und zu nüchtern gefunden, die Kirche hat sich hierin nicht die Hände gebunden, sie kann Gebräuche ändern, wo sie es gut findet, alte abschaffen und neue einführen nach dem jedesmaligen Bedürfniß der Zeit und der Oertlichkeit, wobei natürlich die gehörige Umsicht und Klugheit sich ihr von selbst empfiehlt. Die katholische Kirche dagegen ist in ihren Gebräuchen erstarrt und neben manchem ursprünglich Schönen hat sie viel durch den Mißbrauch Entstelltes, Geschmackwidriges uud Unästhetisches, um das wir sie nicht beneiden; denn das Schöne kann nur da sich offenbaren, wo der frei gestaltende Geist die Formen beherrscht, nicht wo er von ihnen erdrückt wird.

Auf der andern Seite ist es aber auch wieder gewiß, daß neben dem Beweglichen ein Feststehendes sein muß im Cultus einer Kirche, wenn nicht die Willkür überhand nehmen und alles sich auflösen soll. Es muß ein Band geben, das die Vergan-

genheit mit der Gegenwart, das alle Gemeinden der einen Kirche unter einander verbindet als ein gemeinsames Symbol, an dem sich alle wiedererkennen. Dieß führt uns auf die Lehre von den Sacramenten.

Während die katholische Kirche sieben Sacramente hat, hat die protestantische nur zwei, deren Stiftung sie auf das neue Testament zurückführen kann, die Taufe und das Abendmahl. In der Heilighaltung der Sacramente im Allgemeinen stimmt die protestantische Kirche mit der katholischen überein, jenen Parteien gegenüber, welche alles Aeußere verwerfen. Auch die protestantische Kirche sieht in den Sacramenten mehr, als bloße Ceremonien, sie sieht in ihnen nicht eine menschliche, sondern eine göttliche Stiftung, sie verehrt in ihnen sichtbare Pfänder der göttlichen Gnade, und faßt in ihnen das Symbolische auf eine solche Weise, daß sie es nicht auf gleiche Linie mit den willkürlich erfundenen Sinnbildern des menschlichen Verstandes zu stellen wagt. Die Sacramente verhüllen uns Geheimnisse (Mysterien), auch nach protestantischer Lehre. Nur daß wir diese Geheimnisse freier deuten in der reformirten Lehre, als es in der Lutherischen geschieht. Ueber die Bedeutung der Taufe stimmen Katholiken und Protestanten im Wesentlichen überein, ja, Luther sah darin ein besonders gnädiges Walten der Vorsehung, daß sich im Ganzen die Lehre von der Taufe rein erhalten habe unter den übrigen Mißbräuchen; daher denn auch die Protestanten hierin mit den Katholiken zusammenhalten, daß sie den Gebrauch der Kindertaufe gegen die Wiedertäufer vertheidigen. Wie hingegen in der Lehre vom Abendmahl die Ansichten der Parteien bedeutend aus einander gehen, haben wir früher gesehen. Wenn die Protestanten insgesammt die Lehre von der Verwandlung und vom Meßopfer verwerfen, worin gerade das tiefste Mysterium des katholischen Gottesdienstes liegt, so halten die Augsburgischen Confessionsverwandten fest an einer realen, leiblichen Gegenwart, während die Reformirten nur eine sinnbildliche, figürliche annehmen; doch muß man die Lehre der Reformirten nicht dahin mißverstehen, als ob sie überhaupt jede tiefere Idee des Abendmahls, namentlich die religiöse, geistige Verbindung der Gläubigen, davon ausschlössen, so daß sie, wie man

ihnen vorwarf, ein Abendmahl ohne Christus feierten. Auch die Reformirten halten an der Idee dieser Verbindung der Glieder mit dem Haupte fest. Nur geschieht dieß, wie unsere ältere Abendmahlsliturgie so schön sagt, „mit einem Gemüth, das nicht haftet an den irdischen Zeichen, sondern in den Himmel erhöhet ist.“ Mit einem solchen Gemüth haben wohl auch Zwingli und Oekolampad das heilige Mahl genossen, und wenn sie in ihrer Stellung gegen Luther die verneinende Seite heraushoben, so äußern sie sich doch auch wieder an andern Orten schön und innig über die tiefere Bedeutung desselben. Wie weit Calvin vollends den Lehrbegriff der reformirten Kirche auch in diesem Puncte modificirt habe, werden wir später sehen.

Wir kommen endlich an die Grenze dieses Erdenlebens, und betrachten die Ansichten beider Kirchen von dem Tode und dem Jenseits. Auch hierin stimmen alle christlichen Bekenntnisse überein, daß nach diesem Erdenleben ein besserer Zustand desjenigen warte, der in Glauben und Liebe bewährt erfunden worden, während ein unseliger Zustand das Loos derer ist, welche sich von Gott und ihrer höhern Bestimmung abgewandt haben.

Aber wenn der protestantische Christ schon hier die Wiedergeburt zum ewigen Leben feiert, so daß der physische Tod ihm nur ein Uebergang ist ins bessere Dasein, so bildet dagegen dieser physische Tod bei den Katholiken einen schärfern Abschnitt, dem Leben gegenüber, wie die Gegensätze überhaupt sich dort greller herausstellen. Während der sterbende Protestant an dieselben Gnadenmittel sich hält, die ihn im Leben aufrecht hielten, wird dem sterbenden Katholiken ein besonderes, nur diesem Falle des Sterbens vorbehaltenes Sacrament zu Theil, die letzte Oelung. Er wird in geweihte Erde begraben und Seelenmessen werden für sein Heil gelesen; denn nach dem Glauben seiner Kirche befindet sich die Seele in einem Zustande der Läuterung, aus dem sie erst durch die Gebete der Priester und der Gläubigen befreit wird. Diesen Mittelzustand, den auch die griechische Kirche nicht kennt, verwirft die protestantische Kirche gleichmäßig, wie die Lehre anderer vom Seelenschlaf, weil über beides die Schrift nichts aussagt. Der Tod ist dem Protestanten eine Heimkehr der Seele zu Gott, während der Leib des Tages der Auferstehung

wartet. Er enthält sich gern aller weitern Bestimmungen, und wie Christus die Seele seines Lebens ist, so ist er, der Auferstandene, der Grund seiner Hoffnung.

So haben wir denn, so gut es sich thun ließ, die Lehre der Protestanten mit Inbegriff der Grundsätze der Kirchenverfassung und des Cultus betrachtet. Wir haben gesehen, wie die Reformatoren auf dem Grund und Boden der heiligen Schrift ein System erbauten, das zwar nicht in allen Theilen untrüglich ist und es auch nicht sein sollte, ein System, das zunächst in den damaligen historischen Verhältnissen seine Veranlassung, und in der Bildung und Sprache der Zeit seinen Ausdruck fand, das aber, richtig gefaßt und seinem innern Geiste nach gedeutet, noch immer hohe Geltung für uns haben muß. Damit wir aber nicht über der Aufzählung und Betrachtung der einzelnen Unterscheidungslehren die Hauptpuncte aus den Augen verlieren, so lassen Sie mich diese noch in kurzen Gegensätzen zusammenfassen. Wir sagen demnach: der Protestantismus erscheint uns, dem Katholicismus gegenüber, als das System der freien Forschung, im Gegensatz gegen das eines bindenden Autoritätsglaubens; als ein System der innern Glaubensstärke und Ueberzeugungsfülle, gegenüber der äußern Werkheiligkeit; als ein System endlich der geistigen Bewegung, gegenüber dem der Erstarrung in sinnlichen Formen. Aber eben so sehr erscheint uns dasselbe System, der Wiedertäuferei und andern Auswüchsen gegenüber, als ein System der Besonnenheit und Mäßigung, gegenüber der Schwärmerei, als ein System des positiven, biblischen Christenthums, gegenüber der alles historischen Grundes ermangelnden Willkür, und demgemäß als ein System der Reformation, der ruhigen Verbesserung, gegenüber dem der Revolution, des Umsturzes.

Möge es mir denn gelungen sein, zu zeigen, wie das Wesen des Protestantismus zwar keineswegs im bloßen Verneinen besteht, sondern allerdings in etwas Positivem (in wie fern Bibel und Christenthum die Grundlage dieses Positiven sind); aber wie auch eben deßhalb jene Männer, welche die Fesseln des Papst-

thums abgeschüttelt, weit davon entfernt waren, uns neue Fesseln anzulegen durch ihre Lehrbestimmungen, sondern wie auch hier die Verheißung des Herrn in Erfüllung gehen sollte: die Wahrheit wird euch frei machen.

Dreiundzwanzigste Vorlesung.

Kriegerischer Wendepunct der Reformationsgeschichte. Der Religionskrieg in der Schweiz. Schlacht bei Kappel. Zwingli's und Oekolampads Tod. Weitere Schicksale der deutschen Reformation. Luthers Tod. Johann Calvin und die Reformation der französischen Schweiz.

Wir haben uns in der letzten Stunde mitten in das Wesen der Reformation und des Protestantismus hineingestellt; wir haben versucht, uns in ihren Geist zu versetzen, so weit derselbe erkennbar ist aus Lehre, Verfassung und Cultus. Wir kehren jetzt zur äußern Geschichte des protestantischen Kirchenkörpers zurück, der, losgelöst von der Mutterkirche, anfängt an Selbstständigkeit zu gewinnen, wiewohl unter schweren Kämpfen. Die Zeit, die wir jetzt vor uns haben, gewinnt mehr und mehr ein kriegerisches Ansehn. In Deutschland, wo sich die Partei der Protestanten seit den Reichstagen von Speier und Augsburg in bestimmter Form herausgestellt hat, beginnt der Kampf sich vorzubereiten. In der Schweiz, wo er schon einmal ausgebrochen war, kommt es bereits zum Handgemenge. Wir stehen somit auf einem wichtigen Wendepuncte unserer Geschichte. Bisher war es die Gewalt des Wortes, die allein den Streit durchgeführt und die sich in den öffentlich überreichten Bekenntnißschriften, dem Kaiser und Reich, wie dem Papst gegenüber, geltend gemacht hat. Jetzt kommt eine andere Gewalt ins Spiel, und von da an wird der reine Charakter der Reformation getrübt. Eben darum aber ist, obwohl wir der Zeit nach erst in der Mitte der Reformationsgeschichte stehen, doch der Sache nach

unsere Aufgabe bald vollendet, weil wir nur das von der Geschichte aufnehmen wollten, was geeignet ist, uns das Princip der Reformation und des reformatorischen Geistes klar zu machen. Wir werden also das Thatsächliche in gedrängter Kürze berichten, lieber aber noch bei solchen Erscheinungen uns aufhalten, die uns eine neue Seite des reformatorischen Geistes selbst oder eine Modification desselben darstellen, wie namentlich bei der Person und Schule Calvins.

Wir nehmen jetzt den Faden der Erzählung wieder auf, wo wir ihn in der vorletzten Stunde haben fallen lassen, und versetzen uns wieder in die Schweiz, wo wir den Ausbruch des Religionskrieges und dessen augenblickliche Dämpfung betrachtet haben. Der 1529 nach dem ersten Kappeler Krieg vermittelte Friede dauerte nicht lange. Zwingli hatte wohl nicht vergebens so traurig in die Zukunft geblickt und allerlei Ahnungen gegen seine Freunde laut werden lassen *). Die Abtei von St. Gallen gab den nächsten Anlaß zum Wiederausbruch der Feindseligkeiten. Es waren nämlich von Alters her über diese Abtei vier sogenannte Schirmorte gesetzt, Zürich, Luzern, Glarus, Schwyz, und es konnte nicht fehlen, daß die jetzt eingetretene Verschiedenheit der Religionsmeinungen einen nachtheiligen Einfluß auf die gemeinsame Verwaltung dieses altkatholischen Heiligthums haben mußte **). Der alte Abt Franz Geißberger hatte schon vor dem Ausbruch des ersten Religionskrieges das Zeitliche gesegnet. Dieß schien den beiden reformirten Schirmorten, Zürich und Glarus, der geeignete Moment zur Aufhebung des Klosters, und ihre Politik bestand darin, die Wiederbesetzung so lange zu verzögern, bis sie von selbst als überflüssig erkannt würde. Sie verlangten geradezu, daß, wenn man nicht die bisherigen klösterlichen Einrichtungen als mit der Schrift übereinstimmend nachweisen könne, die Abtei selbst aufgehoben und in eine weltliche Schaffnei verwandelt werden sollte. Unmöglich konnten aber die beiden katholischen Orte, Luzern und Schwyz, dieß zugeben.

---

*) Siehe Hottinger a. a. O. VII. S. 348. 49. 355.

**) Die Urkunden zu diesem Streit findet man in dem oben angeführten Archiv von Escher und Hottinger.

Vielmehr drangen sie auf Wiederbesetzung. Während so die Schirmorte uneins waren, schritten die Conventualen, welche den Tod des Abtes so lange wie möglich verheimlicht hatten, eigenmächtig zur Wahl eines neuen Oberhauptes, und diese fiel auf Kilian Käufi, der auch bald darauf die Klosterschätze zusammenraffte, und mit seinen Conventualen bei Nacht und Nebel über den See nach Bregenz floh, indem er sich hinterher vom Kaiser die Belehnung, vom Papste Clemens aber die Bestätigung ertheilen ließ. So eigenmächtig dieß Verfahren war, so wenig können indessen die reformirten Orte in diesem Handel von eigenmächtigen Eingriffen in die corporativen Rechte freigesprochen werden *); denn nicht nur weigerten sie sich, den Abt anzuerkennen, weil er sein Amt erschlichen habe, sondern sie gestatteten den Gotteshausleuten auf eigene Hand hin die Loslassung von mehrern Lasten, um sie dem evangelischen Glauben desto geneigter zu machen, und eben so die Veräußerung der Kirchenzierden des Klosters, um daraus — den Armen wohlzuthun. Auf einem Tage zu Wyl, wo die Schirmorte zusammenkamen, wäre es fast zu blutigen Auftritten gekommen. — Aber nicht die Irrungen wegen des St. Gallischen Stiftes allein waren es, welche den Zunder wieder anfachten. Die fortwährende Zunahme der evangelischen Bekenner, das Umsichgreifen der Reformation auch in den Gegenden, wo ihr noch länger war Widerstand geleistet worden, erbitterte die Gegner. Dazu kam das Eingehen von Bündnissen mit fremden Mächten. Nicht nur hatten Zürich und Basel ein Bündniß mit dem Landgrafen Philipp von Hessen, der sich über Luthers Scrupeln wegen der Verbindung mit den Reformirten immer mehr hinwegsetzte, zu schließen unternommen, was jedoch von keinen weitern Folgen war; sondern auch mit Frankreich und Venedig **) waren Unterhandlungen angeknüpft worden. Endlich ward auch der Landfriede rücksichtlich der gegenseitigen Duldung hie und da gebrochen.

---

*) Ueberhaupt liegt hierin die Schattenseite der Reformation, daß bei Stiftungen mehr nach theologischen, als nach Rechtsgrundsätzen verfahren wurde. Heut zu Tage bricht die Politik dem Rechte den Hals.

**) Siehe Eschers Archiv 1. S. 273. ff.

Umsonst suchte Bern, das auch standhaft alle fremden Bündnisse abgelehnt hatte, den Frieden zu erhalten, und auch die letzten Vermittlungsversuche von Glarus, Freiburg, Solothurn und Appenzell schlugen fehl. Durch das Abschneiden der Zufuhr von Seiten der Evangelischen war der Krieg erklärt. Den 9. Weinmonats 1531 brachen die 5 Orte mit 8000 Mann auf. Auf die eingelaufene Nachricht hin rückte eine Vorhut von Zürich unter Anführung Georg Göldli's nach Kappel vor, während das Hauptbanner später nachfolgte. Den 12. kam es zum ersten Treffen. Ich übergehe die Schilderung desselben als nicht hieher gehörend. Richten wir unsere Blicke allein auf Zwingli, den wir als einen der Vordersten in der Schaar der Kämpfenden sehen. Bis auf den letzten Augenblick war er es gewesen, der zum Kampfe gerathen, und so war es auch billig, daß er sich ihm nicht entzog. Es war, als ob er eine Ahnung hätte, daß er bleiben würde; denn als er unter häufigem und inbrünstigem Gebet mit dem Banner auszog, „da redete er mit seinen vertrauten Freunden dermaßen, daß man an seiner Rede wohl merkte, er hoffe nicht mehr heimzukehren *)." Der Umstand, daß sein Pferd beim Aufsteigen einige Schritte rückwärts ging, ward von den ängstlichen Freunden als üble Vorbedeutung gefaßt **). Als der Angriff der Feinde begann, und Zwingli in der vordersten Reihe stand neben den Tapfersten, da sprach zu ihm Leonhard Burkhard: „Es wird uns ein bitteres Gericht vorgesetzt. Meister Ulrich! wer soll es essen ***)?" „Ich," versetzte Zwingli, „und mancher Bidermann, der hier in Gottes Hand steht, dessen wir lebend und todt sind." — Auch sonst er-

---

*) Bullinger bei Hottinger VII. S. 372.

**) Hottinger a. a. O. bringt eine Parallele aus dem Leben Mungo Parks bei, dessen Pferd beim Antritt seiner zweiten Reise nach Afrika ebenfalls strauchelte, worin Walter Scott eine üble Vorbedeutung sah. Es ließe sich auch etwas eben so Frappantes aus dem Leben Napoleons anführen, dessen Pferd gleichfalls strauchelte und ihn abwarf vor dem Uebergang über die Memel. Vergl. Ségur, histoire de Napoléon et de la grande armée. T. I. p. 142. „Une voix s'écria, ceci est d'un mauvais présage, un Romain acculerait."

***) „Meister Ulrich, wie gefällt euch die Sache? sind die Rüben gesalzen? wer will sie ausessen?" Rüscheler S. 221.

munterte er nebst dem Hauptmann Lavater die Umstehenden: „Bidreben Leute," sprach er, „seid tröstlich und fürchtet euch nicht. Müssen wir gleich leiden, so ist die Sache doch gut. Befehlet euch Gott, der kann unser und der Unsrigen pflegen. Gott walte über sie!" — Nun ging es an einen harten Kampf. Mit Steinen ward, wie mit Waffen, gekämpft nach alter Schweizersitte. Ein solcher Steinwurf streckte Zwingli zu Boden, als er eben in der Nähe eines Birnbaumes einem Niedersinkenden Worte des Trostes einsprach. Noch auf den Knien sich haltend, rief er aus: „den Leib können sie zwar tödten, doch die Seele nicht," und fiel dann rücklings mit zusammengefalteten Händen und gen Himmel gerichteten Augen nieder *). Seine Lippen bewegten sich im stillen Gebete. In dieser Lage trafen ihn mehrere Altgläubige und fragten ihn, ob er beichten wolle und einen Priester begehre; auch ermahnten sie ihn, die Heiligen anzurufen. Zwingli aber schüttelte den Kopf. „So stirb denn, hartnäckiger Ketzer! rief der entrüstete Hauptmann Vockinger **) von Unterwalden, und gab ihm den Todesstreich. — Mögen auch die Berichte im Einzelnen über Zwingli's Hinschied abweichen, er starb den Tod des Helden und ward unter den Helden gefunden; denn von Zürich allein deckten 600 die Wahlstatt, unter ihnen die aus den edeln Geschlechtern der Escher und Meiß. Zwingli soll noch im Tode ein frisches, farbiges Aussehn gehabt haben, gerade wie er es auf der Kanzel zu haben pflegte, wenn er am eifrigsten predigte. Thränen flossen aus den Augen der ihn erkennenden Freunde. Rohe Schadenfreude malte sich zum Theil auf dem Angesicht der Gegner; doch machten mehrere derselben eine würdige Ausnahme. Hans Schönbrunner, ehemals Conventherr zu Kappel, konnte sich der Thränen nicht enthalten. „Welcher auch," sprach er, „dein Glaube gewesen, ich weiß, daß du ein redlicher Eidgenosse warst. Gott sei deiner Seele gnädig." — Ungestüm verlangten die Wildesten die Zerstücklung des Leichnams. Schultheiß Golder und Ammann Thos von Zug entgegneten: „Lasset die Todten ruhen, noch sind

---

*) Nach andern fiel er mit dem Gesicht auf die Erde.
**) Andere schreiben Fuchinger.

wir nicht am Ende. Gott wird richten!" Solche Stimmen der Mäßigung wurden aber überhört. Ein Ketzergericht ward über der Leiche gehalten. Sie ward durch den Scharfrichter von Luzern vervierttheilt, verbrannt und die Asche mit Schweinsasche vermischt. Doch das Herz ward gerettet. Thomas Plater soll es aus den Flammen erhascht und als ein Heiligthum seinem Freunde Myconius nach Zürich gebracht haben. Daß dieser aber, der bald darauf nach Basel ging, es daselbst in den Rhein geworfen, um es nicht zu einem Gegenstand abergläubischer Reliquienverehrung zu machen, würde, wenn es anders Grund hätte, mehr ein Beweis des großen Eifers, als zarter Freundschaft sein. Doch zum Glück ist die Geschichte nicht verbürgt *).

Wenn die Anhänger des alten Glaubens in der Niederlage Zwingli's ein gerechtes Gericht Gottes sahen, wer will es ihnen verdenken? Aber daß Luther bei der Nachricht von diesem Hinschied in denselben Ton einstimmte, muß uns verletzen **). Nicht das, daß Zwingli eben die Sache mit dem Schwert zu vertheidigen schien, die Luther mit dem Wort allein vertheidigt wissen wollte, war sein Hauptargument (Dieß hätte sich allenfalls rechtfertigen lassen bei der so verschiedenen Gesinnungsart beider Männer hierüber). Nein! eine eigentlich positive Strafe Gottes sah Luther in dem Tode Zwingli's, der Ketzerei vom Abendmahl wegen. Und das giebt seinem Urtheil etwas Gehässiges, wahrhaft Unprotestantisches, das mit seiner sonstigen Gesinnung in offenbarem Widerspruch steht. Es ist ein Flecken in dem Bilde, den wir so gern verwischen möchten und nicht können. Wohlan, so diene er uns zur Demüthigung und zur Warnung, damit wir nicht in denselben Fehler verfallen, sondern bei jeder Versuchung, die Schicksale der Menschen nach ihren religiösen Meinungen zu beurtheilen, uns der Worte des Apostels erinnern: „wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest; jeder steht und fällt seinem eigenen Herrn."

---

*) Vergl. darüber Myconius selbst de vita et obitu Zwinglii am Schluß.

**) Siehe die Briefe bei de Wette IV. Nr. 1429. 30.

Ein gleiches Schicksal mit Zwingli hatte auch der biedere Comthur Schmidt, der neben seinen 13 Kützenachtern gefunden ward; doch ward seiner Leiche eine würdige Bestattung durch Freundes Sorge*). Und ach! die vielen andern, die als Opfer fielen, wer vermag sie zu zählen? Auch Hieronymus Botanus, der treueifrige Gehülfe Oekolampads, kam in einem folgenden Gefechte um. So noch viele andere.

Sie überheben mich wohl gern einer weitern Beschreibung des Gefechtes am Gubel, das den folgenden Tag stattfand, als die Hülfsschaaren der Reformirten angelangt waren. Es würde eine solche Erzählung um so weniger erbaulich ausfallen, als wir es nicht verhehlen dürfen, daß die Vorfälle eben nicht den Reformirten zur Ehre gereichen. Unordnung im Heere, Mangel an Kriegszucht, Lust zur Plünderung, die von den Bernern am Kloster Muri befriedigt ward, alles dieß macht uns nicht den Eindruck eines für die Güter der Religion, für die Sache Gottes streitenden Heeres, während die Altgläubigen doch wenigstens für ihre Heiligen, für ihren Heerd und Altar kämpften. Aber so sollte es ja auch kommen. Es sollte sich, freilich auf traurige Weise, den Gemüthern fühlbar machen, daß die Sache der Wahrheit nicht durch rohe, materielle Gewalt, die Sache des göttlichen Menschensohnes sich nimmermehr durch das Schwert Gideons ausmachen lasse. In Zwingli's Schicksal aber und seinem Heldentod sehen wir etwas Hochtragisches, wenn wir nämlich mit diesem Ausdruck das bezeichnen wollen, daß auch je der Edelste und Beste durch verhängnißvolle Umstände zu Unternehmungen fortgerissen werden kann, die über das Gebiet der Berechnung hinausgehen, und dessen Folgen er somit nicht verantworten kann. Es war, wenn Sie wollen, ein Irrthum, wenn Zwingli mit dem Schwerte es zu zwingen hoffte, wo Luther nur aufs Wort baute. Aber es war ein großartiger Irrthum, und dieser Irr-

---

*) „Oswald Sägesser, Conventual von Küßnacht, der auch das göttliche Wort verkündete, ließ seinen Leichnam von der Wahlstatt nach Küßnacht führen, wo er in der St. Niklauscapelle im Beinhaus begraben worden." Zürch. Neujahrsbl. S. 14. — Bullinger schreibt von ihm: „Dieser Conrad Schmid ist ein frommer Mann gsyn, hat „viel zu der Reformation geholfen, wie man in allen Aktis sehen „mag" u. s. w.

thum, der einer heiligen Begeisterung für Recht und Wahrheit sich beigesellt, ist immerhin verzeihlicher und steht unendlich höher, als die feine Erasmische Klugheit, welche der Gefahr von weitem aus dem Wege zu gehen versteht. Auch war ja Zwingli's Stellung eine andere, als die Luthers, sie war eine doppelte, die als Reformator und als Republicaner.

Welchen Eindruck die Nachricht von dieser Niederlage in Zürich gemacht, brauche ich nicht zu schildern. Wem die Wunde noch blutet von ähnlichen Eindrücken der Gegenwart, dem braucht man ein solches Gemälde nicht mit lebhaften Farben aufzutragen. Ich sage nichts von denen, die unter den Erschlagenen ihre Väter, ihre Gatten, ihre Söhne, ihre Brüder beweinten, nichts von Zwingli's Wittwe, deren mehrfachen schmerzlichen Verlust ich schon früher erwähnt habe*). Aber wenn zu allen diesen Uebeln noch als ein schmerzliches Gefühl das des Verkanntwerdens hinzukommt, wenn zu dem erlittenen Schaden noch die Vorwürfe kommen über Dinge, welche abzuwenden doch nicht allein in des Menschen Macht stand, dann ist der Schmerz über das Erlittene doppelt groß. Und so war es in Zürich nach der Schlacht bei Kappel. Jetzt wurden die Maßregeln der Regierung aufs bitterste getadelt, jetzt über Zwingli und die Prediger gescholten, welche das Volk mit ihren Reden fanatisirt und zu gewagten Schritten verleitet hätten, und mancher, der vielleicht früher selbst am meisten sich darüber aufgehalten, daß man nicht schon länger kräftigern Muth entwickelt, redete jetzt von Tollkühnheit, und wollte das böse Ende vorausgesehen haben, das die Sache genommen. Mancher aber begrub den Schmerz in seine Brust, und glaubte dadurch wohl am ehesten das Andenken der Gefallenen zu ehren, wenn er, treu der evangelischen Wahrheit und ihr gemäß, sich demüthigen lerne unter die gewaltige Hand Gottes.

Von beiden Seiten war man eines Krieges, in welchem, wörtlich genommen, Brüder gegen Brüder stritten **), müde geworden; der Winter brach ein und machte beiden Theilen das

*) Siehe die 19. Vorlesung.
**) So die beiden Göldli.

längere Weilen im Felde zur Last. Und so ward denn den 16. Nov. auf dem Hofe zu Teynikon im Zugergebiete ein abermaliger Religionsfriede geschlossen, dessen einzelne Bedingungen wir hier nicht weiter verfolgen können. Die Hauptbedingung war gegenseitige Duldung. Ueber die Kriegskosten erging ein schiedsrichterliches Urtheil*).

Wir erwähnen bloß noch, als eines dumpfen Nachhalles dieser kriegerischen Scenen, der Unruhen in Solothurn. Diese Stadt hatte, wie wir früher gesehen haben, der Mehrzahl nach, sich zum katholischen Glauben gehalten; doch hatte sich in ihr eine nicht unbedeutende reformirte Partei aufgethan und es dazu gebracht, daß ihr ein Wochengottesdienst in der Barfüßerkirche bewilligt und in derselben Bilder und Zieraten weggethan wurden. Auch ward Berthold Haller auf einige Zeit von Bern hinberufen und ein Religionsgespräch eingeleitet. Als aber aus Angst über diese Neuerungen das Bild des heiligen Ursus zu schwitzen anfing, sahen die Altgläubigen in diesem Kunstgriffe der Priester ein Wunder, und faßten nur um so ernstere Entschlüsse, der Ketzerei zu steuern. So standen die Sachen beim Ausbruch des Krieges. Auf dem Lande war großer Anhang des evangelischen Glaubens. Von daher und auch aus der Stadt waren den Reformirten Hülfstruppen nach Kappel geschickt worden. Die fünf Orte verlangten nun nach dem Frieden entweder, daß Solothurn 800 Kronen an Kriegskosten bezahle, oder den reformirten Gottesdienst da wieder abstelle, wo er eingeführt sei. Die Katholiken wählten natürlich das Letztere, und so ward denn Anstalt gemacht, die Anhänger des neuen Glaubens mit Gewalt aus Solothurn zu vertreiben. Schon kam es dahin, daß die Katholischen mit geladener Kanone sich vor das Haus pflanzten, in welchem die Reformirten ihre Zusammenkünfte hielten. Da stellte sich Schultheiß Niklaus Wengi vor die Mündung derselben, mit den Worten: „Soll Bürgerblut fließen, so fließe meines zuerst.“ Diese entschlossene That machte gewaltigen Eindruck. Der Kampf der Waffen unterblieb; aber die reformirte Partei unterlag auch hier; wie denn überhaupt vom Tage der

---

*) Das Weitere siehe bei Hottinger a. a. O. S. 422. ff.

Kappeler Schlacht an eine nicht unbedeutende Reaction in verschiedenen Gegenden des Schweizerlandes eintrat.

Unter diesen schwierigen Verhältnissen trat Heinrich Bullinger als Antistes der Zürcherischen Kirche und als Nachfolger Zwingli's an die Spitze der reformirten Angelegenheiten in der deutschen Schweiz. — Auch unser Oekolampad machte einem Nachfolger Platz. Der Tod seines Freundes Zwingli hatte ihn, den Vielbeschäftigten, so gewaltig angegriffen, daß seine ohnehin zerrüttete Gesundheit einen harten Stoß erlitt. Eine bösartige, entzündliche Krankheit *) beschleunigte sein Ende. Dieses war seines Lebens würdig. Nachdem er die Prediger der Stadt zu sich berufen und sie ermahnt hatte, der Sache Christi treu zu bleiben und in Liebe und Vertrauen den Sieg derselben zu erflehen, nachdem er seine Hände segnend auf seine Kinder gelegt und im Gebete seine Seele Gott und dem Erlöser empfohlen, entschlummerte er sanft, als eben die Morgenröthe den jungen Tag begrüßte. Die zehn Amtsbrüder knieten mit gen Himmel gehobenen Händen um sein Bette. „Herr Jesu Christe, hilf mir aus!" war sein letztes Wort. Er starb den 21. Nov. **) 1531 in einem Alter von 49 Jahren. Sein Grab ist im Kreuzgang des Münsters, neben dem des Bürgermeisters Jacob Meier und des Simon Grynäus. Abgeschmackte Mährchen wurden von gegnerischer Seite über seinen Tod verbreitet ***), und leid muß es thun, wenn Luther auch diesen Gehör schenkte. An die Stelle Oekolampads trat nun Oswald Myconius (Geißhäuser) von

---

*) Ueber die Natur derselben (Anthrax in osse sacro), weit mehr aber noch über seinen schönen, christlichen Hinschied ist der Brief seines Freundes und Amtsgenossen Simon Grynäus an Wolfgang Capito zu vergleichen, als der Bericht eines Augenzeugen, de vita et obitu Oecolampadii in der Vorr. zur Ausg. von Oekolampads Commentar zum Ezechiel (Argent. 1534.) in 4° und in den Epp. Zwinglii et Oec.

**) Weder Grynäus a. a. O., noch die 1542 verfertigte Grabschrift geben den Todestag an. Ich bin Tonjola in seiner Basilea sepulta p. 14. gefolgt, an den sich auch Wurstisen u. Beck anschließen. Ochs, Heß u. Burckhard nennen den 23. Nov. Die Athenae rauricae, der Reformationsalmanach und die meisten deutschen Schriftsteller bezeichnen den 1. December.

***) Eine Luzerner Handschrift erzählt, er habe, vermuthlich aus Gram über den Ausgang der Kappeler Schlacht, Hand an sich gelegt, und der alberne Cochläus streute aus, daß ihn der Satan geholt habe.

Luzern, den wir als den Freund Zwingli's und den Gönner Thomas Platers bereits in Zürich kennen gelernt haben. Unter ihm ward die Confession eingeführt und das Baselsche Reformationswerk überhaupt consolidirt, wovon bereits schon einiges in einer frühern Stunde erwähnt worden.

Nach dem Tode so bedeutender Männer, wie Zwingli und Oekolampad, und nach den traurigen Erfahrungen, welche die reformirte Kirche in der Schweiz gemacht hatte, trat für sie eine eigene Epoche schwerer Prüfung ein. Von der alten Kirche abgerissen, stand sie noch immer in eigener Stellung zur Lutherischen Schwesterkirche in Deutschland. Auch von ihr mußte sie den Vorwurf der Ketzerei hinnehmen und sich zusammengestellt sehen mit den Wiedertäufern und Schwärmern, deren Treiben sie doch eben so wenig billigte. Noch immer wurden zwar Versuche gemacht, die Getrennten zu nähern, und besonders war es der Straßburgische Reformator Martin Bucer, den wir, unterstützt von dem Landgrafen Philipp von Hessen und befreundet mit den ausgezeichnetsten Theologen und Kirchenvorstehern Deutschlands und der Schweiz, alles daran setzen sehen, seine Zeit, seine Ehre, seinen guten Namen (denn viele beschuldigten ihn der Zweideutigkeit), um den Stein des Anstoßes zu heben, der die Verbindung mit den Lutheranern hinderte. Aber alles ohne sonderlichen Erfolg. Wenn auch Luther hie und da sich geneigt zeigte, einzulenken, wie aus einem noch von ihm vorhandenen Briefe an den Bürgermeister Jac. Meier von Basel hervorgeht (1537) *), so war es doch, als ob ein böser Dämon immer wieder neue Mißverständnisse dazwischen trüge, und es war daher höchst nöthig, wenn die reformirte Kirche nicht als ein vom Stamme gerissener Zweig verdorren sollte, daß ihr eine Persönlichkeit geschenkt wurde, die im Stande war, sie zusammenzuhalten, und die durch den Tod Zwingli's und Oekolampads eingetretenen Lücken auszufüllen. Doch ehe wir diese bestimmtere Gestaltung der reformirten Kirche betrachten, die ihr durch Calvin wurde, müssen wir nur kurz die weitern Schicksale der deutschen Reformation anführen.

---

*) Bei de Wette Bd. V. Nr. 1760.

Auf dem Nürnberger Reichstage von 1532 wurde den Protestanten die Religionsfreiheit in einem etwas weitern Maße zugestanden, als sie es früher auf andern Reichstagen hatten erreichen können. Die Abwesenheit des Kaisers in Spanien und mehreres andere kam hinzu, dem Protestantismus günstigere Aussichten zu öffnen. An die Stelle des verstorbenen Kurfürsten, Johann des Beständigen, trat sein Sohn Johann Friedrich, der indessen mehr durch schöne Anlagen des Gemüths und guten Willen, als durch große Geistesgaben, wie eine solche Zeit sie erfordert hätte, ausgezeichnet schien. Bald darauf starb auch der Papst Clemens VII., und Paul III. ward sein Nachfolger. Jetzt wurde immer mehr von dem zu erwartenden allgemeinen Concil geredet, auf welchem die Streitigkeiten ihre endliche Beilegung finden sollten. Allein die Protestanten hatten bereits im Kampfe mit dem alten System die Ueberzeugung gewonnen, daß auch die Mehrheit der Bischöfe hier nichts entscheiden könne gegen das klare Wort Gottes. Zu dem wollte ihnen nicht gefallen, daß das Concil in Mantua, somit in Italien, dem Sitze der päpstlichen Macht, stattfinden sollte. Sie erwarteten überhaupt nichts Gutes mehr von der Gegenpartei, und nahmen immer eine mißtrauischere Stellung ein. In Schmalkalden hatte sich ein Bund der protestantischen Fürsten gebildet. Hier wurden auch, als Ergänzung zur Augsburger Confession, neue Artikel des Glaubens, die sogenannten schmalkaldischen Artikel, verfaßt, die in einer noch stärkern Sprache (sie waren von Luther) die päpstlichen Mißbräuche rügten, als es in der Augsburger Confession geschehen war. Papst und Kaiser pflogen jetzt Unterhandlungen durch ihre Abgeordneten an den schmalkaldischen Bund. Dem Kaiser schien es besonders dießmal Ernst zu sein mit Herstellung des Friedens. Aber sein Zweck ward nicht erreicht. Auch die angestellten Religionsgespräche schlugen fehl. Unterdessen gewann der Bund an Stärke, und nicht von geringer Bedeutung war für die Protestanten der Tod ihres bisherigen Erzfeindes, Herzog Georgs von Sachsen, an dessen Stelle nun, freilich wider den Willen des Verstorbenen, sein protestantisch gesinnter Bruder Heinrich und bald darauf dessen Sohn, der berühmte Moritz, trat. Einzelne Vorfälle in Deutschland, welche dem schmalkal-

dischen Bunde oder einzelnen Gliedern desselben Anlaß zu Intervention gaben, wie die Angelegenheiten Würtembergs und Braunschweigs, erhöhten den Muth der Protestanten und das Vertrauen auf ihre bewaffnete Macht. Aber in dem Maße, als dieses Vertrauen zunahm, schwand der ursprüngliche Geist der Reformation aus ihren Bestrebungen. Mögen diese nun auch aus den Verhältnissen gerechtfertigt werden, uns, die wir nur den reformatorischen Geist vom christlichen Standpuncte aus betrachten wollten, gehören sie nicht mehr an. Wohl aber sieht sich eben jetzt unser Auge um nach dem einen, von dem die ganze Bewegung ausgegangen war. Wohl fragen wir, wie ging es Luthern? und was sagte er dazu? O seht ihn, da steht er mitten in diesen Stürmen, wie der Hausvater, der im eigenen Hause sich fremd zu fühlen anfängt, wenn rohe Krieger in dasselbe eindringen, sich der besten Räume des Hauses bemächtigen und den Besitzer in einen abgelegenen Winkel zurückdrängen, in dem seine Seufzer über die schweren Zeiten verhallen. Ja, es war ihm recht unheimlich geworden, dem Vater Luther, unter dem neuen Geschlecht, und öfter sehnte er sich, aus diesem Leibe zu gehen, ehe die Flamme des Religionskrieges, die unter der Asche glimmte, vor seinen Augen hell aufschlagen und das Dach des Hauses ergreifen sollte. Gott erhörte sein Flehen, und, „als ob er ihn hätte flüchten wollen“*), erwies er ihm die Gnade, ihn vier Monate vor Ausbruch des Krieges zu sich zu nehmen in die ewigen Wohnungen des Friedens.

Wir haben bisher dem Manne so sehr unsere Aufmerksamkeit geschenkt und uns von seiner Persönlichkeit ein so eindringliches Bild, als möglich, zu machen gesucht, daß wir ihn auch in seinen letzten Lebenstagen und im Tode noch mit der gehörigen Ruhe betrachten wollen.

Häufige Krankheitsfälle hatten Luthers Körperkraft bedeutend erschüttert; dazu kamen nicht wenige Leiden der Seele, die ihm der Gang der Dinge in der Kirche Christi verursachte. Unter allen diesen Anfechtungen bewahrte er sich aber fortwährend jene Glaubensfreudigkeit und jenen kindlichen Sinn, die wir während

---

*) Nach Spittlers Ausdruck. Kirchengesch. 2. Ausg. S. 376.

seines Lebens an ihm bewundert haben. Ja, wenn eine allzugroße Heftigkeit den Luther der mittlern Jahre hie und da entstellt, so sehen wir im Alter eine gewisse Weichheit des Gemüthes überhand nehmen, die oft in wehmüthige Klage sich ergießt, und die ihm dann neben seinen Schroffheiten, die er gegen einzelne Gegner, z. B. die Sacramentirer, niemals ablegte, wieder etwas überaus Mildes und Liebliches, ja fast Verklärtes giebt, das uns mit seinen üblen Stimmungen bald wieder versöhnt. Diese Weichheit schlug sogar oft in einen augenblicklichen Lebensüberdruß über, der jedoch bald wieder dem höhern Vertrauen wich. So schreibt er zu Anfang Januars 1546 an einen Freund *): „Ich alter, abgelebter, fauler, müder, kalter und nun auch ein„äugiger Mann schreibe an euch, und da ich gehofft, man solle „mir abgelebtem Mann nunmehro, und wie mich dünkt, höchst „billig Ruhe gönnen, so werde ich dermaßen überhäuft mit Schrei„ben, Reden, Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehan„delt, geschrieben, geredt und gethan hätte. Aber Christus (so „ermannt er sich freudig wieder) ist mir alles in allem, der es „thun kann und auch thut. Er sei gelobet in Ewigkeit." „Ich „habe," sagt er an einem andern Orte, „die Welt satt, und die „Welt meiner, sind also leicht zu scheiden, wie ein Gast die „Herberge quittiret."

Noch in demselben Monat des Januars 1546 ward er in einer Angelegenheit der Grafen von Mansfeld nach Eisleben berufen. Es waren weltliche Händel, die Bergwerke betreffend, allein auch hier sollte der Mann Gottes als Schiedsrichter auftreten zwischen den entzweiten Brüdern. Seine Reise, die er mit drei Söhnen antrat, war, da die Gewässer ausgetreten, sehr gefahrvoll. Auf der Ueberfahrt über die Saale wäre er beinahe ertrunken, worüber er indessen in den Briefen an seine Gattin und an seine Freunde heiter scherzte, und als die treue Käthe sich fortwährend für seine Gesundheit besorgt zeigte, machte er ihr darüber theils scherzhafte, theils ernste Vorwürfe **). Die

---

*) An Johann Propst zu Bremen, bei de Wette Bd. VI. S. 2310., bei Keil S. 251.

**) Vergl. die köstlichen Briefe bei de Wette Bd. VI. Nr. 2312. 2315. 2317. 18. 2320. 22.

Sorgen der Gattin waren aber nicht so vergeblich, als Luther meinte. Die Reise bei schlechter Witterung hatte ihm eine starke Erkältung zugezogen, so daß sich seine alten Uebel wieder einstellten. Dabei arbeitete er unausgesetzt fort, nicht nur in dem von den Fürsten ihm übertragenen Processe, sondern auch noch in kirchlichen Angelegenheiten, und predigte zu dem vier Mal mit krankem Leibe. Mittwochs den 17. Febr. nahm seine Krankheit merklich zu, und Gedanken des nahen Scheidens drängten sich vor seine abgearbeitete Seele. „Wie?" sprach er, „ich bin hier zu Eisleben getauft, wenn ich auch hier bleiben sollte?" Ueber Tisch redete er viel von Tod und Unsterblichkeit, und ob die Abgeschiedenen in einem andern Leben sich wieder kennen würden. Bald darauf stellten sich die Bangigkeiten ein, welche ihm keine Ruhe im Bette ließen, so daß er abwechselnd bald auf einem Ruhebette sich niederließ, bald im Zimmer auf und ab ging. Das Reiben mit warmen Tüchern, das er öfter schon angewendet hatte, brachte ihm nur einige Erquickung. Die Aerzte wurden herbeigerufen. Graf Albrecht von Mansfeld kam mit der Gräfin herbei und brachte lindernde Mittel. Eben so schickte die sorgsame Gattin Arzneien aus Wittenberg. Die Freunde Jonas und Cölius standen, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, an seinem Lager und beteten mit ihm. „Mein himmlischer Vater," also lauteten seine Worte, „ewiger und barmherziger Gott! du hast mir deinen lieben Sohn, unsern Herrn Jesum Christum, offenbaret; den hab' ich gelehrt, den hab' ich bekannt, den lieb' ich und ehr' ich für meinen lieben Heiland und Erlöser, welchen die Gottlosen verfolgen, schänden und schelten. Nimm meine Seele zu dir." Dreimal hinter einander sprach er dann: „Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geist. Du hast mich erlöset, du treuer Gott!" worauf er anfing stille zu sein. Man rüttelte, rieb, kühlte ihn, aber er antwortete nicht. Endlich bog sich sein Herzensfreund Jonas über ihn hin und rief ihm laut zu: „Ehrwürdiger Vater! wollt ihr sterben auf die Lehre, wie ihr sie gepredigt habt?" worauf er noch mit starkem „Ja" antwortete und bald darauf seinen Geist aufgab. Er verschied Abends 4 Uhr den 18. Febr. 1546, im 63. Jahre seines Alters. Sein Geist wird ewig leben in der Geschichte seines Volkes, seiner

Kirche, in der Geschichte der Menschheit. Wenn es aber in der Natur des Menschen liegt, auch die entseelte Hülle des Entschlafenen mit der Ehrfurcht zu behandeln, die wir ihrem Geiste schuldig sind, so dürfte auch noch davon etwas weniges gesagt werden, wie es mit Luthers Bestattung gehalten worden, dem wir dann noch einiges über die Schicksale seiner Hinterlassenen beifügen wollen. Die Fürsten hielten es für eine Ehrensache, den großen Todten bei sich zu haben, und machten sich das Recht seines Begräbnisses streitig. Gern hätten ihn die Grafen von Mansfeld in Eisleben behalten, wo er auch geboren und getauft war. Allein Kurfürst Joh. Friedrich von Sachsen gab dieß nicht zu. Wittenberg, der Ort seines Wirkens und Kämpfens, sollte auch seine Ruhestätte werden. So wurde also die Leiche, nachdem sie unter feierlichen Ceremonien war ausgestellt worden, in einem zinnernen Sarge, unter einer Bedeckung von 45 Reitern, die Grafen von Mansfeld an deren Spitze, nach Wittenberg abgeführt. Ueberall, wo der Zug durchkam, zeigte sich die größte Theilnahme. Die Glocken wurden geläutet, Processionen kamen entgegen, Sterbelieder wurden unter häufigem Schluchzen mehr geweint, als gesungen. Oft mußte der Leichenwagen still halten, des Gedränges wegen. In Halle besonders war großer Zudrang. Aber über alles feierlich war der Empfang der Leiche in Wittenberg selbst. Bei dem Elsterthore, demselben, vor welchem er einst die Bulle verbrannt hatte, standen Rector und Professoren der Universität, der Rath und die ganze Bürgerschaft, dazu die Abgeordneten des Kurfürsten und viele Fürsten und Herrn, die zu Wittenberg studirten. Diese alle gaben ihm das Geleite nach der Schloßkirche. Auch die betrübte Gattin, die auf einem schlechten Wägelein fuhr, folgte mit den Söhnen dem Sarge. Doctor Bugenhagen hielt die Leichenrede, konnte aber nicht zu Ende kommen, Thränen erstickten seine Worte. Melanchthon hielt eine lateinische Rede. Nahe bei der Kanzel, auf der Luther gelehrt hatte, ward der Sarg von Magistern der Universität in die Gruft gesenkt. — Als Kaiser Karl V. später nach dem Schmalkaldischen Kriege als Sieger in Wittenberg einzog, wollten die Feinde Luthers ihn bereden, die Leiche wieder ausgraben und sie schimpflich verbrennen zu lassen. Aber

Karl sprach das fürstliche Wort: „nur mit den Lebenden führe ich Krieg, lasset die Todten ruhen!“ — Hingegen war eben dieser traurige Ausgang des Schmalkaldischen Krieges für die hinterlassene Wittwe Luthers äußerst drückend. Sie mußte Wittenberg verlassen und floh nach Leipzig, wo sie dem äußersten Mangel ausgesetzt war und Kostgänger hielt, um ihr Leben zu fristen. Melanchthon nahm sich der Verlassenen, so gut er konnte, als treuer Freund an. Später kehrte sie dann wieder nach Wittenberg zurück; als aber die Pest daselbst ausgebrochen war, 1552, und sie mit ihren Kindern nach Torgau wollte, hatte sie auf der Reise einen Unfall, der ihr Ende beschleunigte. Die Pferde wurden scheu, sie stürzte aus dem Wagen, fiel in eine Pfütze, und zog sich durch Schreck und Erkältung eine Krankheit zu, an der sie bald nachher starb. Sie wurde ebenfalls unter großen Ehrenbezeigungen in der Torgauer Pfarrkirche begraben.

Nur noch ein Wort über Luthers Nachkommen. Luther hinterließ vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter (Mehrere waren ihm früher gestorben). Die drei Söhne theilten sich in die drei Facultäten, der älteste, Johann, studirte die Rechte, der zweite, Martin, die Theologie, der dritte, Paul, die Arzneiwissenschaft, und wurde Leibarzt am sächsischen Hofe. Dieser allein hat den männlichen Stamm Luthers fortgepflanzt, welcher sich bis aufs Jahr 1759 erhalten hat.

So haben wir heute die drei großen Männer, die bisher uns vorzüglich beschäftigten, Zwingli, Oekolampad, Luther, ihre irdische Laufbahn beschließen sehen. Ein anderes Geschlecht wächst vor unsern Augen auf. Einsam steht Philipp Melanchthon unter diesem Geschlechte von Theologen, das wohl nach Luthers Namen sich nennt, aber dessen Geist nicht immer begriffen hat. Streitigkeiten nehmen im Innern der Kirche überhand, während die Stürme des schmalkaldischen Krieges von außen wüthen. Verkannt von vielen, mit Undank gelohnt von blinden Eiferern unter seinen Schülern, oft auch mit sich selbst im Zwiespalt, sehnte er sich nach Ruhe. Er sollte indessen ausharren, und erst, nachdem die ärgsten Stürme vorüber waren, ward ihm diese Ruhe zu Theil. Melanchthon starb den 19. April 1560.

Aber noch nicht ist ausgestorben das Geschlecht der Reformatoren. Noch mit einem Manne haben wir uns jetzt bekannt zu machen, der an der Grenze des eigentlichen Reformationszeitalters steht, der aber eben da, als es der Lutherischen Kirche an kräftigen Männern fehlte, der reformirten Kirche einen neuen Schwung gab, und der eine Schule gründete, die mächtig auch auf das Ausland gewirkt hat. Johann Calvin ist es, der gewöhnlich neben Luther und Zwingli als der dritte genannt wird von den Heroen der Reformation, und dessen Bild wir noch ins Auge zu fassen haben, ehe wir sagen können, daß unsere Aufgabe vollendet sei.

Jean Chauvin (Johannes Calvinus) *) ist geboren den 10. Juni 1509 zu Noyon in der Pikardie. Sein Vater Gérard, nicht reich, aber ziemlich bemittelt, suchte ihm eine gute Erziehung zu geben. Mit den Söhnen des Hauses Montmort, dem sein Vater befreundet war, ging er nach Paris, wo er den Grund zu seinen Studien legte. Obwohl frühzeitig zum Geistlichen bestimmt, schien der junge Calvin anfänglich mehr Lust zur politischen Laufbahn zu haben, weßhalb er mit Bewilligung seiner Eltern sich dem Studium der Rechte widmete, das er auf den berühmten Schulen von Orleans und Bourges mit Eifer betrieb. Doch eigene Schicksale führten ihn wieder zur Theologie zurück. In Bourges hatte er einen Deutschen kennen gelernt, Melchior Wolmar, der als Professor der griechischen Sprache zugleich auch mit den neuen theologischen Forschungen bekannt war, und seinen Freund in ein genaueres Studium der Bibel hineinzog. Calvin gewann jetzt an diesem Studium der heiligen Schrift immer mehr Geschmack, und als er wieder nach Paris zurückgekehrt war, widmete er sich nun ausschließlich der Theologie, wozu er sich jedoch durch gründliches Sprachstudium vorbereitete. Wir haben schon früher bemerkt, daß sich unter dem Schutze der Königin von Navarra auch in Frankreich einige Anhänger der gereinigten Lehre des Evangeliums aufhielten,

---

*) Vergl. Bretschneider im Reformationsalmanach 1821. Eine ausführliche Monographie von Hrn. Pastor Henry in Berlin ist angekündigt; ob seither erschienen, weiß ich nicht.

wiewohl unter vielfachen Gefahren. Mit solchen wurde auch Calvin bekannt. Allein die gegen die Protestanten ausgebrochenen Verfolgungen nöthigten ihn, Paris und endlich Frankreich zu verlassen, und auch hier war es unser Basel, wo schon 10 Jahr früher Farel eine Aufnahme gefunden, das auch 1534 Calvin bei sich aufnahm. Hier war es, wo der junge 27jährige Theolog sein gelehrtes Werk über die christliche Religion (Institutio religionis christianae), das zugleich in seiner Vorrede an Franz I. eine Vertheidigung des Protestantismus enthielt, und das mit Recht einem ähnlichen Werke Melanchthons (loci theol.) an die Seite gesetzt zu werden verdient, ausarbeitete. Von Basel, wo er zugleich mit Grynäus und Capito Freundschaft geschlossen, begab er sich nach Italien an den Hof der Königin Renata von Ferrara, welche, wie früher bemerkt, den Protestanten geneigt war. Er hoffte hier einiges für das Schicksal seiner Glaubensbrüder in Frankreich auszuwirken, da die Herzogin, eine Tochter Ludwigs XII., die Schwägerin des regierenden Königs, Franz I., war. Allein auch von hier vertrieben, wollte er wieder nach Basel zurückreisen, und nahm seinen Weg durchs Savoyische über Genf. Hier wurde er 1536 von seinen Freunden Farel und Viret festgehalten, die es ihm zur Gewissenssache machten, von nun an mit ihnen gemeinsam das Werk der Reformation in eben dieser Stadt zu vollenden. Kein Sträuben half. Calvin wollte die Studien vorschützen; aber Farel erklärte ein Streben nach wissenschaftlicher Ausbildung, das sich in wichtigen Momenten dem Dienste der Kirche entziehen will, für Hochmuth, Feigheit und Selbstsucht. Dieß wirkte. Calvin erkannte in der Einladung Farels einen Ruf Gottes, und blieb.

Ehe wir indessen die Wirksamkeit Calvins betrachten, müssen wir erst einen kurzen Blick auf die Geschichte der Reformation in der französischen Schweiz und in Genf werfen *).

Sie erinnern sich, daß W. Farel, nachdem er 1524 Basel verlassen, sich nach Aelen (Aigle) begab, das unter Bernischer

---

*) Vergl. hierüber vorzüglich Kirchhofers Leben Farels. Bd. I. S. 166. ff. und Bd. II., und Ruchat, histoire de la Réformation de la Suisse.

Herrschaft stand. Sowohl hier, als in andern Gegenden der französischen Schweiz, namentlich in Neufchatel, Murten, Avenches, Orbe, Granson u. s. w., wirkte Farel in Verbindung mit seinen Freunden zur Verbreitung der Reformation. Selbst etwas von heftigem Charakter, fand er auch heftigen Widerstand. Ueberhaupt zeigt sich uns auffallend in der Geschichte der französischen Schweizerreformation der Unterschied des Nationalcharakters. Wenn es auch in der deutschen Schweiz zu heftigen Ausbrüchen, ja zum eigentlichen Treffen kam, so nahm doch die Leidenschaft der Parteien nie diese tumultuarische Richtung, wie in den Gegenden französischer Zunge. Heftige Schimpfreden, persönliche Mißhandlungen, oft auch Geschrei und Lärm um nichts begegnen uns hier häufiger, und namentlich nehmen auch die Frauen an den Raufereien thätigen Antheil. Wenn auch nicht das gleiche Schauspiel, wie in den kleinern Städten der französischen Schweiz, so zeigt sich uns doch ein ähnlicher heftiger Kampf der Leidenschaften in dem damals schon bedeutenden Genf. Diese Stadt befand sich damals in dem Zustande politischer und kirchlicher Gährung zugleich *). Schon seit langer Zeit gewöhnt an die Kämpfe zwischen den Bischöfen und den Grafen von Genf, zwischen welchen die Bürgerschaft in der Mitte stand, hatte diese, ihrer Mehrzahl nach, sich aufs bestimmteste gegen den Bischof aus dem Hause Savoyen erklärt. An der Spitze der politischen Faction stand ein gewisser Berthelier, und zu gleicher Zeit hatte Franz Bonnirard, Senior zu S. Victor, zuerst die neuern Glaubensgrundsätze vorgetragen, die bei vielen Gemüthern Eingang fanden. Noch bestimmter aber sprach sich die protestantische Richtung aus, seit Farel, in Begleitung seines Freundes Anton Saunier, 1532 dahin gekommen war. Mit Empfehlungen von Bern versehen, suchten sie ein Verband mit den deutsch-reformirten Kirchen der Schweiz zu bewerkstelligen. Allein der Einfluß der bischöflich gesinnten Geistlichkeit war noch zu groß, als daß die weltliche Regierung sie hätte schützen können. Farel und Saunier

*) Vergl. Spon, histoire de Genève. 4 Voll. Genève 1730., und Bretschneider a. a. O. S. 41. ff.

verließen auf einige Zeit die Stadt. Unterdessen aber wirkten Anton Froment und Robert Olivetanus in ihrem Geiste fort. Es kam zu heftigen Bewegungen, unter welchen zuletzt der Bischof die Stadt verließ, über die er den Bann schleuderte. Farel und mit ihm Peter Viret, der nachmalige Reformator von Lausanne, waren unterdessen wieder zurückgekehrt. Nun entwickelt sich derselbe Kampf zwischen dem Alten und Neuen, den wir unter andern Verhältnissen auch anderwärts gesehen haben. Auch hier werden Religionsgespräche veranstaltet, indem ein Doctor der Sorbonne, Furbity, das alte System gegen Farel vertheidigt; auch hier nimmt das Volk einen lebhaften Antheil am Kampfe.

Schon war durch ein Edict vom 27. August 1535 die Genfer Reformation eingeführt, und nur fehlte es noch an deren weiterer Begründung, als eben Calvin dahin kam, mitten in die Gährung hinein. Seine Aufgabe war also nicht sowohl, die alten Mißbräuche anzugreifen, die großentheils schon beseitigt waren, als neue zu verhüten, nicht sowohl, die Reformation einzuführen, als sie zu erhalten. Darin liegt aber auch Calvins eigenthümliche Stellung, daß er nicht sowohl negativ aufräumend, als positiv befestigend verfuhr, so daß, wenn irgendwo das Reformatorische zum Revolutionären in einen schroffen Gegensatz tritt, es bei ihm der Fall ist.

Calvin, um hier sein Bild uns gleich vor Augen zu stellen, war von mittlerer Größe, feinem Wuchse, einem länglichten, blassen, hagern Gesicht, das durch den langen, zugespitzten Bart das Ansehn eines finstern, gespannten Ernstes erhält. Feurige, durchdringende Augen, eine gebogene Nase, eine hohe Stirn passen nicht übel zu dem geistigen Bilde, das Joh. von Müllers Meisterhand uns in folgenden Zügen entwirft *): „Er „hatte den Geist eines alten Gesetzgebers, ein Genie und Eigen„schaften, welche ihm zum Theil unverkennbare Vorzüge gaben „und Fehler, die nur das Uebermaaß der Tugenden waren, ver„mittelst deren er sein Werk durchsetzte. Auch er hatte einen

*) Siehe dessen allgem. Geschichte III. S. 14. und vergl. J. G. Müllers (des Bruders) Reliquien Bd. IV. S. 120.

„unermüdeten Fleiß in standhafter Hinsicht auf einerlei Zweck, „eine unerschütterliche Festigkeit in Grundsätzen und Pflichten in „seinem Leben, und sterbend den Ernst eines altrömischen „Censors.“ — Und in dieser censorinischen Strenge erblicken wir denn Calvin allerdings fortwährend. Wir dürfen bei ihm nicht das deutsche Gemüth eines Luthers suchen, das mitten unter den Kämpfen wieder aufgeräumt ist zu trauten Scherzen, und das bei aller sonstigen Verschiedenheit auch Zwingli mit Luther gemein hat. Verstand und Wille, diese beiden Kräfte der Seele, sind bei ihm durchaus vorherrschend. Dieß zeigt sich auch in seiner religiösen Eigenthümlichkeit. Strenge in den dogmatischen Begriffen und Strenge in den sittlichen Grundsätzen sind die hervorragenden Elemente, während das Gemüthliche bei ihm zurücktritt. Nicht daß wir Calvin das Gemüthsleben absprechen wollten. Aber es war auch hier mehr die verzehrende Flamme eines für Gottes Ehre brennenden Eifers, als die stille Gluth einer sanften Begeisterung, was seinen andächtigen Gefühlen den höhern Schwung zu geben schien. Auch ihm fehlte es nicht an der hohen Macht der Liebe, die sich hin zu geben und zu opfern weiß, — sein ganzes Leben war ja ein beständiges Opfern und sich Aufreiben für andere. Aber wenn der Glaube seiner wahren Natur nach allerdings die Grundlage dieser Liebe ist, so tritt, wie schon früher gezeigt ist, die Glaubensansicht und der mißverstandene Glaubenseifer auch wieder hemmend dieser Liebe entgegen, und es kann sich dann auch in der Denkweise der Hochbegabten eine Härte und Schroffheit des Sinnes erzeugen, die bei sonstigen reichen Anlagen des Geistes und Gemüths etwas doppelt Störendes hat. Und wirklich verletzt Calvins Härte, die er gegen Einzelne bewies, fast noch mehr, als Luthers Starrsinn im Abendmahlsstreite; denn wenn es Luther auch im schlimmsten Falle beim Schelten und Poltern ließ gegen die Andersdenkenden, so nimmt die Heftigkeit Calvins eine schneidende Gestalt an, die den Gegner bis zum Scheiterhaufen verfolgt. Achten Sie es indessen nicht, als ob ich damit ein übles Vorurtheil gegen Calvin erwecken möchte. Wir müssen, um nicht ungerecht zu werden gegen ihn, uns ganz auf den eigenthümlichen Kampfplatz des Mannes und in seine Umgebun-

gen versetzen. Calvin hatte einen schweren Stand. Es war nicht das ruhige, sinnige Volk der Sachsen, noch das der deutschen Schweizer, auf deren mehr oder weniger phlegmatische Natur Calvin wirken sollte, sondern eine leidenschaftlich aufgeregte, von Parteiungen aller Art heftig entzündete, in Gährung gesetzte Masse. Schneller und gewaltiger, als irgendwo, theilte sich bei dem vorhandenen Brennstoff die Flamme der Leidenschaft mit. Calvin stand auf einem unterhöhlten Vulkane; die Lava brannte unter seinen Füßen. Die von ihrer unsittlichen, fanatisch-revolutionären Gesinnung so geheißenen Libertiner, denen seine strengen Maßnahmen gegen das eingerissene Sittenverderben gewaltthätig erschienen, waren es zunächst, die ihm einen bittern Kampf bereiteten. Wie allen unruhigen Köpfen, war ihnen die Anarchie willkommen zu Erfüllung selbstsüchtiger Zwecke. Sie haßten den Mann, der den Sturm zu beschwören kam, bei welchem sich so bequem im Trüben fischen ließ. Sie ruhten nicht, bis sie sein Ansehn gestürzt hätten. Ein äußerer Anlaß bot sich dar, Calvin und seine Freunde dem Volke verdächtig zu machen, das gern an den alten Gebräuchen hängt. Die Gegner Calvins verklagten ihn und Farel, daß sie willkürliche Neuerungen im Cultus eingeführt hätten und ohne Noth abwichen von dem in Bern üblichen Gottesdienst. Und in der That waltete hier einige Verschiedenheit. Vielleicht war Farel in seinem Reformationseifer zu weit gegangen, wenn er z. B. auch die Taufsteine abschaffte, und außer den Sonntagen gar keinen Festtag wollte gelten lassen. Zu dem bediente man sich in Genf des gesäuerten, in Bern des ungesäuerten Brotes im Abendmahl. Eine Synode von reformirten Predigern zu Lausanne suchte hierin zu vermitteln, und es könnte allerdings scheinen, als ob Farel und Calvin klüger gethan hätten, in solchen Mitteldingen nachzugeben, als den Zwiespalt länger zu unterhalten. Allein Calvin, der nun einmal die Ueberzeugung hatte, daß es nicht sowohl die Liebe zum Frieden sei, als ein frevles Spiel der Gegner, was zu diesen Irrungen Anlaß gegeben habe, wollte sich in den Befehl der weltlichen Regierung nicht fügen, die ihm den Bestimmungen der Lausanner Synode zu folgen gebot. Er bestieg, ihrem Gebote zuwider, die Kanzel, und er-

klärte, daß das Abendmahl nicht könne gefeiert werden, so lange nicht in der aufgeregten Bürgerschaft eine würdigere Stimmung sich zu erkennen gebe. Lieber, als gegen sein Gewissen zu handeln, zog er vor, mit Farel die Stadt zu verlassen, und diesem Beispiele folgten noch andere Freunde die Reformation. Calvin schüttelte also den Staub von den Füßen, und begab sich wieder nach Basel, wo er jedoch nur kurze Zeit verweilte und dann nach Straßburg ging, das ihn mit offnen Armen aufnahm. Als Lehrer der Theologie und als Prediger an der reformirten Gemeinde französischer Flüchtlinge, die er selbst mit stiften half, fand er hier einen schönen Wirkungskreis. Hier verheirathete er sich auch mit der Wittwe eines ehemaligen Wiedertäufers, Idaletta, mit der er 10 Jahre in der Ehe lebte, und von der er nur einen Sohn hatte, der ihm frühe starb; so daß Calvin durch schwächere Bande, als die übrigen Reformatoren, an das häusliche Leben geknüpft erscheint, während sein ganzes Wirken der öffentlichen Thätigkeit in Staat, Kirche und Wissenschaft zugewendet blieb. Auch aus diesem Umstande möchte sich manche Eigenthümlichkeit seines Charakters erklären lassen.

Bald sahen die Genfer ein, wie unrecht sie gethan hatten, Calvin von sich zu entlassen. Die Unruhen nahmen mehr überhand, und der schlaue Cardinal Sadoletus benutzte dieselben, um Genf in den Schooß der katholischen Kirche zurück zu bringen. Niemand war aber diesem Manne gewachsen, als Calvin. Ihn wünschten die Freunde der Ordnung, die Freunde des Lichts sehnlich zurück. Unterhandlungen wurden seiner Person wegen mit den Straßburgern angeknüpft. An Calvin aber war es jetzt, Bedingungen vorzuschreiben, und im Gefühl seiner Nothwendigkeit machte er strenge Bedingungen *). „Wollt ihr mich „in eurer Stadt haben", so ließ er sich gegen den Magistrat vernehmen, „so schafft die herrschenden Sünden weg. Meint ihr's „redlich mit meiner Zurückberufung, so verbannet die Laster, mit „denen ich nicht zusammen in euern Mauern wohnen kann. „Mit einer verfallenen Kirchenzucht und ungestrafter Frechheit

*) Siehe J. G. Müllers Reliquien IV. S. 114.

„im Bösesthun kann ich nicht zugleich haushalten. Nicht der „Papst, nicht die Tyrannen, die nur außerhalb der Kirche wü„then, nein! Wollust, Schwelgerei, Meineide und dergleichen „Verbrechen, die meine Lehre öffentlich widerlegen und die Kirche „inwendig verdunkeln, diese sind die Erzfeinde des Evangeliums. „Was hilft es, von außen die Wölfe abzuhalten, wenn die „Heerde durch ansteckende Seuchen von innen verzehrt und zu „Grunde gerichtet wird." — Die Bedingungen wurden eingegangen. Calvins Einzug in Genf, den 1. September 1541, glich einem Triumphzug. Von jetzt an war er der gefeierte Mann der Republik, der politische, religiöse, moralische Dictator. Aber auf seinen Schultern lag auch die ganze Last. Ein Presbyterium ward niedergesetzt, an dessen Spitze er stand, eine Confession *) und ihr gemäß eine strenge Sittenzucht eingeführt. Die Gewalt des Bannes erstreckte sich bis in das Innerste der Häuser, und trat mit inquisitorischer Härte der Freiheit der Gewissen zu nahe. Ein idealer, dem Princip des Protestantismus vollkommen angemessener Zustand war dieß freilich nicht, und es ist auch wohl schon von Freunden und Feinden desselben gefragt worden, ob Calvins Vorherrschen nicht selbst wieder ein neues Papstthum gewesen? **) Das war es wohl nicht ganz, wenn man nicht übertreiben und wesentliche Unterschiede übersehen will. Allerdings war der Zustand der Kirche in Genf ein solcher, daß das Vorwalten einer großen sittlichen Persönlichkeit vor einer mehrentheils verdorbenen Mitwelt an ähnliche Zeiten erinnern mag, wie an die Gregors VII. und seiner Stellung zum Abendlande ***). Indessen ist doch auch wieder ein großer Unterschied nicht zu verkennen. Die reinere evangelische Gesinnung Calvins trug über die Anwandlungen persönlicher Herrschsucht einen entschiedenern Sieg davon, wenn auch die Versuchung

---

*) Diese war schon früher, 1536, angenommen worden.

**) Maimbourg, histoire du Calvinisme I. p. 114. nennt Calvin den Chalifen von Genf; siehe Bretschneider a. a. O. S. 21.

***) Merkwürdig stimmt auch die Charakteristik dieses Papstes, die wir oben aus Johann von Müller mitgetheilt haben (Vorl. 2. Bd. 1. S. 40.), mit der eben angeführten Schilderung Calvins von demselben Schriftsteller.

gleich groß gewesen wäre. Aber auch die Zeit war durch die eigenen Bemühungen der Reformatoren schon zu weit fortgeschritten, als daß eine neue Hierarchie im Hildebrandischen Sinne, von deren Begründung Calvins Absicht gewiß weit entfernt war, hätte Platz greifen können. Immerhin sehen wir aber auch hier, wie schwer oft der Uebergang aus einer alten Zeit in eine neue wird, welchen Gefahren dabei auch die Besten und Edelsten ausgesetzt sind, und wie den Fortschritten des menschlichen Geistes augenblickliche Hemmungen und Rückschritte drohen, bis der volle Sieg des Guten errungen und das vorgesetzte Ideal nach allen Seiten hin verwirklicht ist.

Vierundzwanzigste Vorlesung.

Der Calvinismus in seinem Verhältniß zum ältern Protestantismus von Luther und Zwingli. Servets Tod. Weitere Ausbreitung der Reformation in Europa. Rückwirkung auf den Katholicismus. Tridentinum und Jesuiten. Charakter der Reformation und ihr Einfluß auf die verschiedenen Gebiete des Lebens. Schluß.

Calvins Persönlichkeit, mit der wir uns am Schlusse der vorigen Stunde beschäftigt haben, steht in genauem Zusammenhange mit seiner Lehre und seinem Systeme. Wir können diese hier nicht in ihrem weitern Zusammenhange vortragen, und müssen uns für unsern Zweck mit dem begnügen, was ich über die protestantische Lehre im Allgemeinen in der vorletzten Stunde bemerkt habe. Ich habe schon damals aufmerksam gemacht, daß Calvins Ansichten über gewisse dogmatische Puncte von denen Zwingli's und auch wohl Luthers abwichen, obwohl er in der Hauptsache mit ihnen einverstanden war. Das Eigenthümliche seiner Lehre bestand besonders darin, daß er mit einer scharfen Consequenz, zu der ihn sein ausgezeichneter Verstand hintrieb, die Lehre von der Gnadenwahl bis dahin verfolgte,

wo sie etwas Abstoßendes erhält für das menschliche Gefühl. Es ist mit der dogmatischen Consequenz eine eigene Sache. Streng genommen, soll man freilich immer consequent sein, und wenn die Vordersätze eines Systems richtig sind, so müssen es auch die Schlußsätze sein, welche aus den Vordersätzen abgeleitet werden. Allein es gilt dieß denn doch nur da, wo man die Sätze in ihrer ganzen Schärfe fassen kann, wo ein Satz wirklich nichts mehr und nichts weniger aussagt, als was er sagen soll, wo er gleichsam eine mathematische Größe ist, eine Zahl. So ist es aber nicht immer mit den religiösen Wahrheiten. Ein religiöser Satz hat oft seine bestimmte Wahrheit für das Gefühl, weil dieses in seiner richtigen Stimmung das ersetzt und ergänzt, was dem Buchstaben des Bekenntnisses fehlt; aber für den Verstand läßt er sich nicht vollkommen befriedigend ausdrücken. Unsere religiöse Sprache ist unvollkommen, häufig bildlich, symbolisch, und wir sagen, indem wir die rechte Gefühlsstimmung in einen Verstandessatz bringen wollen, bald zu viel, bald zu wenig *). So wie nun ein einzelner Begriff, in seiner Abgezogenheit gefaßt, über das Maß dieser wahren Stimmung hinaufgeschraubt wird, so geht es ihm, wie der überspannten Saite, welche springt, statt anzuklingen.

So war es mit der Prädestination. So lange man sich bei dem Gefühle begnügte, wir sind allzumal Sünder, und was wir Gutes haben, das haben wir von Gott, der aus lauter Gnade es uns darreicht; wir sollen also Gott danken für die Liebe, womit er uns erlöst hat u. s. w., so lange war das ächte, religiöse Gefühl befriedigt, und gern verzichtete der Verstand dar-

---

*) Diese eigenthümliche Natur der religiösen Erkenntniß ist noch viel zu wenig im Leben anerkannt, und es bedarf einer tüchtigen Geistesarbeit, die jeder bei sich selbst vollziehen muß, wenn sie dem nach Wahrheit ringenden Gemüth klar werden und ihm die Befriedigung geben soll, die es sucht. Und doch ist diese psychologische Selbstverständigung über die heiligsten Güter, über die des innern Lebens, unerläßlich, wenn wir in dem Streit über positive Dogmen einen sichern Halt gewinnen, und nicht bei der schon herrschenden babylonischen Sprachverwirrung eine Beute des Aberglaubens oder Unglaubens werden wollen. Die bessere neue Theologie der Deutschen arbeitet jedoch diesem schönen Ziele durch das Organ ihrer rüstigsten Schüler erfreulich entgegen, wodurch sie zugleich am schönsten das Andenken ehrt an einen ihrer heimgegangenen Meister.

auf, zu erkennen, wie die Erwählung der Einzelnen mit Gottes Absichten und seinem ganzen Weltplane zusammenhange. Genug, daß jeder die Gnade praktisch an sich erfahre, sich demüthige und Gott die Ehre gebe.

Allein Calvin wollte dabei nicht stehen bleiben. Nicht zufrieden, von den wohlthätigen Strahlen der Sonne erwärmt zu werden, wollte er, dem Adler gleich, festen Auges in ihr verzehrendes Licht schauen; den Fels wollte er erklimmen, der weit über den beschränkten Gesichtskreis der Menschen hinaus in die Wolken ragt, wenn gleich droben auf seiner nackten Höhe alle Vegetation aufhört und kein heilsames Kraut da zu finden ist für unser dermaliges Bedürfniß. Und so ward er denn durch seine furchtbare Consequenz dahin getrieben, zu behaupten, daß Gott von Anbeginn nur eine bestimmte Zahl von Menschen aus der verdorbenen Masse herausgehoben und zum ewigen Leben erwählt, während er die andern der ewigen Verdammniß zu überlassen beschlossen habe. Nichts kann nach ihm der Mensch thun, diesem ewigen Rathschlusse Gottes sich zu entziehen. Nicht im geringsten entgegenkommen kann er der Gnade, noch kann der, welcher einmal von ihr ergriffen ist, wieder aus ihr herausfallen. Daß Gott nur einige erwählt nach freier Willkür, ist keine Ungerechtigkeit; denn eigentlich haben ja alle durch die Erbsünde die Verdammniß verdient, und so ist es nur eine ganz besondere Güte, wenn Gott an den einen seine Gnade erweist, während er an den andern seine Gerechtigkeit offenbart.

Lange wollte dieser Satz von der absoluten Prädestination den einfachen Gemüthern nicht zusagen, wenn auch eine gewandtere Dialektik ihn vertheidigen zu können glaubte. Allzusehr empörte sich dagegen eine Stimme im Innern, die wohl nicht die Stimme der Selbstgerechtigkeit und des Stolzes allein war, wie Calvin glaubte, sondern das gesunde, sittliche Gefühl, von dem sich keiner losmachen kann, und dessen Regungen Calvin selbst nachgab auf dem praktischen Gebiete. Aber wie einst die hohe Persönlichkeit Augustins jeden Widerspruch in dieser Hinsicht zum Schweigen gebracht hatte, so auch die Calvins, der durch seine gründliche Gelehrsamkeit, durch seinen Scharfsinn, den er in der Schrifterklärung bewies, durch seine hinreißende Beredsamkeit und

durch sein Achtung gebietendes apostolisches Leben die Mit- und Nachwelt beherrschte.

Wenn nun bisher die Reformirten sich nur in der Abendmahlslehre von den Lutheranern unterschieden, und sich auch hierin mehr auf das Negative beschränkten, so ruhte dagegen Calvin nicht, bis er auch die deutschen schweizerischen Theologen, namentlich Bullinger in Zürich, für seinen Lehrbegriff gewonnen hatte. Und so machte sich denn sein Einfluß mehr und mehr bei den spätern Bekenntnißschriften der reformirten Kirche geltend, namentlich bei der von Bullinger verfaßten, 1560 herausgegebenen helvetischen Confession*). In der Lehre vom Abendmahl suchte Calvin zu vermitteln, indem er zwar, gleich wie Zwingli, die leibliche Gegenwart Christi in demselben läugnete, die geistige Gegenwart aber noch bestimmter behauptete, als er, oder wenigstens sich auf eine Weise darüber ausdrückte, daß auch derjenige sich befriedigt finden konnte, der etwas mehr, als ein bloßes Gedächtnißmahl, an dieser heiligen Handlung haben wollte. Die Mittel, wodurch Calvin seiner Lehre und seinen Grundsätzen zunächst in Genf, dann aber auch in den übrigen reformirten Kirchen Eingang zu verschaffen suchte, waren öfters streng und rücksichtslos, wie sein Dogma. Seine Lebensansicht war ganz entsprechend seiner Glaubenslehre. Ein frommer Lutherischer Theolog des vorigen Jahrhunderts, der Prälat Bengel, pflegte, freilich etwas scharf, zu sagen**): „Die Menschen sind häufig so, wie sie sich Gott vorstellen. Die Reformirten aber haben zu Folge der Prädestinationslehre einen despotischen Gott.“ Und daraus erklärte er sich denn auch das Despotische, Rigorose in der Calvinischen Kirchenverfassung. Es ist etwas an dieser Bemerkung, wenn gleich der Ausdruck despotisch zu stark sein dürfte. Es ist nämlich nicht zu verkennen, daß sich in der Calvinisch-reformirten Kirche ein gewisser Rigorismus in sittlichen Dingen festgestellt hat, der noch weiter, als die Sitte der Lutheraner, sich von der Heiterkeit des katholischen Lebens entfernt. Wie schon in Sachen des Cultus die Lutherische Kirche der Sinnlichkeit ein

---

*) Doch trägt diese die Lehre von der Erwählung sehr behutsam vor.

**) Siehe Bengels Leben von Burk. S. 503.

noch größeres Feld einräumte, als die reformirte, so nahm sie es auch mit gewissen Gebräuchen des Lebens, die an sich unschuldig sein können, weniger genau, als die reformirte. Luthers Urtheil über den Tanz z. B. ist Ihnen noch erinnerlich *). Er sah darin durchaus nichts Böses; nur in dem Mißbrauch. Calvins censorinische Strenge verbannte alle weltlichen Vergnügungen aus der christlichen Republik. So sollte nach ihm und Farel es nicht einmal der jugendlichen Braut an ihrem Ehrentage gestattet sein, in reicherem Schmuck und Kopfputz, als gewöhnlich, vor den Traualtar zu treten; denn wörtlich nahmen sie die Vorschrift des Apostels Petrus (1 Petr. 3, 3.), daß der Schmuck des Weibes nicht bestehen dürfe in künstlichem Haarflechten und Goldumhängen **). Diese einseitige und etwas frostige, den Duft des Lebens verwischende, alle Poesie verdammende Moral bildet das andere Extrem zu dem einen, das wir früher in der katholischen Kirche kennen gelernt haben ***). Zwischen beiden steht die Moral eines Luther und Zwingli in der gesunden Mitte. Beide hatten, wiewohl in verschiedenem Maße, poetische Gemüther, wie schon ihre Vorliebe zur Musik zeigt; bei Calvin schien aber die süße Macht des Gesanges und der Harmonie gänzlich zu fehlen †). Am meisten hat sich das sittliche Extrem des Calvinismus, der moralische Rigorismus, in der puritanischen Kirche ausgesprochen, und sich später wieder in dem Methodismus und dessen verschiedenen Formen abgelagert.

Doch nicht die strenge Sittenzucht allein, wozu unter anderm auch eine übertriebene Strenge der Sabbathsfeier gehört, war im Gefolge der Calvinischen Lehre, sondern noch ein anderer

---

*) Siehe Vorl. 19.

**) Siehe Kirchhofers Farel I. 238. Etwas nachsichtigere Urtheile Calvins über Kartenspiel und Theater führt Bretschneider an. Reformationsalmanach S. 105. 106.

***) Vorl. 5. (Thl. I. S. 100. ff.).

†) „Calvin scheint keine Anlage für die schönen Künste gehabt zu „haben; er war weder Dichter, noch Liebhaber der Musik, wie Luther „und Zwingli; darum steht er auch beiden an Gemüthlichkeit nach.... „Er war nicht, wie Luther, Redner und Sänger des Volks, sondern „wirkte mehr durch seine Gelehrsamkeit und musterhafte Sitten, mehr auf „die Gebildeten, als auf die Rohen.“ Bretschneider a. a. O. S. 29.

Umstand, der wichtiger ist, als die berührten Mitteldinge; nämlich der Grundsatz, daß man sogenannte Ketzer, d. h. solche, die anders denken, als die Kirche, an Leib und Leben strafen dürfe. Hier muß ich noch einmal an Luthers Theorie erinnern, die jeder Verbreitung der Wahrheit durch das Schwert (sei es das Schwert des Kriegers oder des Henkers) entgegen war. Wir haben indessen gesehen, wie schon früher, und namentlich in der reformirten Kirche, gegen die Wiedertäufer grausame Gesetze gegeben wurden; obgleich wir die Rücksicht eintreten lassen mußten, daß eben diese Schwärmer auch oft zugleich wirkliche Verbrechen begingen. Nun aber wurde der Grundsatz, daß die von der Staatskirche abweichende Ansicht allein schon ein wirkliches Staatsverbrechen, und somit in gewissen Fällen selbst mit Verbannung und Tod zu bestrafen sei, förmlich der herrschende. Und dazu hat Calvin und seine Schule nicht wenig beigetragen. Mehrere Männer, die mit Calvins Glaubensansichten nicht übereinstimmten, wurden durch seinen Einfluß aus Genf entfernt. So ein gewisser Bolsek, der sich in die Lehre der Gnadenwahl nicht finden konnte, und so der geistreiche Sebastian Castellio, der in manchen Puncten freier dachte, als Calvin, und der dann endlich, seines Aufenthaltes in Genf überdrüssig, in Basel seine Zuflucht fand. Keiner aber ist ein so schreiendes Opfer der Intoleranz geworden, als Michael Servedo, der, wenn auch nicht auf Calvins Anstiften allein, doch großentheils unter seiner Autorität, den 27. Oct. 1553 zu Genf öffentlich verbrannt wurde.

Michael Servet (Servedo), von Geburt ein Spanier, seines Berufs ein Arzt und gleiches Alters mit Calvin, hatte

---

*) Castellio (geb. 1515), ein armer Savoyarde, hatte sich durch die Kraft seines eigenen Genies aus dem Schmutz niederer Verhältnisse emporgearbeitet. Durch Calvin selbst hatte er ein Schulrectorat in Genf erhalten. In der Folge gerieth er mit ihm in theologische Streitigkeiten, besonders auch wegen des Hohenliedes, dem er nicht die hohe Bedeutung zuschreiben wollte, wie Calvin. Dieser legte auch der Herausgabe seiner Bibelübersetzung Hindernisse in den Weg, und obwohl er ihn nicht eigentlich direct vertrieb, so sah er doch seine Entfernung gern, und gab ihm ein kaltes Zeugniß mit. Zu Basel lebte Castellio erst in der größten Dürftigkeit, und fischte das herbeigeschwemmte Holz auf dem Rheine auf, um seiner zahlreichen Familie Unterhalt zu gewinnen. Der edle Buchdrucker Oporin gab ihm Arbeit und Brot. Endlich ward er Professor der griech. Sprache u. starb 1563. S. Athenae raur. p. 354.

denselben bereits in Paris kennen gelernt, und war schon dort mit ihm in Streit gerathen. Auch hatte er schon früher in Basel dem Oekolampad seine Ansichten mitgetheilt, der ihn ernstlich und väterlich vor den Gefahren der Irrlehre warnte, in die er sich stürze. In Italien fand er indessen Gleichgesinnte, wo sich schon längere Zeit unter gewissen Leuten eine Ansicht ausgebildet hatte, die nachher durch den Anhang, welchen ihr die beiden Socine (Lälius und Faustus) zu verschaffen wußten, als die Socinianische in der Kirche bezeichnet wurde.

Wir haben nämlich schon bemerkt, daß die Lehre von der Dreieinigkeit, wie sie auf den alten Synoden bestimmt wurde, auch von den Reformatoren angenommen ward, und daß hierüber kein Streit mit den Katholiken war. Nun aber glaubten Servet und später die ihm gleich gesinnten Socine, daß man in dem Protestantismus auch noch weiter gehen und auch diese Lehre, welche der Vernunft zu widersprechen schiene, in den Kreis der Untersuchung ziehen dürfe. Es kam ihnen vor, daß die biblischen Ausdrücke von der Gottheit des Sohnes und des Geistes anders zu fassen seien, als die katholische Kirche sie erklärte. Sie meinten, nur Gott dem Vater könne im höchsten Sinne das Prädicat Gott zukommen, dem Sohn und Geist nur in einem bedingten. Bekanntlich waren darüber in den ältesten Zeiten Streitigkeiten gewesen, und daß man nun seit Jahrhunderten die damals durch die Concilien verurtheilten Meinungen der Arianer und Sabellianer*) als ketzerisch anzusehen gewohnt war, das schien dem Servet noch kein Beweis von der Irrigkeit derselben. Mag es auch sein, daß er im Vortrag seiner Zweifel es an der gehörigen Bescheidenheit mangeln ließ, mag er auch Lehren vorschnell verworfen haben, deren tiefere Bedeutung er nicht erkannte, das Recht der Prüfung mußte ihm gestattet werden, und geistige Waffen waren es allein, mit denen die besser Erleuchteten der Zeitgenossen seinen Irrthum hätten bekämpfen sollen. Aber so dachte man damals nicht. Nicht von Calvin allein, von den meisten Theologen und Staatsmännern der Zeit wurde Servets

---

*) Servet schien eher der Sabellianischen, als der Arianischen Ansicht zugethan. Calvin selbst wurde früher des Arianismus beschuldigt. Siehe Kirchhofers Farel 1. S. 226—232.

Irrlehre als Gotteslästerung betrachtet, und ein Gotteslästerer war des Todes schuldig. „Wer nicht an den Sohn glaubt, der glaubt nicht an den Vater. Wer aber keinen Gott glaubt, der glaubt an keine Tugend, keine Vergeltung, der ist ein Böse=wicht, vor dem der Staat nicht sicher ist. Weg mit einem sol=chen!“ Das war die Logik der Zeit, die aus Ansichten auf die innere Ueberzeugung, aus dieser auf die sittliche Gesinnung, und aus dieser wieder auf die Möglichkeit des zu begehenden Verbre=chens schloß, während freilich nach gesunden Rechtsbegriffen nur die verübte That bestraft werden kann, wahre oder vermeint=liche Blasphemien aber außer den Bereich menschlicher Strafge=rechtigkeit fallen. In dieser Hinsicht waren die Begriffe von den Grenzen der kirchlichen Autorität und der Staatsgewalt noch nicht aus einander getreten, wovon sich neben den Beispielen der Pro=cesse gegen die Wiedertäufer noch mehrere andere anführen lie=ßen*). Es war, als ob die Macht des Gewissenszwanges, welche die Reformation bereits glücklich besiegt zu haben glaubte, sich auf einen Augenblick dadurch am furchtbarsten hätte rächen wol=len, daß sie die Freigewordenen, ja die Befreier selbst wieder in ihr Netz zog, und Scheiterhaufen für Ketzer errichtete mitten in der protestantischen Kirche. Was Luther einst den Gegnern vorgeworfen, „mit dem Tode lösen sie alle Argument,“ was Fa=rel witzig bemerkte, „in der römischen Kirche sei der Henkermei=ster der unüberwindliche Doctor der Theologie**), weil man ihm nicht mehr widersprechen könne,“ das ließ sich jetzt auf die Pro=testanten selbst in diesem Falle anwenden, und zwar nicht auf Calvin allein, sondern auf alle die, welche hierin ihre Stimme abgegeben haben; denn auch die eingeholten Gutachten der Schwe=sterkirchen zu Zürich, Schaffhausen und Bern fielen für die To=desstrafe aus, und selbst Melanchthon, der Sanfte und Nachgie=bige, wagte es nicht, das Verfahren zu mißbilligen. Wir fra=gen, was würden Luther und Zwingli dazu gesagt haben? Kaum glaub' ich, daß sie es gebilligt hätten. Und auch jetzt noch gab es solche, die darin eine Gewaltthat erkannten, weßhalb der sonst

---

*) So ward Conrad in Gassen zu Basel, Valentin Gentilis zu Bern hingerichtet, beide als Gegner der Dreieinigkeit (Antitrinitarier).

**) Doctor irrefragabilis. Vgl. Kirchhofer II. S. 59.

so treffliche Schüler Calvins, Theodor Beza, sich genöthigt sah, in einer eigenen Schrift den Grundsatz zu vertheidigen, daß man Ketzer am Leben strafen dürfe.

Doch das blutbefleckte Blatt soll nicht das letzte sein, mit dem wir die Reihe der Reformationsbilder beschließen. Noch bleibt uns übrig, den Blick ins Weite zu tragen, und den fernern Fortgang der Reformation in Deutschland und dem übrigen Europa kürzlich zu verfolgen. Indessen bietet sich uns auch hier nicht lauter Erfreuliches dar. Mit dem Tode Luthers war in der Geschichte der deutschen Reformation eine bedeutende Epoche eingetreten. Der Schmalkaldische Krieg brach aus (1547), und in die Wunden, welche dieser Krieg schlug, zeichnete sich dieselbe Lehre tief ein, welche sechszehn Jahre zuvor den Schweizern in ihrem Religionskriege (1531) gegeben worden war, die Lehre nämlich, welche Luther so häufig tauben Ohren gepredigt, daß bei dem Kampfe um himmlische Güter das Schwert nicht treten dürfe an die Stelle des Worts. Aber freilich der Kampf selbst war auch nicht mehr rein ein Kampf um das Himmlische *). Immer mehr wurde die Stellung des Schmalkaldischen Bundes zum Reichsoberhaupte eine politisch-bedeutsame, und das Kirchliche trat so sehr zurück, daß wir selbst einen protestantischen Fürsten, den Herzog Moritz von Sachsen, in des Kaisers Dienste treten sehen gegen die Protestanten. Aber auch die Häupter des Schmalkaldischen Bundes beschlich das Menschliche nur allzusehr, und das Privatinteresse machte sich geltend neben dem Eifer für den Glauben. Die Uneinigkeit der Führer verdarb vieles, und entscheidend war die unglückliche Schlacht von Mühlberg, in welcher Johann Friedrich um seine Freiheit und um die Kurwürde kam, die an Moritz übertragen ward. Eben so gerieth der Landgraf Philipp von Hessen, und zwar auf treulose Weise, in die Gefangenschaft des Kaisers. Alle Hoffnungen des Schmalkaldischen Bundes waren mit einem Schlage vernichtet, und den Religionssachen stand eine mächtige Reaction bevor. Das vom Kaiser vorgeschlagene Augsburger Interim, an welchem

---

*) Der Kaiser selbst suchte in seinem Manifest den Schein eines Religionskrieges zu vermeiden. Der Papst aber bewilligte nur unter der Bedingung eines solchen die Subsidien.

zwei gemäßigte Katholiken und ein schwacher Protestant*) gearbeitet, nahm den Bekennern der Augsburger Confession fast alles wieder, was ihnen schon zugestanden war, und weissagte eine schmachvolle Zeit. Mit Gewalt sollten die Widerstrebenden zur Annahme genöthigt werden, und wenn nicht derselbe Moritz, der zur Bedrückung seiner Glaubensbrüder mitgeholfen, durch eine glückliche Diversion den Kaiser von der weitern Verfolgung seines Planes abgelenkt hätte (indem er nun die Waffen gegen ihn kehrte), so wäre unsägliches Elend und Blutvergießen entstanden. So aber nöthigte Moritz den Kaiser zum Passauer Vertrag, auf dessen Grundlage endlich zu Augsburg (1555) der Religionsfriede geschlossen ward, womit die deutsche Reformationsgeschichte sich schließt.

Auch wir haben diesen Grenzpunct für unsere Darstellung angenommen, obwohl die Reformationsgeschichte der übrigen Länder, von der wir bisher noch wenig geredet haben, sich in eine spätere Zeit hineinerstreckt. Allein da es uns nicht sowohl um eine vollständige Geschichte zu thun war, als vielmehr darum, das Princip und Wesen der Reformation und des reformatorischen Geistes an der Geschichte anschaulich zu machen, so konnten wir uns füglich auf die beiden Länder beschränken, in welchen die Pflanze zuerst Wurzel gefaßt, wo sie ihren ursprünglichen Boden gefunden hat, von dem sie dann erst auf den fremden Boden ist versetzt worden.

Nur flüchtig werden wir also jetzt noch dem Zuge der Reformation durch Europa nachschauen, und dann einen Blick zurückwerfen auf die alte Kirche, von der sie ausgegangen.

Wir haben schon früher bemerkt, daß vorzüglich die Calvinische Schule es war, die auf den Protestantismus in Frankreich, in den Niederlanden, in England und Schottland wirkte, während das Lutherthum sich von Deutschland aus nach Dänemark und Schweden ausdehnte, in Polen und Ungarn aber sich beide Formen neben der ältern der böhmischen Brüder sich Ansehn zu verschaffen suchten.

---

*) Die Katholiken waren Julius Pflug und Michael Helding; der Protestant Nic. Agricola, den Luther Meister Grickel nannte.

Die Verbindung Calvins mit Frankreich ist sehr natürlich, da er selbst Franzose war und früher unter seinen Landsleuten gelebt hatte. Fortwährend blieb auch seine Theilnahme den Glaubensbrüdern in Frankreich zugewandt, mit denen er, so viel er konnte, die Verbindung unterhielt. Sein Schüler, Theodor Beza, half redlich zur Erbauung der Gemeinden mit, und that sich besonders auf dem Religionsgespräch zu Poissy (1561) hervor.

Auch für die Niederlande war Beza thätig. Mit wie vielen Schwierigkeiten die neue Lehre hier zu kämpfen hatte, ist schon früher angedeutet. Wer zählt die Opfer, die unter der Statthalterin Margaretha, wer die, welche unter Alba fielen? Die aus dem Drucke sich endlich emporringende Freiheit konnte nur unter krampfhaften Zuckungen ans Tageslicht treten, wie jeder von Ihnen aus der lebendigen Darstellung weiß, die Schiller uns hinterlassen hat. Aber das Traurigste von allem ist, daß, als kaum das Joch der alten Knechtschaft abgeschüttelt war, ein neues auferlegt werden sollte. Die vorhin berührte strenge Prädestinationslehre Calvins, welche auf der Synode zu Dortrecht (1618) in ihrer abschreckendsten Form war ausgesprochen worden, gab jetzt zu fast eben so vielen Verfolgungen Anlaß, als früher die katholische Inquisition im Lande, indem Moritz von Oranien schonungslos gegen die milder gesinnten Arminianer und Remonstranten verfuhr.

Eigenthümlich in ihrer Art und ebenfalls mit blutigen Denkmalen besetzt ist die englische Reformation. Sie wissen, wie Heinrich VIII. mit allen Kräften sich Luthern entgegengesetzt, und sich mit ihm in einen persönlichen Streit eingelassen hatte, und doch war er es am Ende, der den ersten Schritt zur Reformation in seinem Lande that; freilich mehr von Selbstsucht geleitet und vom Hasse gegen den Papst, als von klarer Ueberzeugung und reiner Liebe zum Evangelium. Weil Papst Clemens VII. die Ehescheidung von seiner Gemahlin Katharina von Aragonien nicht zugeben wollte, die er einzig darum wünschte *), um seine Leidenschaft für die nachmals selbst

*) Heuchlerischer Weise ward die zu nahe Verwandtschaft vorgeschützt, weil Katharina seines Bruders Wittwe war.

wieder von ihmv erstoßene Anna Boleyn zu befriedigen, so kündete der gereizte Fürst ihm allen Gehorsam auf, erklärte sich 1534 zum Oberherrn der anglicanischen Kirche, zog die Klöster ein und änderte mehreres in den Kirchengebräuchen, während es in der Lehre beim Alten bleiben sollte, was schon die Consequenz zu erfordern schien, damit Luther nicht Recht behalte. Erst unter Eduards VI. minderjähriger Regierung gelang es Thomas Cranmer, welchen Heinrich zum Erzbischof von Canterbury erhoben hatte, die Reformation durchzuführen. Allein unter der katholischen Maria starb Cranmer auf dem Scheiterhaufen, und erst unter Elisabeth trug der Protestantismus den Sieg davon. Dieser anglicanische Protestantismus hat jedoch seine eigenthümliche Farbe. Schon zu Eduards Zeiten waren neben dem gemäßigten Lutherischen Theologen Bucer mehrere Schüler Calvins, Peter Martyr u. a., ins Land berufen worden, und so bildete sich ein Lehrbegriff aus, der das Mittel hält zwischen Lutherthum und strengem Calvinismus. In den berühmten 39 Artikeln ist derselbe enthalten. Aber auch mit dem Katholicismus ward in Beziehung auf Cultus und Verfassung eine möglichste Ausgleichung versucht, indem die englische Liturgie sich noch weit mehr, als der Lutherische Gottesdienst, mit den äußern Formen befreundete, und die bischöfliche Gewalt sich hier in der ältern kirchlichen Bedeutung erhalten hat. Ganz anders gestalteten sich dagegen die Verhältnisse in Schottland. Hier trat in der Gestalt des Presbyterianismus und Puritanismus die Calvinische Form am strengsten hervor. Johann Knox*), ein eifriger Anhänger Calvins, von strenger, oft schroffer Gemüthsart, predigte gewaltig gegen das Papstthum, und betrieb den Sturz desselben unter den vielen Tumulten, von denen die unglückliche Maria Stuart das Opfer ward. Zu welchen Entartungen des Protestantismus die puritanisch-exaltirte Richtung geführt hat, und wie hier namentlich der politische Fanatismus sich häufig zum religiösen gesellte, ist früher schon angedeutet worden. Wie diese Richtung dann von Schottland aus

*) Vergl. Chr. Niemeyer, Leben Joh. Knox und der beiden Marien. Leipz. 824.

wieder auf England zurückwirkte, und die blutigen Bürgerkriege unter den Stuarts hervorrief, dieß und das Zeitalter Cromwells gehört nicht mehr in den Bereich unserer Darstellung, so belehrend es auch sein dürfte, gerade hier zu zeigen, zu welchem Zerrbilde die Reformation verunstaltet werden kann, wenn sie unter den Händen der Radicalen zur Revolution wird.

Nicht nur auf die auswärtigen Kirchen, auch auf die deutsche, ursprünglich Lutherische Kirche hat der Calvinismus zurückgewirkt. Dazu gab der noch immer fortdauernde Abendmahlsstreit Veranlassung. Mehrere Theologen Deutschlands glaubten sich mit Calvins Ansicht vom Abendmahl beruhigen zu können, da sie ihnen die rechte Mitte zu halten schien zwischen Luther und Zwingli; sie wurden aber deßhalb als geheime Anhänger Calvins (Kryptocalvinisten) verfolgt. Einige Fürsten jedoch traten selbst zu dieser gemäßigten Ansicht, und da man in ihrer Kirche diese nicht dulden wollte, vom Lutherischen zum reformirten Bekenntniß über. In der Pfalz wurde der Heidelberger Katechismus nach reformirten Grundsätzen bearbeitet; im Brandenburgischen, in Hessenkassel, in mehrern einzelnen Städten fand der Calvinismus eine Freistätte. In mehrern Gegenden bestanden Lutheraner und Reformirte neben einander, und besonders bildeten sich reformirte Gemeinden in Deutschland, z. B. in Frankfurt am Main und in Berlin, durch die aus Frankreich geflüchteten Hugenotten. Die Geschichte dieser Verfolgungen selbst von der Bartholomäusnacht (1572) bis zur Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) und den Dragonaden unter Ludwig XIV. gehört einem spätern Zeitraume an, als dem der eigentlichen Reformationsgeschichte. Ueberhaupt aber will ich Sie verschonen mit einer Beschreibung der Greuel, welche von der alten Kirche im Namen der Religion verübt worden sind. Lieber wollen wir noch sehen, wie der bessere Geist der Reformation auch auf die alte Kirche zurückgewirkt hat, und auf die geistigen Waffen hindeuten, welche diese Kirche neben den leiblichen gebraucht hat und zum Theil noch gebraucht, um das Aufkommen der freiern Richtung in ihr zu hemmen, und die Reformation wo möglich auch auswärts rückgängig zu machen.

Unstreitig haben die Bewegungen, die Luther in Deutschland, Zwingli, Oekolampad und Calvin in der Schweiz und anderwärts hervorriefen, auch zum Theil reformatorisch auf die katholische Kirche reagirt, was die billigern Anhänger derselben selbst gestehen müssen. Daß die Kirche an vielfachen Gebrechen leide und einer Reformation bedürfe, das hatten ja die bessern der Päpste und die frömmern Bischöfe selbst eingestanden. Man arbeitete ja, wie wir in den frühern Vorlesungen gesehen haben, an einer Reformation lange vor Luthern. Was die Concilien von Constanz und Basel nicht zu Stande gebracht hatten, das, glaubte man noch immer, dürfte vielleicht auf dem Wege allgemeiner Kirchenversammlungen verwirklicht werden. Zu verschiedenen Malen haben wir auch im Verlauf der Reformationsgeschichte gesehen, wie auf dieses Concilium hin die Streitenden vertröstet wurden, und wie manche einflußreiche Männer, unter ihnen auch Erasmus, riethen, ein solches abzuwarten, ehe man weiter Schritte thäte. Es ist aber auch schon bemerkt worden, wie das Vertrauen in die Tüchtigkeit eines solchen Concils bei den Protestanten mit jedem Tage schwand, und wie daher Paul III. vergebens sie bewegen wollte, nach Mantua zu kommen, wohin er die Versammlung ausgeschrieben hatte. Endlich kam nach vielfachen Verzögerungen und mit häufigen Unterbrechungen das berühmte Tridentiner Concil zu Stande, seit 1545. Diese Synode wurde für die katholische Kirche überaus wichtig. So sehr man einerseits bemüht war, den Widerspruch gegen den Protestantismus sich klar zu machen, so sehr mußte es auf der andern Seite den Vätern daran gelegen sein, aus dem katholischen Lehrbegriffe alles das fern zu halten, was der Aberglaube des Volks hineingetragen und der Mißbrauch entstellt hatte. Die katholische Dogmatik erhielt somit ihre feste und erneuerte Gestalt, so daß der neuere Katholicismus noch immer auf das Tridentinum als auf seine eigentliche Grundlage zurückgeht. Wäre keine Reformation ausgebrochen, so wäre ein solches Concil noch lange nicht zu Stande gekommen, die Mißbräuche hätten nur immer mehr überhand genommen, und so wäre die katholische Kirche endlich im Aberglauben versunken. So bot sich ihr in der Reformation ein Mittel dar, ihre eigene

Existenz mit Ehren zu retten. Allein damit konnte sie sich ihrem Princip nach nicht begnügen. Noch immer sah sie sich als die allein wahre Kirche an, der die Herrschaft gebühre in aller Welt, und wenn denn auch der Protestantismus zu mächtig wurde, als daß man ihn überall mit Feuer und Schwert hätte vertilgen können, so boten sich ihr jetzt ganz andere Mittel dar zu einer weit aussehenden Propaganda. Die Bettelmönche waren ein abgenütztes Werkzeug des päpstlichen Stuhles. Mit solchen plumpen Figuren konnte man nicht mehr hoffen sein Glück zu machen an den Höfen, auf den Universitäten, selbst nicht unter dem einigermaßen gebildetern Volke. Nur für die große Masse blieben sie noch brauchbar, besonders seit die Capuziner, eine Abart der Franciscaner, sich seit 1528 als ein eigener Orden constituirt hatten.

Aber feiner trieben es jetzt die Jesuiten, die gerade um die rechte Zeit hervorgerufen schienen, um unter ausgesuchtern Formen und blendendem Scheine dem wankend gewordenen Systeme der Hierarchie neuen Eingang zu verschaffen. Wir können es den Anhängern Roms nicht verdenken, wenn sie von ihrem Standpuncte aus eine eigentliche Schickung der Vorsehung darin sahen, daß in derselben Zeit, in welcher Luther die Gemüther in Bewegung setzte, ein anderer Mann auftrat, Ignaz Loyola, der, nur 8 Jahre jünger als Luther, (er war geboren 1491 auf dem Schloß Loyola in Spanien) das wahre Gegengift gegen die ausgebrochene Ketzerei mit aller Sorgfalt zu bereiten schien. Loyola selbst war zwar keineswegs das, was seine Anhänger charakterisirt. Er war vielleicht am wenigsten selber Jesuit. Mit der frommen, jedoch unklaren Begeisterung eines Mannes, der nach vielfachen Verirrungen der Welt entsagt hat, wollte er wohl im Geiste der mittelalterlichen Zeit eine ähnliche Gesellschaft stiften, wie der h. Franz von Assisi u. a. sie gestiftet hatten. Wenigstens scheint, als ob mehr Exaltation des Gemüthes, als schlaue Berechnung des Verstandes ihn zur Stiftung seines Ordens getrieben habe. Aber kaum war derselbe ins Leben getreten, so zeigte sich dessen unberechenbare Wirksamkeit im Kampfe mit den neuen Principien der Zeit. Mit unglaublicher Schnelligkeit breitete der Orden sich aus, und

faßte Fuß jenseits des Oceans, wie diesseits, in der alten, wie in der neuen Welt. Eine viel verkettete Macht schlingt er sich durch die ganze neuere Geschichte oft auf den verborgensten Wegen, und tritt, wo er bekämpft wird, unter andern Namen und Gestalten wieder hervor. Nicht als offenbare Finsterlinge sehen wir die Jesuiten auftreten, sondern mit den Waffen der Wissenschaft bekämpften sie die Wissenschaft selbst. Alle Vortheile der neuern Bildung benützend, erfinderisch in dem, was den Sinnen der Menge schmeichelt, wußten sie die Religion so recht in eine freundliche Gestalt auf die Erde herabzuziehen, und sie für ihre weltlichen Zwecke zu gebrauchen. Den strengen Jansenisten gegenüber, bildeten sie auf der Grundlage des katholisch pelagianischen Princips eine Sittenlehre aus, deren Gefährlichkeit zum Sprichwort geworden, obwohl man zugeben muß, daß nicht alle die Consequenzen, die man aus dieser Sittenlehre ziehen kann, den Einzelnen der Gesellschaft zur Last fallen. Vielmehr haben sich die Jesuiten, wenn etwas Verdienst heißen kann, das nicht auf rein sittlicher Grundlage ruht, mancherlei Verdienste innerhalb der Kirche erworben, und, wie immer, gab es auch hier Einzelne, die besser waren, als ihr Princip. Sie waren thätig als Missionarien zur Verbreitung christlicher Gesittung unter die Völker, freilich aber auch zu Erhebung der päpstlichen Macht, und noch weit mehr ihrer eigenen. Immerhin bleibt der Jesuitismus eine großartige Erscheinung in der Geschichte. Er hat als eine geistige Macht auf Erziehung, Geschmack, Politik, Wissenschaft und Kunst der neuern Zeit entschieden gewirkt, und wenn der Gegensatz des tridentinischen Katholicismus und des augsburgischen oder calvinischen Protestantismus ein wissenschaftlicher und kirchlicher ist, so ist der Gegensatz von Jesuitismus und Protestantismus für das praktische Leben von noch größerer Bedeutung als ein Gegensatz, der bis auf die neueste Zeit herab auch bei Verschiedenheit der Confessionen sich geltend gemacht hat *).

---

*) Wie der Jansenismus den Protestantismus innerhalb der katholischen Kirche wenigstens von einer Seite repräsentirt, so giebt es auch Jesuiten in der protestantischen Kirche von verschiedenen dogmatischen Farben. Der Jesuitenriechende Ultraliberalismus dürfte bisweilen selbst

Wir kehren, da wir schon über die Grenzen unserer Aufgabe uns haben hinaus führen lassen, zu diesen uns gesteckten Schranken zurück, und stehen somit am Schlusse der Geschichte, die wir in diesem Winter zu betrachten uns vorgenommen hatten. Die eigentliche Reformationsperiode im engern Sinne des Wortes haben wir hinter uns. Aber je mehr wir uns überzeugt haben, daß die Reformation nie aufhört, desto mehr werden wir den geistigen und sittlichen Elementen des Protestantismus nachspüren müssen, die noch immer auf unsere Zeit wirken. Damit öffnet sich uns ein sehr weites, fruchtbares Feld, das vollkommen zu durchlaufen, selbst eine Reihe von Vorlesungen erforderte. Dießmal begnügen wir uns nur mit kurzen Andeutungen, wenn wir noch einmal den Charakter der Reformation summarisch uns vorhalten, und von deren Einfluß auf Religion, Sittlichkeit, Politik, Wissenschaft, Kunst und das tägliche Leben reden.

Den eigentlichen Charakter der Reformation haben wir als einen nicht bloß negativen, sondern auch positiven, als einen christlich religiösen, durch und durch sittlichen Charakter kennen gelernt. Wir haben gesehen, wie die Absicht der Reformatoren nicht war, das Christenthum durch eine neue Religion oder durch irgend eine Philosophie entbehrlich zu machen, sondern wie sie auf das reine, historisch gegebene Christenthum zurückführen wollten. Dieß die materielle Seite derselben. Was die formelle betrifft, so haben wir fortwährend darauf aufmerksam gemacht, wie die Reformation von der Revolution sich unterscheide, wie nicht stürmische Bewegungen ohne alle Schonung des historischen Grundes das Mittel seien, wodurch sie ihren Zweck zu erreichen suchte, sondern heilsame Belehrung, gründliche Ueberzeugung durch das Wort.

Zwar konnte uns nicht entgehen, daß im Drange der Begebenheiten auch mitunter Revolutionäres sich einmischte, daß weltliche Absichten die geistlichen mitunter verdrängten, und daß

---

am wenigsten von einer jesuitischen Moral frei sein; denn wo heiligt der Zweck mehr die Mittel, als wo es gilt, eine politische Lieblingsidee durchzusetzen?

überhaupt die menschliche Leidenschaft, Schwäche und Unvollkommenheit auch ihren Theil hat an den großen Veränderungen, die vor unsern Augen vorübergegangen sind, und namentlich hat unsere Basler Reformation uns gezeigt, wie leicht die Grenze überschritten wird, außer welcher das Recht nicht mehr bestehen kann. Allein mit alle dem können wir doch, wenn wir die Sache ins Große betrachten, und die ganze Physiognomie auffassen, sagen, daß der reformatorische Charakter in seinen unterscheidenden Grundmerkmalen sich uns auf eine Weise dargestellt hat, wie er dem revolutionären gegenüber nicht zu verkennen ist, und daß die Verirrungen des Augenblicks in dem eigenen Geiste der Reformation ihren schärfsten Richter finden.

Was nun den Einfluß der Reformation auf die verschiedenen Gebiete des Lebens betrifft, so mußte dieser Einfluß sich zunächst auf dem Gebiete äußern, dem die Reformation des 16. Jahrhunderts angehört, nämlich auf dem religiösen. Jede andere Wirkung, auf die Politik, auf Wissenschaft und Kunst, konnte nur eine mittelbare sein, was wir nicht vergessen dürfen, wenn wir nicht falsche Forderungen an sie stellen wollen.

Religiös war also zunächst die Wirkung der Reformation, und zwar religiös im eigentlichsten, innersten Sinne des Wortes. Nicht die sich uns darstellenden Außenseiten der Religion, Dogma und Cultus allein waren es, die man sich vorgenommen hatte zu ändern, sondern die religiöse Gesinnung sollte eine andere werden. Es galt nicht die Aenderung einzelner Formen; die im Gemüthe tief verborgene Quelle des Lebens zu läutern, das war es, was zum Kampfe den Antrieb, zur Ausdauer den Muth gab. Gehen wir auf Luthers Geschichte zurück, so sehen wir, es war nichts Vereinzeltes, Abstractes, vom Leben Abgezogenes, bloß der Schule Angehöriges, was ihn in den Kampf rief; es war das Leben selbst, das ihn mit seinen gewaltigen Armen ergriff und in den Kampf hineinstellte. Das Verderben der Kirche, der religiöse Verfall überhaupt, wovon der Ablaßkram nur die hervorragende Spitze war, drängten sich als herausfordernde Hydern an ihn heran, und weckten in ihm die herculische Kraft, die arglos in ihrer Wiege schlummerte. Nicht bei heiterem Himmel oder gar bei fröhlichem

Gelage (wie etwa bei den Reformatoren dieses Jahrhunderts zu geschehen pflegt) wurde bei Luthern der Entschluß reif zur Reformation, sondern im stillen Kämmerlein einer dunkeln Klosterzelle, unter Schmerz und Thränen wurde der neue Mensch geboren, der, erstarkt in Gott, das Große, das Riesenhafte zu unternehmen wagte. Und wenn auch bei den übrigen Reformatoren nicht diese starken innern Kämpfe vorangingen, wie bei Luthern (was auch thöricht wäre zu verlangen), so war es doch auch bei ihnen der Ernst des Lebens, der sie aufforderte, und die innere Heiligung der Menschheit durch die Wiedergeburt im Geiste war das Ziel, worauf sie hinarbeiteten.

So sehr wir nun an dieser einen Wirkung der Reformation festhalten müssen, so wenig dürfen wir die übrigen, wenn gleich nur mittelbaren, Wirkungen verkennen und geringschätzen. Allerdings war die Reformation zunächst weder politischer, noch wissenschaftlicher Natur. Weder Freisinnigkeit, noch Aufklärung, am wenigsten in dem geläufigen Sinne unserer Tage, war ihr einziges, ihr isolirtes Streben. Aber nichts desto weniger wurden Freisinnigkeit und Aufklärung, die wahre Liberalität und Humanität durch sie gefördert, und mehr gefördert, als durch eigens darauf berechnete Kunststücke. Es offenbarte sich auch hier die tiefere Bedeutung des Wortes: „trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das andere von selbst zufallen."

Betrachten wir nun noch kurz diese mittelbaren Wirkungen. — Auf die Politik hat die Reformation allerdings auch mit einen Einfluß gehabt. Wir haben zwar gesehen, wie Luther alles Politische fern zu halten suchte, und mit Recht, und wie er sogar, den Aufrührern gegenüber, ein System vertheidigte, dem wir nicht in allen Theilen beistimmen konnten, wenn wir gleich die religiöse Grundlage desselben ehrten *). Allein wenn auch Luther selbst keine Sache der Politik aus der Reformation machen wollte, so ward sie's durch die Umstände. Daß sie z. B. den deutschen Fürsten Anlaß gegeben, die Mittelmacht zu heben und die Gewalt des Reichsoberhauptes zu beschränken, ist Thatsache.

---

*) Siehe Vorl. 18. von Anf.

Landgraf Philipp von Hessen war es vorzüglich, der die politische Seite auch mit aufgriff, und sich in dieser Hinsicht über manche Bedenklichkeit Luthers hinwegsetzte, während die Fürsten des sächsisch-ernestinischen Hauses gehorsamere Schüler der Wittenberger Theologen blieben, bis zum Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges, wo Luther nicht mehr warnte. Wie aber eben durch diesen Krieg, namentlich durch die Stellung, welche Moritz in demselben einnahm, das Ganze eine politische Wendung erhielt, haben wir so eben gesehen. Nehmen wir dann den später entstandenen dreißigjährigen Krieg dazu, in welchem die protestantischen Mächte mit dem katholischen Richelieu eine Allianz schließen, so können wir die Umgestaltung des kirchlichen Interesses in das politische vollends mit Händen greifen. Diente doch der Westphälische Friede (1648) weit mehr der Herstellung des Europäischen Gleichgewichtes, als der Kirchensache! — In der Schweiz war es etwas anderes. Von Anfang an war Zwingli's Streben auch mit auf das Politische gerichtet, indem er das Reislaufen und die fremden Jahrgelder eben sowohl als den Aberglauben bekämpfte. Auch in Basel lagen die politische Veränderung und die kirchliche nebeneinander in ein und derselben Wagschale, und wie Calvins Auftreten in Genf zugleich in die Geschichte der Republik eingriff, ist uns ebenfalls klar geworden. Nicht zu gedenken Englands und der Niederlande, deren Reformationsgeschichte so eben flüchtig an unserm Blicke vorübergegangen. Bei allen diesen Erscheinungen fragt sich indessen, wie weit die Reformation bloß zufällige Veranlassung zu den politischen Veränderungen war, oder gar nur äußerlich mit ihnen zusammenhing, oder wie weit wirklich die reformatorische Denkweise auf die politische Stimmung und Richtung eingewirkt hat. Was das letztere betrifft, so konnte sich nur allmählig eine auf dem Grunde des Protestantismus ruhende politische Ueberzeugung ausbilden; denn die ersten Wirkungen der Reformation auf die Politik waren ihr zum Theil unbewußt. Es war die Politik, welche sich der Reformation bemächtigte, nicht die Reformation, welche von vorn herein politische Veränderungen beabsichtigt hätte.

Die sich selbst bewußte reformatorische Ansicht über politi-

sche Dinge kann aber nicht wohl einem andern Systeme zugethan sein, als dem einer zeitgemäßen Entwickelung, eines ruhigen und sichern Fortschreitens auf dem Wege der Gesetzlichkeit, auf dem Wege der reifern Bildung. Ein System, welches durch glückliches Eintretenlassen der Reformen zur rechten Zeit die Revolutionen verhütet, und welches mit Hülfe der freien Rede, wie der freien Presse, nicht aber der rohen materiellen Gewalt, den jede Verbesserung ausschließenden Absolutismus eben sowohl, als das entgegengesetzte Extrem bekämpft *), dieses allein ist des Protestantismus würdig. Welcher von den bestehenden Staaten diesem Systeme den meisten Einfluß gestatte, haben wir hier nicht zu untersuchen. Nur erinnern möchte ich rücksichtlich der dazu vorhandenen geistigen Kräfte an den preußischen Staat, im Verhältniß wenigstens zu manchen andern **).

Noch unmittelbarer, als auf die Politik, hat die Reformation auf die Wissenschaft gewirkt. Auch hier zwar ist nicht zu vergessen, daß das nächste Bestreben der Reformatoren nicht war, bloß wissenschaftlich aufzusehen, und wir haben seiner Zeit gesehen, wie die sogenannte Wiederherstellung der Wissenschaften der Reformation vorausging, ja wie sogar manche der fähigern Köpfe thätig waren zur Verbreitung des wissenschaftlichen Lichtes, ohne sich darum den Reformatoren anzuschließen. Aber demungeachtet war es doch die Reformation, welche einen neuen Geist

---

*) „Eine progressive Bewegung," sagt der umsichtige Politiker Ancillon, „eine langsame Entwickelung, eine stete Vervollkommnung „aller Zweige des Staatsorganismus und des öffentlichen Lebens sind „von Seiten der Regierung die ersten Bedingungen der Ruhe, so wie „der Wohlfahrt der Staaten. Durch zeit- und zweckgemäße Verbesse„rungen halten sie Schritt mit dem Gange der Cultur und der Thä„tigkeit der Kräfte, die den gesellschaftlichen Mechanismus bilden und „erhalten. Wenn sie in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Stimme „der Vernünftigen im Volke handeln, so verhindern sie die Ver„stimmung und alles, was damit zusammenhängt. Die Zeit bringt die „Nothwendigkeit gewisser Reformen mit sich; der Stoff, der Gegenstand, „die Veranlassung derselben gehen von ihr aus. Die Zeit giebt den „Augenblick, wo sie eintreten müssen, an, und die Zeit drückt ihnen das „Siegel auf, das sie den Völkern theuer und heilig macht." (Vermittlung der Extreme S. 243.)

**) Warum nicht England? Man lese Bulwer.

in die Wissenschaft brachte, ja recht eigentlich erst die Wissenschaft im höhern Sinne des Wortes schuf; denn wenn die Wissenschaft nicht nur besteht im Wissen der Sachen, sondern im Wissen des Gewußten, d. h. in der freien, geistigen Aneignung und Beherrschung des Stoffes, so ist nur der Protestantismus mit dem ächten, wissenschaftlichen Sinne vereinbar. Wohl hat auch die katholische Kirche partielle Aufklärung befördert, und Päpste wie Leo X. und Sixtus V., haben großartige wissenschaftliche Unternehmungen thätig begünstigt; aber durchgreifend auf die ganze Art, die Wissenschaft zu behandeln, kritisch und philosophisch, hat der Protestantismus gewirkt *). Die Jesuiten haben z. B. mancherlei schöne Kenntnisse verbreitet, aber es waren dieß immer nur solche, von denen sie den Einfluß auf die freiere Denkweise fern halten zu können meinten, wie z. B. die mathematischen, die sogenannten exacten Wissenschaften, die sich abgesondert von aller religiösen und sittlichen Speculation behandeln lassen **). Der Protestantismus hat aber gerade die Wissenschaften gefördert, die in das geistige Leben der Menschheit eingreifen, die eine edle, freie Gesinnung bilden, und wieder zurückwirken auf die großen Gebiete der sittlichen Freiheit, auf die Gebiete der Religion und der Politik. Es waren, wie wir schon früher gesehen haben, zunächst die alten Sprachen, welche der Geist der Reformation mit entschiedener Vorliebe ergriff. Die Philologie, d. h. die Wissenschaft des klassischen Alterthums, ist eine Tochter der protestantischen Theologie. An dieses philologische Studium reihte sich dann das historische von selbst an, und zwar das kritisch-historische und mit ihm das philosophische. Zwar hat sich die eigentliche Philosophie als Wissenschaft erst später ausgebildet ***),

---

*) Man nehme nur schon die Eintheilung der Wissenschaften, den encyklopädischen Inbegriff derselben, und sehe, wie anders der protestantische Geist die Masse durchdrungen und künstlerisch gestaltet hat, als der unbehülfliche Formalismus der katholischen Seminarien, der sich über das Trivium und Quadrivium, über die große Rhetorik und kleine Logik noch nicht erhoben hat.

**) Diese begünstigte auch Napoleon am meisten.

***) Die Vorurtheile Luthers gegen sie lagen in ihrer damaligen Erscheinung. Siehe Vorl. 9. 1. S. 155.

und gewissermaßen unabhängig von der Reformation und der Kirche überhaupt. Aber doch ist in den Systemen eines Leibnitz, Wolf, des Cartes, Kant, Fichte u. s. w. der Einfluß des Protestantismus nicht zu verkennen, während freilich in andern Systemen, z. B. der neuern Naturphilosophie, auch der Katholicismus sich wieder ausprägte*). Es war überhaupt im Ganzen mehr die ideale Seite des Wissens, die dem Reiche der Gedanken, dem Reiche des Geistes und der Sittlichkeit angehörende Seite, welche der Protestantismus ausbildete, während er in Ausbildung der realistischen Seite zurückblieb. So war z. B. das Studium der Naturwissenschaften auch zur Zeit der Reformation noch in seiner Kindheit, und man kann nicht sagen, daß die Reformation von sich aus in dieser Beziehung aufklärend gewirkt habe. Zwar erklärte sich Luther an einigen Orten gegen gewisse abergläubische Vorstellungen der Astrologen u. dergl.; allein auf der andern Seite theilte er und seine Zeitgenossen dieselben Vorurtheile. So hielt Luther, um nur eins anzuführen, die Wallfische und gewisse Raupenarten für nichts anderes, als eingefleischte Teufel**), und mit welchem Eifer Reuchlin den kabbalistischen Studien sich hingab, haben wir gesehen. Hie und da finden wir indessen auch hier schon ein klareres Streben, wie z. B. in dem schweizerischen Naturforscher und Vielwisser, Conrad Geßner ***). Und war es nicht der reagirende Geist des Protestantismus, der auch in der katholischen Kirche einem Galilei den Muth gab, die Bewegung unsers Planeten um die Sonne der Inquisition zum Trotze zu behaupten? Von der andern Seite aber zeigte es, in welche Kraßheit der Begriffe

---

*) Doch kann man auch hier wieder beobachten, wie vorherrschend in Süddeutschland (z. B. durch Franz v. Baader) die Schellingische Philosophie katholisirend, in Norddeutschland durch den scharfsinnigern Hegel theilweise protestirend gewirkt hat, obwohl es in der Natur dieser Philosophie selbst liegt, die genannten Gegensätze, gleich den übrigen der Erscheinungswelt, in der Form der absoluten Einheit aufgehen zu lassen.

**) Tischreden. S. 218.

***) Vergl. über ihn die Monographie von J. Hanhart. Winterthur 1824. Wir erinnern zugleich an Felix Platen, Caspar Bauhin, Vesalio u. s. w.

die damaligen Reformirten versunken sein, und wie weit sie sich vom Geiste des Protestantismus entfernt haben mußten, daß sie Galilei's System und das des Copernicus aus religiösen Gründen verdammen zu müssen glaubten *)!

Es ist der Reformation öfter vorgeworfen worden, daß, wenn sie auch einigermaßen die Wissenschaft befördert, sie doch ungünstig auf die Kunst gewirkt habe. An diesem Vorwurf ist wohl etwas. Die Vereinfachung des Cultus zog, wie schon gezeigt worden, eine Verminderung der unmittelbaren Thätigkeit nach sich, welche sonst die Kunst in Beziehung auf gottesdienstliche Zwecke übte. Wie in den ersten Zeiten des Christenthums manche Maler und Bildhauer ihren Beruf aufgaben, so auch hier. Ein solches Beispiel wird uns erzählt von dem Maler Oporinus (Herbst), dem Vater des berühmten Baselschen Buchdruckers **). Allein wenn auch die bildende Kunst für den Augenblick zurückgedrängt wurde, oder sich nur auf die prosaischen Gebiete der Wirklichkeit in der niederländischen Schule beschränkte, so haben dagegen Dichtkunst und Musik ihre schöne Pflege gefunden, besonders in ihrer Vereinigung zum geistlichen Liede. Der ernstere Styl, welchen Bach und Händl wieder in die Kirche zurückgeführt haben, ist eine protestantische Erscheinung, und was die Poesie und Beredsamkeit durch Luthers lebendiges Wort, durch seine Predigten, Lieder und Bibelübersetzung gewonnen haben, will ich nicht wiederholen. Aber abgesehen vom einzelnen, den Genius der Poesie ins Große genommen, dürfte vielleicht die Frage gelten, ist nicht Shakspeare eine protestantische Erscheinung? Gehört nicht diese höhere Auffassung des Lebens, die sich nicht bloß an unbestimmte Ideale hält, sondern die Wirklichkeit mit der Kraft des Gemüthes zu erfassen, und den Gegensatz von Scherz und Ernst auf originelle Weise zu vermitteln versteht, dem Protestantismus an? Wie ich denn schon früher erinnert habe, daß der Humor eine protestantische Tugend ist ***).

---

*) Man sehe die Formula Consensus und den Syllabus Controversiarum!

**) Bei Ochs.

***) Siehe Vorl. 5. Ich erinnere indessen hier noch einmal daran, wie der auf einseitigern Calvinismus ruhende Puritanismus der wahren künstlerischen Stimmung, der poetischen Auffassung des Lebens, weit hin-

Dieß führt mich noch auf das Leben selbst, auf die Sitte. Wenn es irgend wo heißt: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, so gilt es hier. Bloße politische Liberalität, so wie einseitige wissenschaftliche Aufklärung haben das Vorurtheil mit Recht gegen sich, daß sie bei ihrem ungemessenen Streben, den Menschen von aller Autorität zu entbinden, das Sittenverderben, die Zügellosigkeit und Frechheit der einzelnen befördern, und damit die bürgerliche Ordnung, den Frieden und die Ruhe der Gesellschaft untergraben. Dieß findet sich aber nicht da, wo das reformatorische Princip sich zur Klarheit emporgerungen hat. Sittliche Wiedergeburt der Personen, wie der Völker, war ja, wie wir fortwährend zu bemerken Anlaß hatten, das eigentliche Moment der Reformation. Und so hat es sich denn auch gezeigt in der Geschichte. Wie viele sittengefährdende Mißbräuche sind abgestellt*), wie viele häusliche und öffentliche Tugenden ins Leben gerufen worden! Wir können indessen eine doppelte sittliche Wirksamkeit der Reformation annehmen, eine, die wir die äußerliche, die gesetzliche nennen möchten, die andere, welche höher steht, die innere, evangelische. Das Gesetz mußte auch hier, wie bei der Vorbereitung des Christenthums, dem Evangelium Bahn brechen. Die Reformationsmandate gingen auf Entfer-

---

derlicher ist, als die gemüthliche und darum kerngesunde deutsch-Lutherische und Zwinglische Lebensansicht. Der Methodismus, der leider den weit duldsamern Pietismus immer mehr verdrängt, ist entschiedener, als dieser, der Todfeind alles guten Geschmacks, alles Schönen und Lebenskräftigen.

*) Es ist ungerecht, wenn man die vielen Beispiele von Rohheit, die auch unter den Protestanten jener Zeit vorkommen, als Gegenbeweis von der wirksamen Kraft der Reformation anführt, eben so ungerecht, als wenn man das Heidenleben in christlichen Ländern gegen die Wirkungen des Christenthums anführen wollte. Der Sauerteig durchdringt ja die Masse nicht auf einmal, und das Heil läßt sich nicht aufdringen. Es fragt sich nur, ob da, wo das Princip des christlichen Protestantismus lebendig geworden, es nicht vortheilhaft auf die Sittlichkeit gewirkt hat, und dafür spricht die Geschichte. Wie z. B. selbst der rohe Kriegerstand wieder eine religiöse Anregung von der Reformation empfangen habe, darüber vergl. Barthold, G. Frundsberg, S. 71. — Mehr Anstoß, als die aus der alten Zeit vererbte und noch fortdauernde Rohheit, dürfte die von Luthern selbst gebilligte Doppelheirath des Landgrafen Philipp geben, und in der That ist dieß ein Beweis davon, daß die Reformation in ihrer zeitlichen Erscheinung nicht alle sittlichen Mißbräuche überwunden habe; doch liegt einige Entschuldigung in dem Dispensationswesen der Kirche selbst, das Luther nicht erst erfand.

nung sittlicher Gebrechen, auf Begründung des öffentlichen Anstandes u. s. w. Und auch hier zeigt sich eher eine übertriebene Strenge, als Leichtsinn. Aber weit mehr, als in diesen, ihrer Natur nach vorübergehenden Mandaten und Luxusgesetzen, giebt sich der sittliche Geist der Reformation in dem zu erkennen, was er freiwillig geschaffen hat. Wie viele schöne Züge der Menschlichkeit, wie viele Tapferkeit und Hoheit des Sinnes, welche Begeisterung für Wahrheit und Recht hat sich neben den Leidenschaften und im Siege über sie entwickelt! An die Stelle der unnütz gewordenen Klöster traten wohlthätige Vereine. So bildete sich unter anderm in Constanz eine ganze Gesellschaft von Frauen und Jungfrauen, welche sich zu Liebesdiensten gegen Arme, Kranke, Sterbende, Wittwen und Waisen schwesterlich verbunden hatten. Die vornehmste und thätigste war Margaretha Blarer, eine eben so gelehrte, als fromme und wohlthätige Jungfrau, welche Bullinger der Armen größte Hoffnung auf Erden nannte *). Vor allem aber möchte ich mir noch ein Wort erlauben über die Schulen. Alle Reformatoren, fast ohne Ausnahme, haben sich um diese Pflanzstätte der Religion und Tugend verdient gemacht, weil sie wohl wußten, daß nicht von oben herab, sondern von unten herauf müsse reformatorisch gewirkt werden. Luther selbst äußerte sich, wenn er nicht Prediger wäre, so möchte er wohl am liebsten Schulmeister sein, und ihm verdankt der edle Schullehrerstand die Würde, die ihm mit Recht gebührt. In dieser Sorge für das Schulwesen hat die Reformationsperiode mit der unserigen viele Aehnlichkeit, und man möchte geneigt sein, unsere Zeit vor der damaligen glücklich zu preisen, daß sie in der Pädagogik bedeutende Fortschritte gemacht hat. Wer möchte auch diese Fortschritte verkennen? Wie viele Vorurtheile und Mißbräuche sind seit Luthers Zeit aus den Schulen verbannt, wie viele bessere Methoden in Anwendung gebracht worden! Aber hat nicht jede Zeit ihre Vorurtheile, und will es

---

*) Siehe Müllers Reliq. IV. S. 128. — Damit soll nicht verkannt sein, was auch die katholische Kirche ins Leben gerufen, die Vereine barmherziger Brüder und Schwestern. Auch hier führte ja die Reformation nur auf das alt Kirchliche, wahrhaft Evangelische, zurück. Anregend hat sie indessen auch hier auf die Mutterkirche zurück gewirkt.

nicht bisweilen das Ansehen gewinnen, als ob mit dem Alten auch Gutes verdrängt werde? wird die Bildung nicht häufig befördert auf Kosten der Zucht? Wenn man unter anderm das Bestreben sieht, das sich in unserer Zeit laut und unbefangen kund giebt, auch die Volksschule ganz von der Kirche zu lösen, sie, wie man sich ausdrückt, zu emancipiren, wenn man beobachtet, wie nicht in der Bildung der Jugend allein, sondern auch der Schullehrer fast alles mehr auf das Wissen und die Intelligenz abzielt, während die sittlich religiöse Bildung zurückbleibt, so möchte man sich fragen, ob der Gewinn wirklich so groß sei? Nicht die Masse des Wissens ist es ja allein, welche den Menschen der ihm von Natur anhaftenden Rohheit und Gemeinheit entfesselt, sondern der edlere Geist, der die Masse durchdringt, ist das wahrhaft Bildende, was den Menschen zum Menschen macht. Ohne diesen edlern Geist der Liebe zu Gott und zum Göttlichen, den allein das Christenthum vollkommen herauszubilden vermag, bläst das Wissen allerdings auf und erzeugt jenen Dünkel der Halbweisheit, an deren unreifen Früchten unsere Zeit noch lange wird zu verdauen haben.

Sehen wir endlich auf das bürgerliche und häusliche Leben, so drängen sich gewisse Beobachtungen über Fleiß, Industrie, Reinlichkeit in protestantischen Ländern auch dem oberflächlichsten Beobachter auf. Durch die Abschaffung der überflüßigen Feiertage, durch Aufhebung der Klöster, durch Loslösung der kirchlichen Abgaben wurde der Gewerbfleiß mächtig befördert. Wer war es, der die Fabrication besonders auch in unserm Vaterlande emporbrachte, als die aus Frankreich und Italien vertriebenen Protestanten*)? und wo fand umgekehrt die Reformation mehr Eingang, als in den betriebsamen Reichs- und Han-

*) Nach Zürich brachten, 1555 aus Locarno vertrieben, die Orelli, Muralte und andere, deren Geschlechter noch heute blühen, die Seidenweberei, legten Mühlen und Färbereien für ihre Gewerbe, an und erhöhten den Wohlstand der Stadt. S. Zschokke Gesch. des Schweizerlandes, S. 152. In Basel bestand dieser Industriezweig schon länger, doch waren es auch hier neben den ältern Bürgern eingewanderte Reformirte, die ihn vervollkommneten. Den Gebrauch der sogenannten Kunststühle (Bändelmühlinen) führten Isaac Battier, Jac. de Lachenal, Fatio ein, neben den ältern Geschlechtern der Iselin und Hofmann. Siehe Ochs VII. S. 357. u. VI. S. 808.

festädten Deutschlands? So wirkte also auch selbst auf das materielle Wohl die von der Reformation ausgegangene geistige Kraft. Mögen das die nie vergessen, welche den Werth der geistigen Güter nach irdischem Ertrage abzuschätzen gewohnt sind! Endlich aber gewann auch das stille häusliche Leben durch die Reformation an Innigkeit und Haltbarkeit. Je mehr die Religion vom Aeußern ab auf das Innere des Gemüthes zurücklenkte, desto schöner konnten auch die häuslichen Tugenden aufblühen. Wenn die Hausmutter wußte, daß sie Gott besser diene im Kreise der Ihrigen, als in der Kirche bei der täglichen Messe, wenn Eltern es inne wurden, daß eine christliche Erziehung im Hause eine bessere Wohlthat sei für die Ihrigen, als eine Versorgung im Kloster, so konnte sich auf dem Grunde des Wortes Gottrs, um welches der Hausvater die Seinen in stiller Andacht versammelte, am sichersten der unsichtbare Altar häuslicher Zucht und Tugend erbauen, und an die Stelle der todten Bilder trat das schönste lebendige Bild eines heiligen Familienkreises. Wie viel besonders die Aufhebung des Cölibats dazu beigetragen, der Bedeutung des ehelichen Lebens eine höhere Würde zu geben und den geistlichen Stand menschlich zu veredeln, welche Vorbilder die Reformatoren uns in dieser Hinsicht hinterlassen haben, davon haben wir bei einer frühern Gelegenheit geredet*).

Und so hat denn die Reformation auf alle Gebiete des Lebens ihr beseligendes Licht verbreitet, welches kein anderes ist, als das Licht des Evangeliums selbst in seiner zeitgemäßen Erscheinung. Was bleibt uns also am Schlusse zu wünschen übrig, als daß dieses Licht, das unter uns aufgegangen, fortfahre, sich gedeihlich unter uns zu verbreiten? Die Reformation hat nie aufgehört. Im Gegentheil, sie ist nur unterbrochen worden durch Reactionen; später ist sie zum Theil wieder gestört und aus der rechten Bahn geworfen worden durch das revolutionäre Treiben. Keines von beiden aber, weder Reaction, noch Revolution soll uns irre machen. Weit entfernt, zu verkennen, was auch seit der Reformation des 16. Jahrhunderts die neuere und neueste

*) Siehe Vorl. 19.

Zeit Gutes gebracht hat auf dem Gebiete der Politik, der Wissenschaft, der Kunst, der Erziehung, des täglichen Verkehres, des Lebens überhaupt, wollen wir vielmehr das Gute von allem uns aneignen. Auch unsere jetzige Zeit, so viel Irriges und Unverdautes an ihr zur Erscheinung kommt, wollen wir nicht einseitig beurtheilen und unbesonnen verdammen, sondern das Streben nach dem Bessern, das Streben nach Freiheit, nach allgemein verbreiteter Bildung, nach einem gleichmäßiger vertheilten Wohlstande als ein in der Natur des Menschen liegendes edleres Streben ansehen, das dem der Reformation entspricht, das aber, wenn es nicht ausarten soll, der vernünftigen Leitung, der weisen Mäßigung, und vor allem eines tiefern religiösen und sittlichen Grundes, ja der Heiligung durch das Christenthum bedarf, welches die höchste, die wahre und lautere Freiheit ist.

Wie ich mit ähnlichen Gedanken die Reihe dieser Vorlesungen eröffnet habe, so schließe ich sie wieder mit denselben, besonders auch in Beziehung auf unsere engern Verhältnisse.

Was Basel einst gewesen, und nicht allein durch seine äußere günstige Lage, durch Oertlichkeit und Zeitverhältnisse, sondern auch durch den Willen seiner Bürger und Einwohner geworden, das haben Sie nun gesehen. Was es noch werden *kann*, wenn es die geistigen Kräfte, die in ihm liegen, zu nützen versteht, wenn tüchtige Geistesbildung und eine gesunde Frömmigkeit sich immer mehr werden durchdrungen haben, brauche ich Ihnen jetzt nicht erst zu sagen. Jeder mag es selbst leicht beurtheilen. Daß aber jeder von seinem Standpunct aus dazu beitragen könne, die Reformation zu fördern und ihr Palladium zu retten mitten durch die Kämpfe zweier, gleich unrichtiger Extreme, davon, glaube ich, werden Sie sich aus den angeführten Beispielen der Geschichte überzeugt haben.

Wenn ich noch einmal in diesem verehrlichen Kreise mich umschaue, in welchem Diener des Staates und der Kirche, Repräsentanten und Gesetzgeber unsers Gemeinwesens, Männer des Lehrstandes und der verschiedensten Berufsarten sich zusammengefunden, und zwar eben sowohl solche, die schon eine reiche Erfahrung hinter sich haben, als solche, die erst für ihre künftige Wirksamkeit sich vorbilden wollen, wenn ich bemerken darf, wie

auch Frauen und Jungfrauen, die dem öffentlichen Leben ferner stehen, mit einem mir erfreulichen Interesse diesen Vorträgen beiwohnten, so muß es sich mir aufs Neue bestätigen, was ich immer von der Geschichte der Reformation hielt, daß sie in sich selbst eine anregende, bildende, begeisternde Kraft hat, die ich ihr nicht geben konnte, sondern die in ihr liegt, und von welcher Gort gewollt hat, daß sie durch alle Zeiten hindurch auf uns wirke. Und wenn es mir denn auch nur sehr unvollkommen gelungen ist, diese Geschichte auf eine ihrer würdige Weise darzustellen, so hoffe ich doch nicht vergeblich gearbeitet zu haben.

Mit Vergnügen werde ich mich nicht nur der Stunden erinnern, die wir hier gemeinsam zugebracht haben, sondern dieses ganzen zurückgelegten Zeitabschnittes, der in mein wissenschaftliches und geistiges Leben eine neue, wohlthätige Anregung gebracht hat. Um so mehr aber habe ich Ihnen zu danken für das Zutrauen, womit Sie mich beehrt, und für die Nachsicht, die Sie mir haben zu Theil werden lassen.

Stunden und Tage, Zeiten und Jahre vergehen, und die Gegenwart selbst fällt der Vergangenheit anheim. Aber das Eine, was noth ist, bleibt. Dieses Eine im Leben festzuhalten und zu fördern, thue jeder das Seine. Der eine säet, der andere begießt; Gott aber giebt das Gedeihen.

Druckfehler im zweiten Theil.

Seite 4. Anm. 1. Zeile 3. von oben statt ryter lies wyter.
„ 6. Z. 8. v. u. statt Silenan l. Silenen.
„ 34. Z. 16. v. o. statt geistlicher l. geistliche.
„ 71. Z. 9. v. u. statt Ortenbach l. Detenbach.
Anm. Z. 2. v. o. statt fanatischen i. satirischen.
„ 91. Z. 16. v. u. statt Falb l. Falk.
„ 94. Z. 6. v. o. statt Bireroni l. Biveroni.
„ 142. Z. 14. v. u. statt grundverderbbar l. grundverdorben.
„ 163. Z. 6. v. u. statt merklichen, an's Anstößige streifend l. merklich an's Anstößige streifend.
„ 168. Z. 6. v. u. statt Pfirsichen l. Pfirsiche.
„ 170. Z. 3. v. o. statt Sensel l. Senfel.
„ 176. Anm. Z. 1. statt Rodach l. Rotach.
„ 193. Z. 10. v. u. statt schon l. schwer.
„ 200. Z. 9. v. o. statt an der Aschermittwoch l. am Aschermittwoch.
ebend. Z. 17. v. o. statt ihre Aschermittwoch l. ihren.
„ 207. Z. 12. v. o. statt eheliche l. ehrliche.
„ 209. Z. 18. v. o. statt gar l. der.
„ 212 Z. 2. v. u. statt Zwide l. Zwick.
„ 251. Z. 2. v. u. statt Schaffnei l. Schaffnerei.
„ 297. Anm. 3. Z. 2. statt Platen l. Plater.

S

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hagenbach, Karl Rudolf,

Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation

Bd.: 2

Leipzig 1834
H.ref. 170 s-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10449245-9